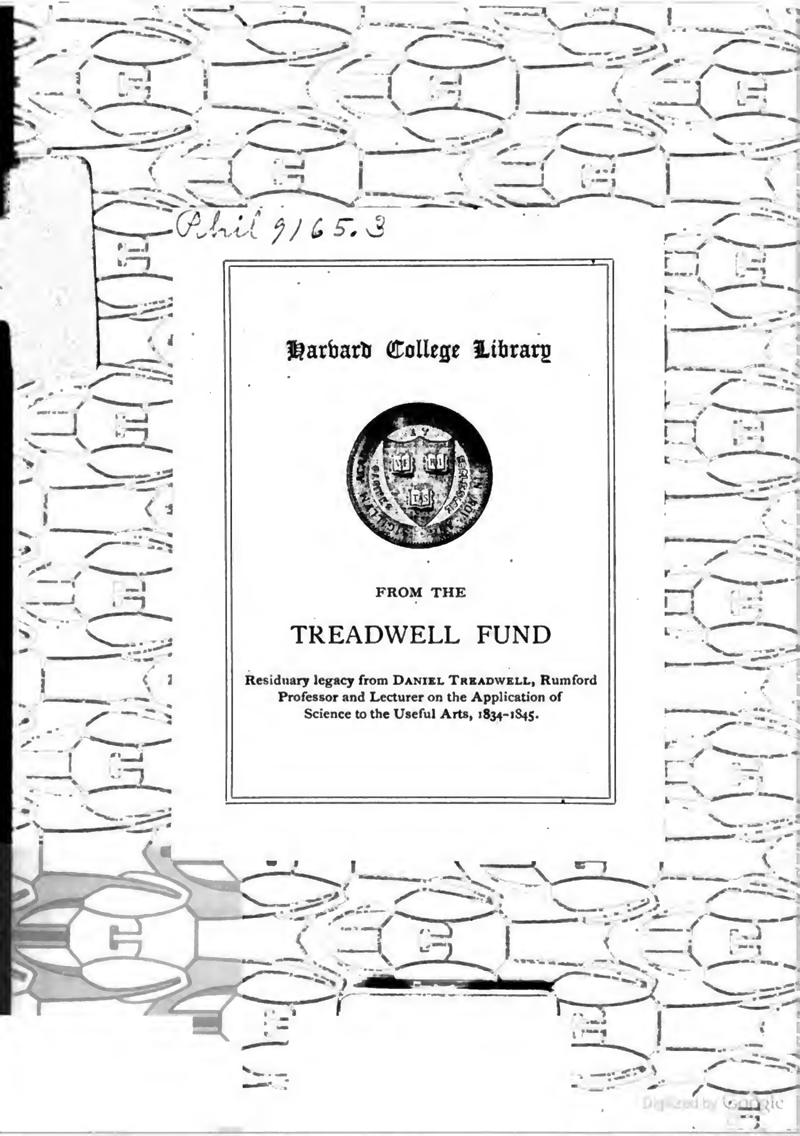
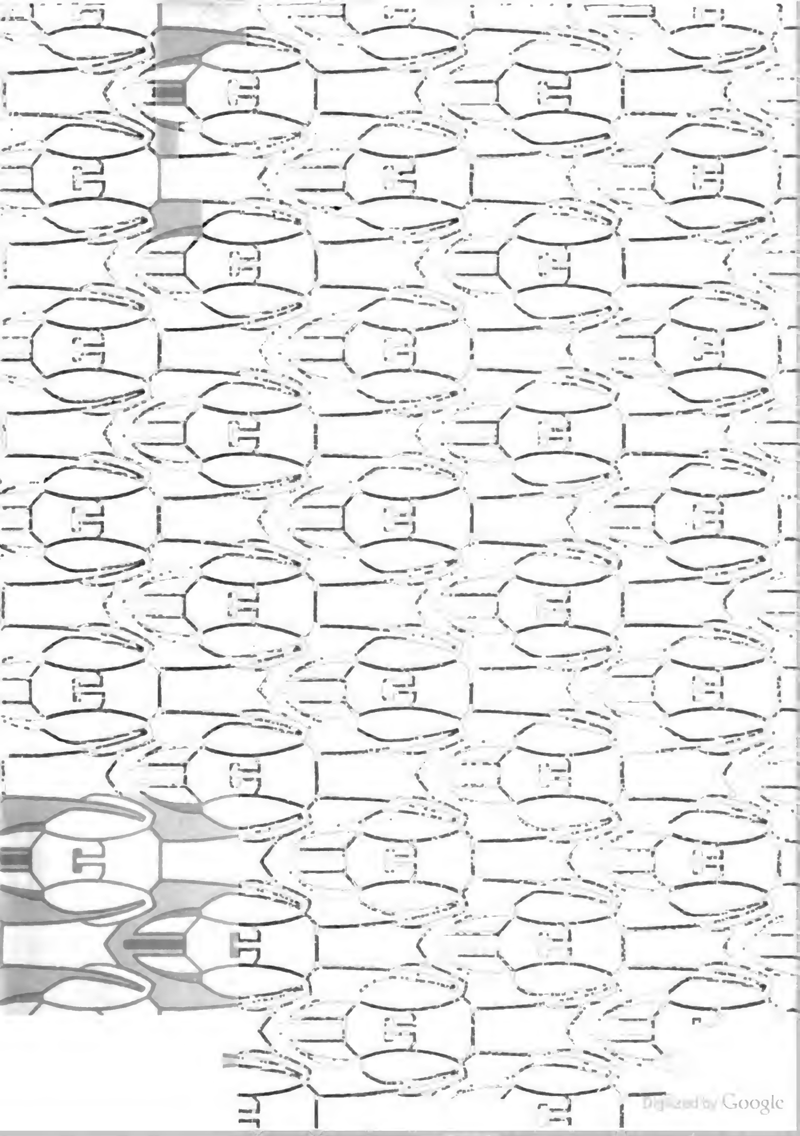
Lebenskunde

Friedrich Wilhelm Foerster





Lebenskunde.

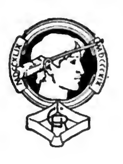
Lebenskunde

Ein Buch für Knaben und Mädchen

von

Dr. Fr. W. Foerster

Zwölftes bis vierzehntes Tausend



Berlin

Druck und Verlag von Georg Reimer

1907.



An meine Leser!

Was versucht man in Eurem Alter nicht Alles, um Kraft und Tapferkeit zu zeigen: den Kopfsprung beim Baden, die Riesenwelle beim Turnen und vieles Andere — und Jeder von Euch freut sich, wenn er eine neue Gelegenheit entdeckt hat, sich stark und mutig zu zeigen.

Ihr wißt aber auch, daß wichtiger als alle Körperkraft die Stärke des Willens ist — ja daß ohne ausdauernde Willenskraft niemand in der Ausbildung der Körperkräfte Großes erreichen kann — ganz zu schweigen von der Ausbildung des inwendigen Menschen.

In den folgenden Besprechungen will ich Euch darauf aufmerksam machen, wieviel Gelegenheiten zur Kraftübung des Willens in jeder Stunde und an jedem Orte vorhanden sind — nicht bloß auf dem Turnplatz und in der Schwimmanstalt. Man muß die Gelegenheiten nur zu finden und zu benutzen wissen!

Tief im Menschen liegt die Kraft, die Wahrheit zu sagen selbst dort, wo er sich durch eine kleine Lüge große Unannehmlichkeiten fern halten kann — die Kraft, den Zorn zu bezwingen, selbst dann, wenn er glaubt, zerspringen zu müssen vor Wut — die Kraft, seine zäheste Bequemlichkeit zu überwinden, so wie ein mächtiger Reiter das störrigste

Roß, — die Kraft, den Schmerz zu verbeißen und seinen Begierden Schweigen zu befehlen, auch wenn sie schreien wie junge Vögel, die gefüttert werden wollen.

Aber alle Kraft muß geübt werden, sonst schläft sie ein und der Mensch wird ein Schwächling. Werdet keine Schwächlinge!

Auch die Liebe ist eine Kraft. Wer nur an sich denkt und nur für sich lebt, der zeigt damit, daß er wenig Kraft hat — denn sonst könnte er doch anderen davon abgeben. Wer Liebe hat, der hat Überfluß an Kraft.

Liebe und Hilfe im Kleinen und Großen ist die Stärke der Mädchen und Frauen: da liegen ihre wunderbarsten Gaben und Kräfte. Aber gar manche wissen nicht, wie sie diese Kräfte in ihrem Herzen wecken, entfalten und richtig anwenden können, sie kennen die Gelegenheiten der Übung nicht — und werden mürrisch und unzufrieden wie Gefangene. Denn ein Gefangener ist jeder Mensch, in dessen Herzen die Liebe noch gefesselt und gebunden liegt!

Allen, die sich üben wollen in der Kraft des Willens und der Liebe, möchte dieses Buch den Weg zeigen. Was darin gesagt ist, das stammt aus Besprechungen, die ich seit einigen Jahren in Zürich mit Mädchen und Knaben von 11—15 Jahren abhalte. Gern hätte ich Euch alle dabei. Da das aber nicht geht, so habe ich es für Euch aufgeschrieben.

Zürich. Fr. W. Foerster.

Inhalt.

Seite

Seite

Selbsttätigkeit.

1. Pfadfinder.

Wenn ich vom Pfadfinder spreche, dann erinnert ihr euch gewiß alle an den tapferen „Pfadfinder" aus Coopers Lederstrumpf, der in der unzugänglichsten Wildnis seinen Weg zu finden wußte, oder an alle die weißen Ansiedler, die sich Schritt für Schritt ihren Weg durch den Urwald bahnten; oder ihr denkt an kühne Entdecker, wie Kolumbus, die unbekannte Erdteile der Kultur und der Wissenschaft geöffnet und die mutig ausgeharrt auf ihrem einsamen Pfade, bis sie die Welt überzeugt, daß sie Recht hatten. Oder es kommen euch die Forscher im dunkelsten Afrika in den Sinn und Nansen, der in die Schrecken des ewigen Eises und der Polar-Nacht hineingeleuchtet hat. Ich aber will euch heute von ein paar ganz bescheidenen Pfadfindern erzählen:

Es war einmal ein kleines Mädchen, das machte gern Entdeckungsreisen im Hause, und da kam sie einst in Abwesenheit ihrer Eltern in das Dachzimmer der Dienstmädchen und erschrak über die dunkle, freudlose Kammer, und sah, daß an den grauen Wänden kein einziges Bild hing. Da eilte sie schnell hinunter in ihr Zimmer und nahm zwei schöne kleine Bilder und hing sie oben in der Mägdekammer auf. Seht, diese Kleine war auch eine Pfadfinderin — denn sie hatte den Weg zu einer Freundlichkeit des Herzens gefunden, an die noch niemand bisher gedacht hatte, selbst ihre eigenen Eltern nicht. Ihr müßt überhaupt nicht meinen, daß Herzensfreundlichkeit

ein Land sei, in dem alles schon entdeckt sei und von dem ihr nur zu lernen habt, was andere längst vor euch gefunden haben. Ganz im Gegenteil, es ist noch ein großes unentdecktes Land, an dem erst der äußerste Küstensaum bebaut ist, während im Innern noch alles dunkel und ungepflegt daliegt. Jeder von euch kann da noch eine neue Welt entdecken — und braucht dazu keine Kriegsschiffe und kein Blutvergießen, sondern nur ein kleines nachdenkliches Seelchen.

Noch von einem anderen Pfadfinder will ich euch erzählen. Ein Knabe hatte sich heftig mit einem andern gezankt und schließlich von diesem eine Ohrfeige bekommen. Grimmig ging er nach Hause und schwur ihm Rache für den folgenden Tag. Als er nun in seinem Zimmer saß und finster über die Nachbardächer starrte, da kam ihm plötzlich der Gedanke: Wie wärs, wenn ich mich jetzt mit ihm versöhnte und die ganze Schuld auf mich nähme? Aber was werden meine Kameraden dazu sagen? Auslachen werden sie mich und Feigling schelten. Aber ist es nicht viel feiger, wenn ich mich jetzt vor ihrem Lachen schäme und nicht wage, zu tun, was ich möchte? Und seht, er machte sich richtig auf den Weg in das unbekannte dunkle Land der Großmut, wo er nicht wußte, wie's ihm ergehen würde. Und er hatte Herzklopfen wie ein großer Entdecker. Schnell sprang er die Treppen hinauf zur Wohnung seines Freundes, klopfte an, schluckte noch einmal tief und sagte dann zu dem Erstaunten: „Du wunderst dich vielleicht, daß ich komme. Ich mich auch. Ich wollte dich aber gar zu gern um Entschuldigung bitten, daß ich dich heute so gereizt habe, daß du mich dann geschlagen hast.“ Da stammelte der andere ganz verwirrt: „Ich war ja schuld, sei du mir nicht böse“, und es war einen Augenblick ganz still in der Stube, und beide sahen sich ganz verlegen an, als schämten sie sich beide, daß sie einen bessern Weg gefunden hatten als Boxen und Schmollen. Dann gaben sie sich die Hand und spielten miteinander und besahen Bücher, aber so feierlich, als wenn sie eben etwas Großes erlebt

hätten. Der Pfadfinder aber ging abends frohen Herzens nach Hause, und ich glaube, ihm war nicht minder gehoben zu Mute als Stanley, als er endlich den Weg durch den dunklen Erdteil gefunden.

---

2. Meisterstücke.

„Ein Meisterstück" — so sagt man oft, wenn man eine rechte Glanzleistung vor Augen hat, ein schönes Gemälde, eine kühne Bergbesteigung oder eine hinreißende Rede. Sogar von einem Meisterstück der Natur spricht man, wenn man einen vollkommen schönen Menschen oder einen herrlich gewachsenen Baum trifft. Wißt Ihr, woher eigentlich das Wort kommt? In früherer Zeit mußten die Gesellen, bevor sie zu Meistern gemacht wurden, ein Probestück liefern zum Beweis, daß sie auch wirklich etwas gelernt hatten: das war dann ein Meisterstück.

Wir haben jetzt viel von Selbstbeherrschung gesprochen. Auf diesem Felde bleiben leider die meisten Menschen ihr Leben lang nur Gesellen und werden nie Meister. Ja viele sind sogar zu kraftlos um überhaupt auch nur Lehrlinge zu werden. Sie denken, das kommt so von selbst und wenn es nicht kommt, nun, dann kommt es eben nicht. Sie ahnen nicht, wie unendlich wichtig es für alle Berufe und alle Verhältnisse des Menschen ist, daß er sich selbst in die Gewalt bekommt. Es kommt an Wichtigkeit gleich nach dem Gehenlernen. Wer sich nicht beherrschen kann, ist wie ein Mensch, der nicht sicher auf den Füßen geht — er stößt mit allen Leuten zusammen und wird von ihnen wieder gestoßen, er weiß nie, wo er landet, weil er keinen festen Kurs halten kann mit allem, was er sagt und tut.

Soll ich euch einmal ein paar Meisterstücke von Selbstbeherrschung nennen? Man muß schon lange Lehrling und Geselle gewesen sein, um sie zu vollbringen, und ihr seid vielleicht noch zu schwach dazu. Aber erzählen will ich sie euch doch.

Fritz ist zu spät aufgestanden und muß sich fürchterlich hetzen, um noch rechtzeitig in die Schule zu kommen. Beim Aufstehen aber kommt ihm alles quer. Wie er ins Hemd fahren will, da merkt er, es ist umgekehrt, mit dem Knopfe nach innen, und er muß brummend wieder hinausfahren. Als er den Stiefel anzieht, reißt der Schnürriemen. Wie er die Seife in die Hand nimmt, gleitet sie ihm weg und rutscht unter's Bett. Beim Packen der Mappe fehlt ein Buch. Wutschnaubend läuft er durch die Zimmer, stößt einen Blumentopf herunter und wird von der Mutter strenge herbeigezogen, um Erde und Scherben aufzufegen. Er möchte explodieren. Endlich kommt er fort. Als er auf der Treppe ist, muß er noch einmal umkehren, denn er hat das Frühstück vergessen. Atemlos und zitternd vor Hetze läuft er endlich die Treppen hinunter. Als er aber auf der Straße ist, da öffnet sich das Fenster über ihm und seine besorgte Mutter ruft hinunter: „Fritz, komm schnell wieder herauf und ziehe die Gummischuhe an, es ist zu naß heut auf der Straße."

Was würden wohl jetzt die meisten Knaben tun oder sagen? Wir wollen es lieber nicht wiederholen. Und die Guterzogenen würden vielleicht lautlos die Treppe wieder hinauf steigen — aber mit einem Gesicht, das ganz versteinert ist von stiller Wut.

Fritz aber — ich sage nicht, daß Fritz wirklich schon gelebt hat, aber er wird einmal leben in der Zukunft — Fritz liefert das Meisterstück, das Unerhörte: Er gibt sich einen gewaltigen Ruck, eilt die Treppen hinauf, tritt mit heiterem Gesichte ein und sagt: „Danke schön, daß Du mich daran erinnert hast", zieht die Gummischuhe an, und summt dabei das schöne Lied: „Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus", sagt dann freundlich: „Adieu" und springt zur Schule: vor lauter Freude über seinen Sieg natürlich immer mitten durch die größten Pfützen.

Ein anderes Meisterstück:

Paula will sich an ihren Tisch setzen um zu arbeiten. Da findet

sie darauf Georgs neuen Atlas. Mit kräftigem Stoß wirft sie ihn hinunter, daß er klatschend auf den Boden fliegt und mit erheblichen innern Verletzungen dort liegen bleibt. Georg kommt herein und sieht was geschehen. Was kommt nun? Ihr wißt es Alle. Seit es eine Weltgeschichte gibt, ist es immer dasselbe, der Eine benimmt sich flegelhaft und der Andere gibts ihm doppelt wieder; es kracht und klatscht, donnert und blitzt, faucht und zischt und wer dabei die Oberhand gewinnt, der meint, er habe das Meisterstück geleistet. „Dem hab ichs aber ordentlich gegeben", so sagt er stolz. Georg aber ist diese Art Weltgeschichte zu langweilig. Schon auf der Schule langweilt sie ihn, warum soll er sie dann zu Hause noch einmal aufführen? Er geht schweigend zu seinem Atlas, streichelt ihn, erkundigt sich nach seinem Befinden, legt ihn an seinen Platz und sagt dann zu Paula: „Entschuldige, daß ich so unordentlich war und ihn auf deinen Tisch legte". Was wird Paula sagen? Die saß gefechtsbereit an ihrem Tische, gehörige Munition von allerlei Worten hatte sie aufgesammelt und auch ein Glas mit Wasser stand bereit. Und nun sagt Georg so etwas Unerwartetes. Sie wird ganz rot. Sie weiß garnichts zu antworten. Aber irgend etwas Neues und Gutes wird auch sie nun tun, früher oder später, denn ein Meisterstück lockt das andere hervor.

3. Taubstumme.

Seid Ihr schon einmal in einer Anstalt für Taubstumme gewesen? Wie wohl diesen armen Wesen zu Mute sein muß! Alles Schöne und Zärtliche, was ein Mensch dem andern sagen und was er von ihm hören kann — das gibts für sie nicht. Nur auf mühsamen Umwegen verkehren sie mit ihren Mitmenschen — so wie Gefangene, die aus ihrem Kerker Zeichen machen. Ich las einmal ein Gedicht über taubstumme Kinder, in dem hieß es:

Kommt und seht und ruft erschrocken:
Ach! wie ist ihr Leben bang
Ihre Kirchen — ohne Glocken
Ihre Lieder — ohne Sang
Die Gedanken — ohne Pforte
Die Gefühle — ohne Worte
Und die Stimme ohne Klang
Ach! wie ist ihr Leben bang!

Wenn ich dies Gedicht lese, so muß ich dabei auch an viele Menschen denken, die garnicht taub und garnicht stumm sind und doch auch ein armes taubstummes Leben führen, weil sie nie gelernt haben, ihre Ohren und ihren Mund wirklich zu gebrauchen. Sie sind immer so mit sich selbst beschäftigt, daß sie überhaupt nur hören, wenns etwas für sie selber gibt — gehts nur die andern an, so versagt einfach ihr Gehör. Sie hören ausgezeichnet, wenn zum Essen gerufen wird — aber wenn ihre Mutter im Gespräch andeutet, daß sie müde sei und Hilfe brauche — so überhören sie das merkwürdig gut. Bläst ihnen jemand einen Wunsch ins Ohr wie eine Trompete, so vernehmen sie es wohl — aber wenn jemand leise und verschämt bittet, so merken sie es überhaupt nicht. Daß sie ihre Schwester verletzt oder gekränkt haben, das hören sie wohl, wenn sie laut weint — aber wenn ihre Stimme leis bebt und zittert, weil sie grob mit ihr waren, so spüren sie nichts. Sie streifen im Walde umher, um Nester auszunehmen und verstehen jeden Ton der Vögel, ob es ein Lockruf oder Warnungsruf ist, ob Zorn oder Jubel — aber auf Menschentöne ist ihr Ohr nicht abgestimmt — da sind sie einfach taub. Ihr Ohr berichtet ihnen nichts aus der Seele ihrer Mitmenschen, sie lernen nicht, wie's denen zu Mute ist, und da wissen sie denn auch nicht mit ihnen umzugehen und sind hilflos wie Taube. Muß man nicht auch von ihnen sagen: „Ach wie ist ihr Leben bang"!?

Habt ihr einmal von jenen Indianern gehört, die ihr Ohr so geübt haben, daß sie auf weite Entfernung Pferdegetrappel hören

können, wenn sie ihr Ohr an den Boden legen, und daß sie das Nahen eines Menschen aus dem Knistern des Laubes heraushören, lange bevor das Blaßgesicht noch irgend etwas spürt? Wir haben es heute nicht mehr nötig, solche Dinge zu lernen — aber es wäre doch recht gut, wenn wir unseren Ohren auch ein paar Kunststücke beibrächten. Ich finde, man sollte sich z. B. üben, sein Gehör zu schärfen und so fein zu machen, daß man aus dem Ton der Stimme hören kann, was im Herzen unserer Mitmenschen vorgeht, ob sie traurig oder erregt, gekränkt oder verstimmt, müde oder gehetzt sind. Das kann man ebenso gut lernen wie der Indianer seine Kunst gelernt hat. Man muß nur gut aufpassen und sich alles merken — gerade wie ja auch die Schauspieler sehr eifrig studieren, wie die verschiedenen Gefühle des Herzens mit der Stimme ausgedrückt werden — sonst würde man ja überhaupt gar keine Schauspiele aufführen können. Wenn Ihr z. B. Theater spielt und einen hochmütigen oder ängstlichen Menschen darstellen wollt, so fragt ihr euch doch auch: Was für einen Ton bekommt die Stimme, wenn man hochmütig oder bange ist? Der Indianer lernt seine Ohren gebrauchen, um seine Feinde zu erlegen oder vor ihnen rechtzeitig davonzulaufen — wir sollten es lernen, um denen, die wir lieben, nicht wehe zu tun oder ihnen lästig zu werden, ohne daß wir es wollen. Ist es nicht ein betrübender Anblick, so ein Mensch, der so ganz und garnicht von selber hören kann, wenn er den anderen stört oder ermüdet, sondern immer erst wartet, bis der ihn mit einem „Himmelkreuzdonnerwetter“ anschreit?

Beobachtet z. B. einmal ganz genau, wie es ein Mensch macht, wenn ihr etwas sagt, was ihm unangenehm ist und er es nicht merken lassen will. Wenn ihr z. B. über irgend einen Kameraden in Gegenwart der andern etwas häßliches erzählt oder eine Strafe berichtet, die er in der Schule bekommen hat. „Er schluckt es hinunter“, sagt man in solchen Fällen. Und an seiner Stimme könnt ihr deutlich das Schlucken hören und merken, daß ihr ihm

weh getan habt. Wenn ihr euer Ohr gut geschärft habt, so merkt ihr vielleicht schon, bevor ihr die Geschichte zu Ende erzählt habt, an seinen Zwischenbemerkungen, daß es ihm furchtbar peinlich ist und hört rechtzeitig auf und vertuscht die Sache, während ein Tauber das garnicht merkt, sondern mit großem Halloh auf der Qual des andern herumreitet. Bei solchen Gelegenheiten verliert man oft seine besten Freunde oder man gewinnt neue, wo man es garnicht geahnt hat. Gebt z. B. auch einmal darauf acht, wie jemand spricht, wenn man ihm lästig wird durch Fragen oder Bitten, weil er gerade etwas anderes zu tun hat oder abgespannt ist. Es gibt nur zu viele Menschen, die da einfach garnichts merken und erst erschrecken, wenns eine Explosion gibt. Besonders bei Krankenbesuchen ists so außerordentlich wichtig, daß man feinhörig ist und die Ermüdung schon heraushört, ehe sie dem Kranken selber klar wird — gerade wie der Indianer das nahende Pferdegetrappel schon hört, wenn noch weit und breit nichts zu sehen ist. Es gibt auch manche Menschen, die so wohlerzogen sind, daß sie selbst in der schwersten Arbeit, oder wenn sie gerade ausgehen wollen, doch noch mit freundlicher Miene Besuch empfangen — wer aber ein feines Gehör hat, der wird aus ihrer Stimme leicht hören, daß ihre Freudenbezeugung mühsam und verlegen ist. Wer das nicht merkt, der wird natürlich stundenlang sitzen bleiben, auch wenn der andere sogar laut seufzt und gähnt oder sogar direkt sagt, wie sehr er gerade an diesem Tage gehetzt sei. Vergeßt ihr nur niemals, daß man mit Eselsohren niemals ein wahrhaft gebildeter und vornehmer Mensch sein kann; die Ohren sind uns nicht dazu gewachsen, damit der Hut nicht herunterrutscht, sondern damit sie Kundschafterdienst ausüben und uns rechtzeitig melden, wo Liebe not tut, wo ein gutes Wort, wo ein herzlicher Händedruck, wo eine Bitte um Verzeihung, wo ein schleuniger Rückzug.

Nun noch ein Wort über die Stummen. Ihnen gelten die Verse: „Die Gefühle ohne Worte und die Stimme ohne Klang". Ihr könnt euch wohl schon denken, wen ich mit den „Stummen"

im Sinn habe. Das sind die Menschen, die nie zu rechter Zeit ein freundliches oder dankbares Wort sagen mögen, die im tiefsten Innern sehr treue und innige Gefühle haben, aber es nie der Mühe für wert halten, irgend etwas davon zu verraten. Manchmal ist es Schwerfälligkeit und Trägheit, manchmal Verschämtheit oder Mangel an Übung. Wenn sie irgendwo eingeladen sind und sich herrlich amüsiert haben, so sagen sie doch mit einem brummigen Gesicht „Adieu" oder höchstens „Dank schön", aber nie würden sie sich so weit überwinden und dem Gastgeber etwas ausführlicher sagen, wie er sie erfreut hat und was ihnen ganz besonders gefallen hat und warum es so schön bei ihm sei und daß man sich immer schon lange darauf freue, bei ihm zu sein usw. Wenn das nicht wahr ist, soll mans natürlich nicht sagen — aber wenn mans wirklich fühlt — warum dann nicht heraus mit der Sprache? Ist etwa schon zu viel Herzlichkeit in der Welt? Ich kann das garnicht finden. Im Gegenteil. Ein freundliches Wort aus dem Herzen ist ja so selten, und wem es gesagt wird, der verliert es nie, sondern trägt es immer froh und sorgfältig mit sich herum wie ein Schulknabe ein gutes Zeugnis oder wie ein Bräutigam den Brief seiner Liebsten. Und wenn er dann von anderen Menschen harte Worte zu hören bekommt, so nimmt er schnell einen heimlichen Schluck von dem Herzenswort und spült damit den bittern Geschmack hinunter. Wie oft versäumt man auch die Gelegenheit, ein Wort des Trostes oder der Teilnahme zu sagen, wo andere in Sorge und Krankheit sind oder ihr Liebstes verloren haben. Stumm und steinern steht man da und möchte wohl etwas sagen, aber es kommt einem nicht der rechte Ausdruck, und so schweigt man lieber. Und doch ist jedes tröstende Wort wie ein Blumenkranz, den man auf ein Grab legt. Man muß nur einmal recht sorgfältig nachdenken, was den andern jetzt am meisten erquicken würde — und dann muß man sich selbst überrumpeln und es schnell sagen. Was würdet ihr z. B. sagen, wenn eure Mutter ihre Schwester oder ihre eigene Mutter verlöre? Ich glaube: „Liebe, gute Mutter — ich

will dich jetzt doppelt lieb haben". Oder wenn ein Kamerad zur Schule kommt, nachdem er einen Tag gefehlt hat wegen Begräbnis seines Vaters? Da geht man leis an ihn heran und faßt seine Hand: „Es tut mir ja so furchtbar leid, daß du so unglücklich bist — willst du mich nicht mal besuchen und mir etwas erzählen von deinem Vater". Oder sagt irgend etwas anderes — nur nicht dies träge Stummsein, wenn man doch ein Herz und eine Stimme hat. Manche Menschen verreisen oft und es tut ihnen in der Seele weh, daß sie sich von ihren Verwandten und Freunden trennen müssen — aber beileibe sagen sie kein Wort davon — sodaß die andern denken müssen, sie seien nicht viel wert und die Reise werde ihnen gar leicht. Und doch kostet es garnichts, einmal den Mund aufzutun und zu sagen: „Früher hab ich mich auf die Reise gefreut — aber jetzt sticht michs, daß ich dich allein lassen muß; viel Heimweh werd' ich nach dir haben und jetzt schon freue ich mich aufs Wiedersehen!" Davon lebt dann der andere in der Abwesenheit, er fühlt sich stolz darauf, daß man so an ihm hängt — warum also nicht das eine kleine Wort aussprechen? Oder man hat einem andern weh getan und man fühlt das sehr gut — aber den Mund auftun und ihm sagen, daß es einem leid tut und daß mans nicht so gemeint habe — nein. Das können sie nicht übers Herz bringen, lieber warten sie ab, bis sein Groll sich verlaufen hat, wie das Wasser nach einem Platzregen. Leider aber läuft eine Verletzung nicht ab wie Regenwasser, sondern frißt in der Seele weiter wie Gift und macht oft alle Liebe tot. Das kommt alles vom Stummsein. Der Mund ist eben zu etwas Besserm da als zum Einlöffeln der Suppe — und ihr glaubt garnicht, welche schöne und feine Linien er bekommt, wenn es uns zur Gewohnheit wird, immer ein herzliches und treues Wort zu sagen, wo uns herzlich und treu zu Mute ist. Ich sage garnicht, daß man immer das Herz auf der Zunge haben soll — da erkältet sich das Herz — nein, aber wir sollten uns einfach angewöhnen, zu rechter Zeit alle falsche Schüchternheit und alle Mundfaulheit zu

vergessen und die andern wissen lassen, daß sie uns lieb und teuer sind und daß wir Dank gegen sie fühlen. Man muß das einfach lernen — aber es ist eine schöne und beglückende Kunst. Ihr lernt doch auch singen und geigen und Klavierspielen, um andern eine Freude zu machen, warum nicht auch die Kunst des freundlichen Sprechens? Dabei ists noch das Schöne, daß ihr beim Sprechen immer sagen könnt, was euer eigenes Herz gedichtet hat, während ihr bei der Musik immer das nachspielen müßt, was andere gemacht haben. Es kommt nur darauf an, daß man einmal anfängt — dann hat man's für immer. Wißt ihr, wie man die Angst nennt, die jeder Sänger und jede Sängerin hat, wenn sie zum erstenmal öffentlich auftreten. Es heißt „das Lampenfieber". Wenn man das hinter sich hat, dann ist man gerettet und geniert sich nie mehr. So ists auch, wenn man sich zum erstenmal zwingt, ein paar freundliche Worte zu sagen, oder um Verzeihung zu bitten. Man muß es eben doch wagen. Sonst wird man nie ein Künstler, sondern bleibt immer ein bloßer Stümper in der menschlichen Sprache — ein stummer Mensch. Darum mahnt uns der Dichter:

So du ein Wort der Liebe hast,
Verbirg es nicht im Herzen,
Brich du als Blütenzweig es ab
Zur Heilung bittrer Schmerzen.

Es ist die Welt des Hasses voll,
Es bluten rings die Wunden,
Ein Wort, das aus dem Herzen quoll,
Macht manch ein Herz gesunden!

Selbstbeherrschung.

1. Wozu braucht man Selbstbeherrschung?

Selbstbeherrschung ist ein recht trockenes Wort. Wenn man jung ist, dann hat man dabei ein Gefühl wie ein feuriges Roß, das von einem ledernen Zügel zurückgehalten wird. Oder wie ein Mensch, der durstend vor einer sprudelnden Quelle steht und nicht trinken darf. Selbstbeherrschung — das klingt wie eine unangenehme Medizin, welche die Erwachsenen den Kindern verschreiben. Ich will euch heut einmal das Gegenteil zeigen. Oder ihr sollt es selbst finden. Selbst wenn es gar keine Erwachsenen gäbe und die Kinder allein auf einer großen Insel lebten und weit und breit wäre kein Lehrer zu sehen — so würden sie schon nach wenigen Wochen entdecken, daß die Selbstbeherrschung eins der kostbarsten Güter des Lebens selber ist. Die Menschen können sehr gut ohne Eisenbahnen, Telephon, Gasofen und elektrisches Licht leben — aber ohne Selbstbeherrschung nicht. Ihr sollt selbst sagen, warum das so ist.

Stellt euch einmal vor, ihr wäret alle bei einem Schiffbruch verschlagen und hättet euch wie Robinson auf eine einsame Insel gerettet und müßtet euch nun zusammen eine Wohnung bauen wie die Wilden und gemeinsam für Nahrung sorgen. Glaubt ihr, zu solchem Wohnungbauen brauche man nur Holz und Steine und rüstige Arme? Nein — daß jeder sich selbst beherrschen kann, das ist wichtiger als alle diese Dinge. Warum wohl? Weil sonst schon nach einer halben Stunde alles im Zank auseinanderläuft. Für das

Zusammenleben der Menschen ist Selbstbeherrschung genau so notwendig wie für die Gestirne des Himmels das strenge Gesetz ihrer Bewegung — würde am Himmel jeder Stern so wie eine Schwalbe in der Luft herumfliegen, so würde bald alles in Trümmern liegen. Die Sterne haben nur den Vorzug, daß sie ihre richtige Bahn nicht erst selbst zu suchen brauchen — während die Menschen meist erst durch viele Zusammenstöße mühsam lernen, in ihren Bewegungen darauf Rücksicht zu nehmen, daß sie nicht allein in der Welt sind — und mancher, der es nicht lernen will, der wird schließlich so zerschellt durch die vielen Zusammenstöße, daß er überhaupt nicht mehr weiter kommt.

Darum sprechen wir hier über diese Sache, damit ihr die richtige Bahn findet, bevor es große Zusammenstöße gibt, bei denen man nie weiß, ob man heil wieder herauskommt.

Habt ihr einmal schon in der Naturgeschichte davon gehört, wie in der Tierwelt und in der Pflanzenwelt alle diejenigen zugrunde gehen, die nicht angepaßt sind an ihre Umgebung und ihre Nahrung, und nur diejenigen übrig bleiben, die am besten mit allen nötigen Organen ausgerüstet sind? Stellt euch vor, daß der Löwe blau wäre, statt gelb, so würde er in der Wüste von weither gesehen und könnte sich an kein Wild heranschleichen. Wäre die Lerche rot, so könnte sie nicht über das Ackerfeld laufen, ohne sofort von den Raubvögeln gesehen zu werden. Sogar die Eier der Vögel sind so der Umgebung angepaßt. Oder denkt an die wunderbar scharfen Augen der Raubvögel. Ein Raubvogel mit trüben Augen würde bald verhungern. In der menschlichen Gesellschaft aber gibt es auch solche Anpassung. Was für den Löwen das Gebiß, für den Raubvogel das Auge, für den Vogel die Flügel, das ist für den Menschen die Selbstbeherrschung. Wer diese Fähigkeit nicht hat, der geht in der menschlichen Gesellschaft irgendwie zugrunde — genau so wie jemand im Wasser versinkt, der nicht schwimmen kann. Freilich ist die menschliche Gesellschaft nicht so grausam wie die Natur. Wer zu

wenig Selbstbeherrschung hat, der wird nicht gleich fallen gelassen. Man sucht ihn nachträglich noch zu erziehen. Er kommt ins Besserungshaus oder in Pension zu einem strengen Lehrer und wenn er erwachsen ist, so hat man auch noch viel Geduld mit ihm — aber rechte Achtung hat man nicht mehr vor ihm. Und schließlich hört auch die Geduld auf: Wer sich dauernd gehen läßt und sich nicht selbst in der Gewalt hat, der ist bald vereinsamt und niemand will viel mit ihm zu tun haben. Die Gesellschaft scheidet ihn aus, so wie das Blut einen Fremdkörper ausstößt oder so wie der Gletscher die Steine an seinen beiden Seiten herauswirft. Ihr seht es ja schon in der Schule. Wer sich da keinen Zaum anlegt aus Rücksicht auf das Behagen und die Wünsche der anderen, der hat bald keine Freunde mehr. Er ist schlecht ausgerüstet für das Leben, und wenn er das nicht rechtzeitig merkt und das Versäumte nachholt, dann kann man ihm ein elendes Leben prophezeien.

Ihr seht also: Fürs menschliche Zusammenleben braucht man Selbstbeherrschung genau so notwendig, wie der Vogel seine Flügel für die Luft und der Schwan seine Schwimmhäute für das Wasser und der Fisch seine Kiemen. Wenn also jemand sagen wollte: Ich lege mir keine Zügel an, ich mache was ich will, so wäre das genau dasselbe, als wenn ein Adler sagt: „Ich kann auch ohne Flügel in der Luft schweben."

Wir wollen aber hier nicht bloß von der menschlichen Gesellschaft im allgemeinen sprechen und warum man Selbstbeherrschung braucht, um in ihr geduldet zu werden, sondern auch von einzelnen Fällen im Leben, wo man es ganz besonders bereut, wenn man sich nicht in der Gewalt hat. Ihr müßt euch dazu einmal vorstellen, wie es einem Menschen geht, der keine Gewalt über seine Muskeln hat. Ein Kind fällt ins Wasser; er möchte es retten, aber die Arme werden ihm müde, als er nur noch zwölf Meter von dem Kind entfernt ist — er muß selber um Hilfe rufen, während das Kind vor seinen Augen ertrinkt.

Viel mehr Elend und Mißlingen aber widerfährt demjenigen Menschen, der nicht Kraft genug hat, seine Leidenschaften und seine schlechten Neigungen im Zaum zu halten und Sklave jeder kleinen Regung ist, die in ihm auftaucht. Könnt ihr mir ein Beispiel nennen? Das bekannteste Beispiel ist gewiß der Trinker, der ganz genau weiß, daß sein Weg ins Verderben führt und der doch zu schwach ist, zum Widerstehen. Aber wählt lieber einige Beispiele aus eurem eigenen Leben. Ihr alle wollt doch fürs Leben gern einen guten Freund oder eine Freundin gewinnen. Wie gewinnt man nun einen solchen Freund? Etwa durch ein Inserat in der Zeitung: „Gesucht wird ein Freund."? Ich meine dadurch, daß man eine Anziehungskraft bekommt für die andern. Wie bekommt man diese? Mancher hat sie von Natur — aber das hält nicht vor, wenn schließlich doch herauskommt, daß man ein Egoist ist. Nein — die andern müssen das Vertrauen fassen, daß man nicht bloß an sich denkt, sondern ein Herz für die andern hat; das muß man also beweisen. Und das kann man oft an Kleinigkeiten. Wenn ich z. B. sehe, daß der andere kein Obst mit zur Schule bekommen hat und ich habe einen schönen saftigen Apfel, so kann ich ihm die Hälfte abgeben oder gar den ganzen Apfel. Da sieht der andere, daß ich ein Herz für ihn habe und vielleicht schenkt er mir seine Gegenliebe und aus kleinen Anfängen ersteht eine Freundschaft. Überlegt euch, wie es kam, daß ihr euch einen Kameraden zum Freund aussuchtet — es war gewiß eine Kleinigkeit, die euch an ihm gefiel. Aber wir waren beim Apfel. Leider findet sich da oft ein unübersteigliches Hindernis, weshalb man den Apfel nicht verschenken kann. Man möchte gern und doch kann man nicht. Warum nicht? Was braucht man, um den Apfel hergeben zu können? Man muß Selbstbeherrschung haben. Daß man den Apfel selber gerne essen möchte und sich nicht von ihm trennen mag: das ist das größte Hindernis der Freundschaft. Darum ist es gut, sich schon recht früh darin zu üben, einmal seinen Appetit und seine Naschhaftigkeit zu besiegen, damit man Gewalt

hat über sich, wenn es einmal darauf ankommt, einen Freund zu gewinnen.

Oder ein anderer Fall. Vor zwei Jahren war in meinem Unterricht ein kleiner Franzose, der sich redliche Mühe gab, deutsch zu sprechen, aber dabei sehr komische Fehler machte. Die andern Kinder brachen dann immer in ein schallendes Gelächter aus und das machte ihn so scheu, daß er gar keine Antwort mehr geben mochte. Als er einmal fehlte, sagte ich den Kindern, sie sollten sich einmal hineinversetzen, wie ihnen zumute wäre, wenn sie im fremden Lande so ausgelacht würden, sie sollten lieber alles tun um den Kleinen zu ermutigen. Sie sahen es ein — aber das nächste Mal platzten wieder einige heraus. Es war ihnen selber furchtbar unangenehm und tat ihnen leid — aber sie konnten es nicht verkneifen. Die Lachmuskeln gehorchten dem Kommando des Herzens nicht, und so mußten die Kinder lachen, obwohl sie sich selbst darüber schämten.

Wißt Ihr, wozu man vielleicht die größte Selbstbeherrschung braucht und wo es einen am meisten reut, wenn man sich nicht in der Gewalt hat: Wenn man jemand versprochen hat, ein Geheimnis nicht weiter zu sagen. Unter dem Siegel der Verschwiegenheit wird der Emma etwas gesagt — sie verspricht hoch und heilig, es bei sich zu bewahren — und kaum ist sie zu Hause, da sitzt sie schon mit ihrer Schwester zischelnd in einem Winkel und man hört gerade noch: Aber daß du um Gotteswillen keinem Menschen etwas weitersagst! Die Schwester aber hat es natürlich schon an demselben Abend ihrer Freundin weitererzählt und die sagt es ihrem Bruder und der verkündigt es ganz laut in seiner Klasse und so ist es herum. Wißt ihr aber auch, daß schon manches Mädchen und mancher Knabe sich beklagt hat, sie fänden nie einen rechten Freund oder eine Freundin — und dabei haben sie keine Ahnung davon, daß nur ihre Schwatzzunge daran schuld ist. Beobachtet es nur bei euch selbst — wer einen Freund haben will, der will einen Menschen, dem er ganz und gar vertrauen kann. So sicher wie er weiß, daß die Sonne jeden

Morgen aufgeht, so sicher muß er darauf zählen können, daß der Freund schweigt, wenn er ihm etwas anvertraut hat. Beobachtet er einmal, daß der auch nur eine Kleinigkeit weitergesagt hat, so ist es wie ein Riß in seinem Herzen — er sieht: das ist kein Mensch, dem man vertrauen kann. Denn wenn er in einem Punkt keine Selbstbeherrschung hat, so wird man auch in anderen Dingen nicht auf ihn bauen können. Und wie leid tut es nachher dem, der das Geheimnis nicht bei sich behalten konnte. Aber er hatte die Kraft der Selbstbeherrschung nie geübt — da war natürlich die Lust am Klatschen stärker als die Freundestreue.

Darum ist es noch nötiger, sich im Schweigen zu üben und Kraft darin zu bekommen, als die dicksten Waden im Velofahren zu erzielen. Denn mit den Waden kann man nur einen Preis im Wettfahren gewinnen, mit der Selbstbeherrschung aber kann man Vertrauen gewinnen — und ohne das ist man ein armer einsamer Mensch. —

Noch viele andere Beispiele werden euch einfallen, aus denen man sehen kann, wozu wir Selbstbeherrschung brauchen im Leben. Wir können hier nicht alle aufzählen. Selbstbeherrschung heißt im Grunde, daß der Mensch im Hause seines Körpers der alleinige Hausherr ist und nicht den Dienstboten und Hausknechten darin zu gehorchen braucht, den Lachmuskeln, den Magennerven, den Kaumuskeln, der Zunge und wie die Dinge alle heißen. Die Dienstboten und Hausknechte sollen sich vom Herrn leiten lassen, weil er die Überschau über das Ganze hat und Einnahme und Ausgabe berechnet und darüber nachdenkt, wie jede einzelne Handlung ins Ganze stimmt. Wer seinen Trieben und Leidenschaften, seinem Kitzel und seinen Launen untertan wird, der wird stets die bitterste Reue kosten, denn was diese ohne den Kopf tun, das stimmt nie zum Ganzen und wird darum immer Unordnung und Verwirrung anrichten.

---

2. Stammt der Mensch vom Affen ab?

Neulich fragte mich ein Knabe, ob es wirklich wahr sei, daß der Mensch vom Affen abstamme. Ich sagte: „kaum — wenigstens wissen wir gar nichts Zuverlässiges hierüber.“ Auch kommt es viel mehr darauf an, was wir werden wollen, als was wir gewesen sind. Und von den Tieren, die wir heute im Affenhause sehen können, stammt der Mensch sicher nicht ab. Auch hat seine Seele sicher einen göttlichen Ursprung, und nur dem Leibe nach hängt er mit dem Tierleben zusammen. So wie es ja auch in der Bibel heißt: „Gott machte den Menschen aus einem Erdenkloß und blies ihm seinen Odem ein.“ Ohne diesen Odem hätte sich der Mensch nie losgelöst von seiner tierischen Vergangenheit. Vielleicht sind Affe und Mensch einst von einem gemeinsamen Stammvater abgezweigt, dessen Knochengerüst wir noch nicht aufgefunden haben. Ob die Züge dieses tierischen Ahnen menschlicher gewesen sind, als die der heutigen Affen, wissen wir nicht. Ich möchte es bezweifeln, denn es gibt viele Wilde, deren Kinnbacken so groß, deren Nase so platt und deren Stirn so niedrig ist, daß sie fast roher und tierischer aussehen als ein Orang-Utang. Und diese Orang-Utangs zeigen manchmal so menschliche Züge, daß sie sogar uns Menschen beschämen können. Im Aquarium in Berlin war längere Zeit ein Orang-Utang, der einer schweren Operation unterworfen werden mußte, an deren Folgen er starb. Der Arzt war tief ergriffen von der rührenden Geduld und Dankbarkeit, die das gequälte Tier inmitten der größten Schmerzen seiner ganzen Umgebung bewies. Wie wenig menschliche Patienten gibt es, die in qualvoller Krankheit genug Selbstbeherrschung und Feinheit behalten, um freundlich und geduldig zu bleiben!

Müssen wir übrigens erst Naturgeschichte studieren, um zu wissen, daß wir aus dem „Erdenkloß“ stammen und ganz langsam und schwerfällig den Weg zur geistigen Hoheit emporklimmen? Muß erst der Naturforscher kommen und uns zeigen, daß wir an unserem

Skelett noch den Ansatz zu einem Schwanz haben — oder gibt's noch andere Zeichen, die viel deutlicher unsere Abkunft verraten? Wir brauchen uns doch nur selbst zu beobachten. Wie oft wird in einer Kinderstube genau so gezankt und gekreischt wie in einem Affenkäfig. Betrachtet euch ferner einmal im Spiegel, wenn ihr gerade mit einem Bruder um einen Apfel oder ein Stück Kuchen zankt oder euch gegenseitig schlagt und kratzt: ein Affengesicht seht ihr, ein wohlgetroffenes! Und Menschen, deren Seele gar nicht von Liebe und Freundschaft erhellt wird, sondern bloß von Freßbegier und Geiz und anderen schmutzigen Eigenschaften, die bekommen wieder nach und nach völlige Tiergesichter, selbst wenn sie noch so viel Verstand haben. Jeder Mensch ist ja der Maler seines eigenen Gesichtes. Wie sollte es auch anders sein? Ihr seht ja doch, wie jede Stimmung des Menschen sofort in dem Ausdruck der Augen, der Stirn, des Mundes zutage tritt — wer daher immer in wilden, häßlichen Gefühlen lebt und zornig seine Mienen verzerrt, dem wird das Gesicht auch so stehen bleiben, und wer im Dienst der Herzensgüte lebt, dem wird die Liebe aus den Augen leuchten, auch wenn er noch so häßlich ist. Daher kommt wohl auch die Sage von dem Heiligenschein, den ihr auf den Kirchenbildern um das Haupt Christi und seiner Nachfolger seht: Wer ganz in der Liebe ist, um dessen Augen und Stirn liegt ein solches Leuchten der Seligkeit, daß man meinen könnte, es ginge ein überirdischer Schimmer von ihnen aus.

Manche Knaben und Mädchen sind daheim nach Herzenslust trotzig und ungebärdig — aber sie möchten beileibe nicht Fremde und Gäste jemals so etwas sehen oder hören lassen. Daß ihnen aber ihr ganzer Zankroman im Gesichte geschrieben steht — ein Kapitel nach dem andern — daran denken sie nicht. Wenn ihr euch also lieblosen Gedanken hingebt, so denkt immer daran, daß ihr damit auch euer Gesicht verunstaltet. Mit Recht heißt es darum auch:

„Das ist die Gerechtigkeit auf Erden
Daß die Gesichter wie die Menschen werden!"

Ihr glaubt z. B. gar nicht, wie schnell man einen groben Mund bekommt, wenn man ununterbrochen plumpe Dinge redet, und wie schnell man eine riesige Kinnlade hat, wenn man nur aufs Essen erpicht ist, und wie schnell die Augen böse und kalt werden, wenn man immer grämlich und gereizt über seine Mitmenschen denkt und jedem Ärger die Zügel schießen läßt. Und bei denen, die immer nur ängstlich auf ihren Vorteil schauen, bekommt auch der Augenausdruck allmählich etwas Enges und tierisch Spähendes.

Aus alledem versteht ihr also gewiß auch ohne Naturwissenschaft, daß die Menschen, solange sie noch selber wie die Tiere dahinlebten, auch den Tieren ähnlicher sahen, als sie es heute tun, und daß wir uns mühsam im Lauf der Jahrtausende unsere Menschengesichter aus der Tierfratze herausgemeißelt haben durch wachsende Kameradschaftlichkeit und Selbstüberwindung. Die alten Griechen haben in ihren Götterstatuen am schönsten dargestellt, wie im Gesicht des Menschen immer mehr die Stirn hervortritt und die Kauwerkzeuge zurücktreten; der Gedanke siegt über das Tier. Bei der großen Statue des Zeus vom Bildhauer Phidias war diese Schönheit und Majestät der Stirne und die Milde des Mundes so ergreifend dargestellt, daß im Volke die Sage ging, wer in dieses Antlitz gesehen, der könne nie wieder unglücklich werden.

Ist es nicht erhebend, daß der Mensch durch Gottes belebenden Hauch so aus der Tierheit herausgewachsen ist? Und welch Geheimnis mag wohl noch in diesem Menschengesicht liegen? Wird die Stirne nach tausend Jahren noch erhabener geworden sein, die Augen noch heller, der Mund noch edler und bescheidener? Werden eure Mienen schon von der Sonne einer besseren Zeit erhellt sein?

Freilich soll uns der Gedanke an unsere Abstammung aus dem Tiereich auch eine Mahnung sein, daß wir auf der Hut sind, damit wir nicht wieder rückfällig werden. Wir haben zwei Stimmen in uns: die eine ruft uns in den Urwald zurück — die andere in

das Land der Menschlichkeit, wo wir nicht mehr Sklaven unserer Tobsucht und unserer Gefräßigkeit sind. Daß so viele Menschen wieder in die Tierheit zurückfallen, das kommt daher, daß sie nicht rechtzeitig acht geben, wenn das Tier sich regt in ihnen — und mit einem mal ist es zu spät. „Er hat sein Gleichgewicht verloren", sagt man dann. Er muß den großen Aufstieg noch einmal von vorn beginnen, den langen Aufstieg von zügelloser Tierheit zum Adel der Selbstbeherrschung.

Ruft zu rechter Zeit alle eure besten Gedanken zusammen, wenn ihr jemals spürt, daß euch das Tier wieder in seine Gewalt bekommen will. Man spürt es sofort, es ist, als solle man durch irgend etwas Fremdes aus dem eigenen Hause gedrängt werden. Gebt ihm keine Gelegenheit und werdet niemals vertraulich mit ihm. Duldet keine rohen Reden unter euren Kameraden und leset keine schlechten Bücher. Wie die Lawine im Gebirge oft nur durch ein einziges lautes Wort ins Rollen gebracht wird, so genügt auch beim Menschen oft nur ein leiser Anstoß, um die alte Wildheit und Gier zu entfesseln.

Es gibt kein schöneres Schauspiel, als wenn der Tierbändiger mit einem einzigen Blick seines Auges die knurrenden Löwen im Zaume hält. Das ist die Majestät des Menschen, vor der das Tier sich beugt. Aber welch trauriger Anblick, wenn die Majestät sich vor dem Tiere beugen muß!

---

3. Der Kampf mit der Zunge.

Im alten Griechenland gab es einen Orden von frommen und nachdenklichen Männern. Die hießen die Pythagoräer. Wer in ihren Bund eintreten wollte, der mußte geloben, zunächst drei Jahre lang zu schweigen. Erst wenn er diese Probe bestanden hatte, wurde er würdig befunden, zu ihnen zu gehören. Könnt ihr euch wohl

denken, warum diese Bedingung gestellt wurde? Ich glaube, weil nichts auf der Welt schwerer ist, als Herr zu sein über seine Zunge. Wer das fertigt bringt, der beweist damit so viel Kraft des Geistes und der Selbstbeherrschung, daß man ihm auch in größeren Dingen vertrauen kann. Er ist ein freier Mann und nicht mehr der Knecht seines Mundwerkes. Was hilft alle Gutherzigkeit, wenn die lose Zunge dem guten Herzen nicht gehorcht? Das größte Unheil und die größte Verwirrung in der Welt wird durch losgelassene Zungen angerichtet. Wegen eines leichtsinnigen Scheltwortes schießen sich Menschen gegenseitig tot und alte Freundschaften zerbrechen oft durch irgend einen dummen Klatsch. Als ich vor einem Jahre einmal vor einer anderen Klasse von diesen Dingen sprach, da seufzte ein kleines Mädchen tief auf und sagte: „Ach ja!" Sie hatte jedenfalls schon selber erlebt, wie viel Not in der Welt von unbewachten Zungen herkommt und wie schnell ein Wort gesprochen ist, das man nachher bitter bereut. Und ist es nicht gar zu ärgerlich, daß ein großer Mensch oft von diesem kleinen roten Stückchen Fleisch regiert und bevormundet wird? Wir sollten uns das einfach nicht gefallen lassen und dafür sorgen, daß jedes Wort, was die Zunge sprechen will, uns erst zur genauen Prüfung vorgelegt werde. Wer das nicht tut, der ist wie ein Kaiser, der seinem Lakaien die Regierung abgetreten hat.

Ihr habt gewiß alle schon einmal das Gedicht auswendig gelernt, in dem es heißt:

„Und hüte deine Zunge wohl,
Bald ist ein böses Wort gesagt,
O Gott, es war nicht bös gemeint,
Der andere aber geht und klagt."

Erinnert euch einmal an die verschiedenen Fälle, wo man in Gefahr kommt, daß einem die Zunge durchgeht. Am häufigsten wohl, wenn man von anderen gereizt wird und in Wut gerät. Da

sagt man manches, was einem nachher so fremd vorkommt, daß man es gar nicht wiedererkennt.

Man denkt so in der Wut, das häßliche Wort müsse heraus, dann werde man sich erleichtert haben — in Wahrheit aber hat man sich nur beschwert und hat oft sein ganzes Leben an dem zu tragen, was man in einer Stunde gesagt hat.

Was ist also zu tun? Das Beste wäre ja, einmal drei Jahre lang zu schweigen. Da würdet ihr es gründlich lernen. Aber das würde euch zu schwer. Aber wie wärs, wenn ihr einmal wenigstens einen kleinen Orden gründetet, wo jedes neue Mitglied sich verpflichten muß, einen Monat lang kein Wort zu reden, so lange Zorn und Ärger in ihm kochen? Oder auf keine Beleidigung zu antworten? Später kommt dann eine andere Zungenübung heran. Ihr bildet euch immer so viel darauf ein, wenn ihr zehnmal hinter einander Klimmziehen könnt und eiserne Muskeln habt, — glaubt mir nur, es gehört mehr Männerkraft dazu, einen eisernen Zungenmuskel zu haben, als Arme und Waden wie ein Athlet im Zirkus.

Wißt ihr, was Julius Cäsar tat, um sich vor übereilten Worten zu schützen? Wenn der Zorn über ihn kam, so zählte er immer bis zwanzig, bevor er antwortete. Das ist ein ausgezeichnetes Mittel und ich empfehle es allen unter euch, die es brauchen.

Nun aber ein anderer Fall. Denkt nur an das Wort „der Andere aber geht und klagt". Wann kommt das vor? Das geschieht, wenn es uns reizt, irgend einen schlechten Witz oder ein verletzendes Wort auf Kosten unseres Kameraden zu sagen, nur damit die anderen recht lachen. Oder wenn wir gar den andern ausspotten wegen irgend eines Gebrechens, an dem er nicht schuld ist oder wegen eines Fehlers, über den er sich selber schon genug schämt. Ich weiß aus meiner eigenen Schulzeit: Es ist als sollte man platzen, wenn man etwas Lächerliches bei sich behalten soll, nur weil der

andere es traurig aufnehmen könnte. Aber man verliert oft seine besten Freunde durch einen einzigen boshaften Witz, denn Lachen ist oft herzloser als Tadel. Schluckt es lieber herunter, oder gebt wenigstens eurer Zunge nie freien Lauf, bevor ihr nicht Umschau gehalten habt, ob niemand verwundet und gekränkt wird. Das nennt man Herzensbildung.[1])

Nun noch etwas für die Mädchen.

Es gibt drei Arten Zunge. Ochsenzunge, Schweinszunge und — Klatschzunge. Letztere ist am schwersten bekömmlich. Leider findet man sie oft bei kleinen Mädchen — aber auch nicht selten bei sehr großen. Klatscht ihr wohl auch manchmal? Ich zweifle nicht daran. Aber ich glaube euch, daß ihr es nicht aus Bosheit tut, sondern nur weil eure Zunge redet, ohne euer Herz vorher gefragt zu haben. Was sagt nun euer Herz zum Klatschen? Habt ihr euch wohl schon einmal darnach erkundigt? Gibt es wohl jemand unter euch, der meint, daß das Weitererzählen von häßlichen Handlungen oder Worten irgend etwas Gutes anrichten kann? „Man wird dadurch auf das Böse aufmerksam gemacht." Auf wessen Böses? Auf unser eigenes? Nein, der Klatsch redet immer nur von dem, was andere verfehlt haben oder noch verfehlen. Glaubt ihr nun, daß es uns irgend selbst etwas hilft, wenn uns jemand ins Ohr flüstert, daß Elise neulich ihre Mutter belogen hat, oder daß Emmas Bruder jede Nacht erst nach zwölf heimkehrt? Gar nichts hilft es uns. Im Gegenteil, je mehr wir schlechtes von anderen hören, desto besser kommen wir uns selbst vor. Und je mehr wir bei anderen herumschnüffeln, um so weniger kehren wir bei uns selbst ein. Und glaubt ihr, daß den anderen durch das Klatschen

---

[1]) Es giebt noch andere Gründe für Schweige-Übungen: Wer nicht schweigen lernt, der lernt auch nicht denken. Das Schweigen soll eine Vorbereitung auf das Denken sein, ein äußeres Zeichen für den Vorsatz, nicht gleich mit dem Munde voran und mit dem Urteil fertig zu sein.

geholfen wird? Sie hören ja nichts davon, denn es geschieht heimlich. Und wißt ihr, was das Schlimmste ist? Weil der Klatsch nicht aus der Liebe kommt, darum ist ihm auch nichts heilig, er bleibt nicht bei der Wahrheit und verdreht alles und glaubt jedem das erste beste, wenns nur recht gruselig ist. Es gibt Klatschmäuler, die könnten keine Fliege töten, aber ihren Mitmenschen langsam umbringen, indem sie ihm seinen guten Ruf stehlen und aus seinem kleinsten Versehen eine Räubergeschichte machen, das können sie. Was der Freund ihres Vetters von seiner Frau gehört hat, der das Dienstmädchen erzählt hat, was die Waschfrau einmal an der Türspalte aufgeschnappt hat — das tragen sie weiter als ewige Wahrheit, und wenn die Geschichte schließlich zum ersten Klatschmaul zurückkehrt, dann erkennt es sein eigenes Gewächs nicht mehr. Ja, ihr lacht darüber. Aber wißt ihr auch, daß diese Klatschmäuler eine große Armee zu ihren Diensten haben, nämlich alle die Gedankenlosen, die Häßliches weitertragen, ohne sich etwas Schlimmes dabei zu denken, bloß um sich und andere zu unterhalten?

Ihr habt gewiß alle schon einmal in der Zeitung eine Annonce gelesen: „Gründliche Heilung von Rheumatismus usw. besorgt . . . .“ Wißt ihr, wie man gründlich von Klatsch geheilt werden kann? Ratet einmal! Wenn man einmal zufällig dahinter gekommen ist, wie man selber verklatscht worden ist, und wie dabei alles so verdreht und verfälscht worden, daß man vor Schrecken ganz blaß wurde, daß solche Photographien von uns unter die Leute gebracht werden.

Nun will ich euch aber auch ein Mittel zur Zungenübung sagen, wie ich's den Knaben auch gesagt habe. Denkt immer daran: euer Herz und eure Vernunft sind gegen den Klatsch. Eure Zunge ist für den Klatsch. Sind zwei gegen eine. Da muß die Zunge verlieren. Aber nur, wenn ihr euch vornehmt, auf der Wacht zu sein. Denen, die sich weiterbilden wollen, empfehle ich: macht euch zur Regel, von keinem Menschen irgend etwas Häßliches weiterzusagen. Und wenn eine Freundin das tut, so fragt sie: „Arme Luise, bist du angestellt,

um Schmutz herumzutragen? Tust du nicht auch vieles, was man mißverstehen könnte, wenn man dich nicht genau kennt und liebt?"

Der große Kirchenvater Augustinus erzählt einmal in seinen Schriften von seiner Mutter, einer armen Frau aus dem Volke, und da findet er, daß ihr schönster Zug gewesen sei, niemals verletzende oder häßliche Dinge weiterzuerzählen. Hört selbst, wie er es sagt: „Wenn in Gegenwart der Freundin sich der leidenschaftliche Haß in heftige Worte über die abwesende Feindin ergoß, so entdeckte sie der Abwesenden nie etwas davon, sondern redete nur zum Guten, um die Versöhnung herbeizuführen."

Seht, das ist nun fast zwei Jahrtausende her, alle die Klatschtanten aus jener alten Zeit sind vergessen — aber dieser treuen Mutter hat der Sohn ein ewiges Denkmal gesetzt, und ich glaube, es ist keine unter euch, die nicht versuchen möchte, ihr gleich zu werden.

---

4. Der Einfluß des Geistes auf den Körper.

Wie sehr unser Körper auf unsern Geist wirkt, das können wir täglich an uns beobachten. Wenn wir körperlich ermüdet oder gar krank sind, dann will auch der Geist nicht arbeiten. Und wenn wir so recht gesund und frisch sind, dann ist auch der Geist willig und leistungsfähig. Körperlich kranke Leute haben auch nicht selten einen kranken Geist — der Geist ist eben wie ein Mensch, der ja doch auch in seiner ganzen Stimmung von der Wohnung beeinflußt wird, in der er sich den ganzen Tag aufhält.

Auf der anderen Seite aber haben wir doch auch beobachtet, welche gewaltige Macht der Geist über den Körper haben kann. Wie Männer und Frauen in den höchsten Lebensjahren mit gebrechlichem Körper täglich strahlen von Frische und Klarheit des Geistes. Wie Schwerkranke in heiterer Geduld ihr Leid ertragen und sogar beständig noch für Andere denken und sorgen. Und haben wir nicht

auch an uns schon sehen können, wie ein starker Wille den ermüdeten Körper noch weiter zur Dienstleistung gezwungen hat, auch wenn die Kraft schon ganz erschöpft schien?

Wunderbar ist es auch, wie oft eine einzige gute Nachricht einen Kranken heiter stimmen und ihn alle Schmerzen vergessen machen kann — wie überhaupt die Freude auf den Körper wirkt. Ferner ist es ja auch bekannt, daß die Hauptsache bei einem Arzte ist, daß er das volle Vertrauen des Patienten hat — der Glaube an den Arzt hat oft schon mehr zur Linderung der Schmerzen und zur Heilung beigetragen als die Mittel, die er dem Körper verordnete.

Woher das wohl kommen mag? Zu einem großen Teil gewiß davon, daß unsere ganze Stimmung einen großen Einfluß auf den Gang unseres Blutes ausübt und schon dadurch oft Stockungen im Körper „fortspülen" kann. Dann aber auch durch den uns noch sehr verborgenen Einfluß der Nerven auf alle unsere Organe. Den stärksten Einfluß aber auf die Nerven hat der Geist. Wir wissen ganz gut, wie wir uns gehen lassen können in der Schreckhaftigkeit und in weichlichem Nachgeben an allerhand körperliche Zustände — und daß ein festes Kommandowort des Geistes genügen würde, um sofort alles in Ordnung zu bringen.

Wie sehr man durch den festen Willen, nicht krank zu werden und durch ruhige und tapfere Seelenstimmung wirklich Ansteckung und Erkrankung verhüten kann, das ist ebenfalls bekannt. Bei großen Epidemien werden diejenigen am ersten krank, welche die meiste Angst haben. Wenn man z. B. in fliegender Zugluft sitzt und plötzlich denkt: „Um Gotteswillen, jetzt habe ich sicher einen Katarrh", so hat man gewiß Recht, denn die Angst zieht alle Blutgefäße zusammen, das Blut stockt und geht langsamer, und so kommt es, daß die Widerstandskraft des Körpers reißend schnell heruntergesetzt wird, und jede Art von Erkrankung leichten Eintritt hat.

Es gibt gar nichts Wichtigeres für den Menschen, als daß er so früh wie möglich lernt, von der Macht seines Geistes über den Körper

ausgiebigen Gebrauch zu machen und den Körper einfach an Gehorsam zu gewöhnen. Wenn man später von jeder körperlichen Schwäche und Verstimmung abhängig ist und sich und anderen damit die Laune verdirbt, dann verwünscht man es, daß man sich immer gehen ließ in der Jugend — aber dann hat der Körper sich die Nerven meist schon so untertan gemacht, daß es zu spät ist.

Heiter und lebendig bei starkem Kopfweh und Zahnschmerzen bleiben, nicht jeder Ermüdung nachgeben, gerade und fest bei Tische sitzen, auch wenn man umfallen möchte, fest auftreten beim Gehen, wenn man schleichen möchte, sich keinerlei Gejammer erlauben, sich nicht gegen Kälte verweichlichen, schlecht schmeckendes Essen mit Heldenkraft herunterschlucken, nicht gleich jedem kleinen Unwohlsein Gehör schenken — damit erobert man sich seine Freiheit und kann etwas tüchtiges in der Welt vollbringen.

---

5. „Nun gerade nicht."

Sehr reizbare Menschen sagen oft: „Ich kann nichts dafür, ich bin halt nervös, bleibt mir, bitte, drei Schritt vom Leibe". Ja, sein Körper ist nervös, das ist richtig — aber dem Menschen ward der Geist gegeben, damit er nicht dem Körper untertan sei. Aus ganz gebrechlichen und wackligen Bauernhäusern im Schwarzwald schaut oft mit roten Wangen das heiterste Mädchen heraus und lauter Blumen stehen am Fenster — so kann auch aus einem anfälligen und reizbaren Nervenhause die heiterste Seele herausschauen — wenn sie nur will oder wenn sie jemand im Leben trifft, der ihr lustig in das Antlitz sieht und ihr zuflüstert: Laß dir doch das nicht gefallen, diese Nerventyrannei, zeig einmal, wer Herr im Hause ist, du hast doch mehr Kraft als alle die Nerven zusammen!

Ihr kennt die Geschichte von Demosthenes und seiner Anlage zum Stottern. Ich denke mir die Sache so: Als er Knabe war, und ihn jemand fragte, was er werden wolle, da sagte er: „Ein großer

Volksredner!“ Allgemeines Gelächter darauf. „Du mit deiner schweren Zunge und deinem Stottern!“ Da ergrimmte der Knabe und dachte: „Aha, also mein Körper soll über meinen Beruf entscheiden und nicht ich? Nun gerade nicht!“ Und er ging ans Meer und machte die Übungen, die ihr alle kennt, und setzte seinen Willen durch. Gerade weil er den Körperfehler hatte, ward er so groß, denn es kostete doppelte Willenskraft, den Widerstand zu besiegen. Genau so ist es mit dem Nervös-Sein. Wer reizbare Nerven hat, ist darum durchaus nicht zur Reizbarkeit verurteilt. Es kommt alles darauf an, ob er zu seinem Körper sagt: „Nun gerade nicht“. Dann kann er sogar ein Held der Selbstbeherrschung werden, er kann es weiter bringen als die ganz Gesunden, gerade weil er so viel Kraft und Nachdenken und Wachsamkeit anwenden muß, um in dem Kampfe Sieger zu bleiben. Und für diesen Sieg erhält er oft noch einen Lohn, den er gar nicht erwartet hat! Auch die Nerven können gesunden, wenn der Geist ihnen nicht nachgibt, sondern fest und ruhig bleibt. Der Geist ist die beste Nervenheilanstalt. Er schafft die Ruhe, die von innen kommt. Die wichtiger ist als alle äußere Ruhe. In der selbst schwere Gebrechen heilen können, selbst wenn sie ererbt sind von vielen Geschlechtern her. Heil dem Sieger!

Es gibt auch eine Geschichte vom deutschen Kaiser, von der man manches lernen kann. Er hat eine kleine Lähmung des linken Armes und mußte daher fürchten, kein guter Reiter zu werden, denn um einem Pferde zu imponieren, dazu braucht man schon alle Glieder. Er sagte aber: „Nun gerade“. Er strengte sich doppelt an und setzte alle Kräfte des Willens ein, um den Körperschaden auszugleichen. Und wurde einer der besten Reiter der Armee. Er sitzt mit einer Leichtigkeit und Sicherheit zu Pferde, die viele nicht erreichen, trotz alles ungehemmten Gebrauches ihrer Glieder. Warum nicht? Weil Geist und Wille erst durch den Widerstand des Körpers zu den höchsten Taten gereizt werden.

Wer körperliche Fehler und Schwächen hat, der soll nie meinen,

es sei jetzt sein Beruf, ein Schwächling zu werden. Nun gerade nicht. Es schlummert in ihm viel mehr der Beruf zum Helden. Es wird ihm eine große Aufgabe gegeben, die dem Gesunden und Fehlerlosen nicht so geboten wird. Und starke Aufgaben machen starke Menschen.

Nun gerade!

---

6. Schlechte Launen.

Es gibt eine Gewohnheit, die man, ich muß es leider sagen, ganz besonders oft bei kleinen Mädchen antrifft und die manchem Menschen schon das Leben verbittert hat, obwohl es eine ganz kleine unscheinbare Gewohnheit ist. Ich meine das Mürrischsein, das launische Wesen. „Du bist wohl heute mit dem linken Fuß aus dem Bett gestiegen", fragt man so ein Mädchen, wenn man merkt, daß sie alles gleich übel nimmt, ein finsteres Gesicht macht, ungefällig ist und überhaupt so aussieht, als wenn ihr alle Lebensfreud' für ewig genommen sei. Sie ist schlechter Laune und alles geht ihr aus dem Wege. Die allerkleinste Kleinigkeit ist oft schuld an dieser sogenannten Laune. Ein Brief einer Freundin, den sie lange erwartet, lag nicht im Briefkasten am Morgen, oder die Milch war angebrannt, oder sie muß einen Gang machen, der ihr unangenehm ist, oder ihr Bruder hat mit der Faust an die Türe geschlagen, als sie noch schlief — oder die Mutter hat ihr nicht erlaubt, am Nachmittag zu ihrer Freundin zum Kaffeeklatsch zu gehen. Was ist da zu machen? Ich finde es nicht recht, wenn dann in solchem Falle alles über sie herfällt und sie erst recht ärgert, oder wenn gar die Brüder am Familientische fragen: „Na, was machst du denn heute wieder für ein Thrangesicht? Du verdirbst uns ja ganz den Appetit!" — und so weiter. Das hilft gar nichts — denn daß sie unausstehlich ist und allen den Appetit verdirbt, das weiß sie selber am besten, ja, sie weiß sogar ganz genau, wie lächerlich und schwächlich es aussieht, wenn man sich durch Kleinigkeiten die Stimmung verderben läßt, da

es doch so viel Männer, Frauen und Mädchen in der Welt gibt, die selbst im größten Unglück und in täglichen Entbehrungen immer noch heiter und freundlich sind — ja, sie weiß sogar, wie gefährlich ihr diese Gewohnheit noch werden kann, wenn sie sich fester einwurzelt und sich in ihr Gesicht einschreibt, sodaß niemand sie recht mag — und doch kann sie sichs nicht abgewöhnen, da sie kein Mittel weiß. Es kommt eben eine böse Verzauberung über sie und geht erst nach vielen Stunden wieder fort, so wie ein Kopfweh oder sonst ein Unwohlsein. Ich will euch heute einen Rat geben für euch selbst und eure Freundinnen und Freunde — denn das muß man nur ja nicht meinen, daß es nicht auch launische Knaben und Männer gibt.

Ich habe euch neulich einmal gesagt, mit der Selbstbeherrschung sei es wie mit dem Kampf gegen Wildwasser; es sei nicht immer genug, Dämme zu bauen — denn diese brechen manchmal durch —, sondern wichtiger noch sei es, an die Quellen zu gehen und dafür zu sorgen, daß die Wasser sich rechtzeitig zerteilen und sich nicht mehr mit ganzer Wucht und allem Geröll an die menschlichen Wohnungen heranwälzen. Das will ich nun auf die Bekämpfung der Launen anwenden. Wenn die Verstimmung schon da ist und die ganze Seele überflutet, dann ists oft sehr schwer, sich zur Freundlichkeit zu zwingen, und die Heiterkeit hat dann auch etwas Erzwungenes. Man muß vielmehr dafür sorgen, daß solch ein Hochwasser der schlechten Laune und des Ärgers gleich im Anfang zerteilt wird. Wie meine ich das wohl? Ich denke so: Stellt euch zum Beispiel vor, ihr wollt einen Ausflug machen mit euren Freunden. Eure Mutter fürchtet, ihr werdet euch erkälten, und sucht so lange nach warmen Sachen, bis es zu spät wird. Ihr jagt nach dem Bahnhof, und siehe, da pfeift es gerade und der Zug rollt davon und ihr steht da. Ist es nicht zum Verzweifeln? Und Mama mit ihrer übertriebenen Angst ist wieder einmal schuld! Wie ein grauer Platzregen fällt es in die Seele und aus allen Ecken strömt es zusammen zu einem mächtigen Ärger. Stundenlang will man ein

Mopsgesicht machen, nimmt man sich vor. Für alle solche Fälle — ihr könnt ja selbst noch mehr Beispiele ausdenken — gebe ich folgendes Rezept: In einem Augenblick, wo einem so etwas recht quer kommt oder mißlingt, da nimmt man sich schnell vor: Halt! Dies Unangenehme soll für mich und andere eine Quelle des Segens werden. Ich werde mir dafür jetzt irgend eine gute Gewohnheit angewöhnen — z. B. das Frühaufstehen oder Kalt-Abreiben — oder irgend eine schlechte Gewohnheit abgewöhnen, z. B. das Türenauflassen oder das Schmieren von Schulaufgaben — oder ich werde irgend einem Menschen, den ich lieb habe oder den ich in Trauer und Not weiß, eine rechte Überraschung machen oder meinetwegen auch mir selber eine Freude bereiten. Probiert das nur einmal und ihr werdet merken: Die Verstimmung ist sofort an der Quelle zerteilt. Denn man hat mit einem Male das Gefühl: Das Unangenehme hat sich in etwas Angenehmes verwandelt. Wenn das Unangenehme nicht gekommen wäre, so wäret ihr vielleicht nie auf den Gedanken gekommen, einen solchen neuen Vorsatz zu fassen. Gesegnet sei es, daß der Zug abgefahren ist! Ein italienisches Sprichwort sagt: „Wem Gott die Türe schließt, dem öffnet er ein Fenster". Was heißt das? Es heißt eben, daß man aus jedem Mißgeschick etwas Gutes für sich und andere machen kann, wenn man nur nachdenkt und nicht bloß auf das Mißgeschick stiert.

Meist sieht man aber leider immer nur die geschlossene Türe und schlägt mit den Fäusten dagegen und tobt und bemerkt gar nicht das geöffnete Fenster. Wie traurig z. B., wenn man gerade zu Weihnachten krank wird und im Bett liegen muß. Und doch ist das Fenster weit geöffnet: Man kann einmal recht Geduld lernen und dadurch Eltern und Geschwistern noch lieber werden als zuvor, und man hat schöne, stille Zeit, einmal so recht über sein eigenes Tun und Treiben nachzudenken. Und solche stillen Tage der Besinnung sind von Zeit zu Zeit für die menschliche Seele ebenso notwendig, wie für den Körper der Schlaf.

Ein anderes Mittel ist auch, wenn einem etwas Trauriges passiert und man ganz versinken möchte und explodieren vor lauter schlechter Laune — daß man schnell an alle die denkt, denen es viel, viel trauriger im Leben geht als uns, denen alle Lichter am Himmel ausgelöscht scheinen — wenn wir daran denken, dann werden wir uns schämen, aus unserm Leid soviel Wesens zu machen.

Ihr habt gewiß schon einmal gesehen, wie gewaltig eine Lokomotive nachgeheizt wird, wenn der Zug eine größere Strecke bergauf gehen muß. Wenn ihr morgens aufwacht und fühlt, daß ihr gereizt und verstimmt seid, so müßt ihr doppelt heizen: Ihr müßt euch vornehmen, nun gerade doppelt liebenswürdig und gleichmäßig zu sein. Und die Kohlen, mit denen ihr eure Seele heizt, das müssen dann solche Gedanken sein, wie ich sie euch vorhin gesagt habe — und zwar recht viele, damit es für den ganzen Tag reicht. Auch kann man ja am Tage Kohlen nachlegen. Die meisten Menschen lassen sich ja gehen und verlieren immer gleich den Humor — wie herrlich ist es da, wenn wenigstens einer da ist oder eine, bei denen sich die anderen erquicken und ein Beispiel holen können. Bei der Stadt Zürich ist ein großer Berg, der Ütliberg, der hat immer Sonnenschein, wenn im Winter die Nebel vom See kommen und den ganzen Tag in den Straßen liegen. Die Nebel umgeben auch ihn wie die Wellen eine Insel, aber sein Haupt bleibt immer stolz über dem grauen Gewölk. Dann steht an der Stadt angeschlagen: „Ütliberg hell“ und alles fährt mit der Bergbahn hinauf, um sich an der Sonne und am blauen Himmel zu erquicken. Ihr sollt auch sein wie solch ein Berg, sollt euch erheben über Ärger und Mißgeschick, damit im stärksten Nebel immer auf eurer Stirn geschrieben steht: „Anna hell“ oder „Karl hell“.

Ich habe einmal eine Erzählung gelesen von einem kleinen Mädchen, einer Waise in einem Dorf, der es hungrig und traurig genug ging, die aber so voll Heiterkeit und Freundlichkeit war, daß das ganze Dorf an ihr hing wie an einer Königin. Wenn sie singend

die Straße herunterkam, dann kamen ihr die Kinder entgegen, und die Erwachsenen traten unter die Türe, und den Kranken wurde das Fenster geöffnet, und alles sah ihr nach. Denn die Menschen leiden alle unter ihrer eigenen Griesgrämlichkeit, und darum sind sie jedem tief von Herzen dankbar, der ihnen ein höheres Beispiel gibt. So kann das kleinste Mädchen ein Segen werden für ein ganzes Dorf. Denkt daran, daß ihr Königinnen werdet im Reiche der Herzensfröhlichkeit!

---

7. Blumenblüte und Mädchenblüte.

Ein Rosenbeet im März und ein Rosenbeet im Juli, welch ein Unterschied! Im März nichts als das gedüngte schwarze Beet, mit recht unerquicklichen Gerüchen und dazu der kahle graugrüne Stamm. Und dann im hohen Sommer die herrliche glühende Blüte, die den ganzen Garten mit Düften erfüllt!

Habt ihr wohl einmal daran gedacht, was für ein meisterhafter Verwandlungskünstler doch solch eine Rosenstock ist, der aus dem Mist eine Rose zu gewinnen vermag? Aus dem dunklen, schmutzigen Erdreich weiß er die Säfte zu saugen für Farben und Düfte, die nicht die leiseste Spur ihrer Herkunft verraten. Oder seht ein Veilchen am Rasenhang. Woher dieser süße Duft und diese tiefe Farbe? Aus der grauen Erde hervorgezaubert. Jede Pflanze ist eigentlich eine solche Werkstätte, in der ununterbrochen die Erdstoffe in Blüten verwandelt werden!

Wir Menschen lassen uns oft von den Blumen und ihrer Verwandlungskraft beschämen. Beim Rosenduft merkt niemand mehr auch nur die leiseste Spur des Erdgeruches. Unser Antlitz sollte unsere Rosenblüte sein. Und unser Erdreich ist das Leben. Und unsere Seele ist bestimmt, die Verwandlung hervorzubringen und dafür zu sorgen, daß alles, was uns im Leben widerfährt, auch wirklich in eine Blüte verwandelt wird voll Duft und Lieblichkeit — statt daß alles Unangenehme, Schmerzliche und Häßliche, ohne jede Verarbeitung sofort

auf dem Gesichte erscheint, wie eine Annonce auf einer Häusermauer. Wie viele Mädchen vergessen leider, daß es keine Mädchenblüte gibt ohne die Verwandlungsarbeit der Seele! Alles Widerwärtige und Ärgerliche, was das tägliche Leben mit sich bringt, steigt gänzlich ungereinigt bis ins Antlitz empor. Wo soll da Blüte und Duft herkommen? Nichts als Bodengeruch und Erdfarben gibts bei solchen Menschen!

Und doch ist gerade das Unangenehme im Leben der beste Stoff, um daraus die edlen Kräfte zu gewinnen, welche Blüte und Duft hervorbringen. Es kommt nur auf die Verwandlungskraft an! Was man aus Allem zu machen versteht, wie man Geduld und Selbstbezwingung daraus lernt.

Ich kann mir ein Mädchen vorstellen, daß sich gerade dann, wenn ihm das Ärgerlichste passiert, am stärksten zusammenrafft und liebenswürdiger und heiterer ist als je — um den Erdgeruch in Rosenblüte zu verwandeln. Das nennt man in der Sprache der Religion: „Das Irdische überwinden".

Die Leute sagen dann vielleicht: Ihr muß heute wieder etwas recht Schweres begegnet sein — man merkt es immer daran, daß sie dann so strahlend freundlich und wohltuend nach allen Seiten ist! Sie hat die große Verwandlungskraft — sie ist eine wirkliche Mädchenblüte!

---

8. Die kostbare Geige.

Habt ihr schon einmal gehört, daß es alte kostbare Geigen gibt, die von großen Geigern so lange und so schön gespielt worden sind, daß sie selbst beim Anstrich eines ungeschickten Spielers süß und rein erklingen? Woher mag das wohl kommen? Denkt an das, was ich euch vom menschlichen Gesicht erzählt habe; wie es in seinen Falten und Linien alle Stimmungen der Seele mitmacht und schließlich den Ausdruck bekommt, der am häufigsten in seine Züge einge-

graben worden ist. So ists auch mit den feinen Holzfasern des Geigenholzes. Immer wieder erzittern sie in reinen und schönen Tönen — bis sie sich schließlich so ineinanderfügen, daß sie mit edlen Schwingungen antworten, auch wenn der Anstrich nicht ganz rein war.

So ists auch mit der menschlichen Seele. Es ist sehr schwer, ja fast unmöglich, einem groben oder ungezogenen Menschen freundlich und gelassen zu antworten oder einem gereizten Benehmen gegenüber nicht auch gereizt zu werden, wenn man in seiner Seele gar nichts hat als ärgerliche und eigensinnige Gedanken. Eure Seele ist eure Geige und ihr seid die Geiger. Habt ihr viel freundliche und gute Gedanken hineingegeigt und sie recht oft in allen ihren Fasern schwingen lassen in Großmut und Mitleid, dann wird sie auch nicht gar so gräßliche Töne von sich geben, wenn mal ein anderer darauf herumkratzt. Traurig piepen wird sie vielleicht — aber nicht kreischen und heulen. Der mächtigste Mensch ist der, der so viel Feines und Gütiges in seiner Seele aufgespeichert hat, daß er von keinem Menschen mehr aus dem Gleichgewicht gebracht werden kann, sondern ruhig das Ärgste anhört und seine Antwort immer nur aus seiner eigenen tiefen Liebe quellen läßt. Das könnt ihr natürlich noch nicht. Ich auch nicht. Denn wir geigen ja noch nicht lange genug, und es braucht wirklich ziemlich viele Jahre Arbeit, bis im Herzen so viel Edles lebt, daß alles Unreine davon aufgesogen wird. Aber wenn ihr jetzt nicht anfangt, dann wirds später immer schwerer. Ich will euch sagen, wie man's machen muß. Man muß nicht erst in blinde Wut geraten und dann die Zähne zusammenbeißen und die Hände an sich halten und etwa sagen: „Ach wenn du nur ahntest, wie gern ich dich blau und grün prügeln möchte — aber ich will mich mal beherrschen." Das ist sehr anstrengend und nur ein sehr äußerlicher Sieg über den Zorn. Nein — man muß mit der Beherrschung viel früher anfangen. Man muß sich einmal fragen, ob der Knabe, über den man sich so ärgert, ob der's denn so gut

hat im Leben wie wir selber, ob ihm so viel Fürsorge und Zärtlichkeit zuteil wird wie uns, ob er vielleicht kränklich ist oder schwach in den Nerven, ob seine Eltern vielleicht weniger Zeit hatten als unsere, sich mit ihm abzugeben und ihm dumme Sachen abzugewöhnen, ob er wohl selten ein gutes und erhebendes Buch in die Hände bekommt? — Kurz, wenn man sich einmal etwas Mühe gibt, sich in seinem kleinen Leben umzusehen, dann geht einem plötzlich ein Licht auf und man bereut fast, daß man bisher so ungeduldig mit ihm war, und die Wut verwandelt sich in Mitleid. Wenn ihr irgend einen Vogel oder ein kleines Tier zum Geburtstag bekommt, so seht ihr doch auch gerne nach, aus welchem Lande das Tier stammt, wie es lebt, was es nicht vertragen kann, und wie man es am besten behandelt. Wenn euch aber ein Mensch zum Gespielen gegeben wird, dann meint ihr, ihr könnt mit ihm fertig werden und ihn richtig behandeln, wenn ihr euch gar nicht darum kümmert, aus welcher Umgebung er stammt, was er entbehrt hat, wie er lebt, was für Nahrung sein Herz bisher bekommen hat — und vieles andere. Da ist es dann kein Wunder, wenn ihr tagelang böse mit ihm seid oder ihn prügelt oder scheltet, weil ihr eben seine Naturgeschichte nicht kennt. Und damit fügt ihr euch selbst den größten Schaden zu — denn eure Seele bleibt dann eben leer von allen freundlichen Gedanken und aller Verzeihung und auf eurem Gesichte steht zu lesen, daß ihr Schwächlinge seid im Kampf gegen Zorn und Ärger — schlechte Geiger.

---

9. Es zog eine Hochzeit den Berg entlang.

Heute will ich euch einmal etwas von Mann und Frau erzählen Ihr werdet denken: Was geht uns das an? Wir wollen ja noch nicht heiraten. Nun — ihr werdet selbst sehen, ob euch das nichts angeht, was ich jetzt sage. Es gibt ein schönes Lied von dem Dichter Eichendorff, das heißt:

Es zog eine Hochzeit den Berg entlang,
Ich hörte die Vögel singen,
Da blitzten viel Reiter, das Waldhorn klang,
Das war ein lustiges Klingen.
Und eh' ichs gedacht, war alles verhallt,
Die Nacht bedecket die Runde.
Nur von den Bergen noch rauschet der Wald,
Und mich schauerts im Herzensgrunde.

Könnt ihr euch wohl denken, warum es den Dichter schauert beim Anblick des lustigen Hochzeitszuges? Ich glaube, er sieht das selige Paar dahinschreiten und fragt leise: Wie lange wirds dauern mit der Seligkeit? Wie lange wird er sie auf Händen tragen und wie lange wird sie ihm so sanft und zärtlich ins Auge blicken? Tausendmal leichter ists, strahlend und dankbar im Hochzeitszuge einherzugehen, als heiter und liebreich zu bleiben, wenn Leid und Sorge kommen und eins die Fehler des andern entdeckt und nicht alles findet, was er sich geträumt hat. Wieviel Vermählte ziehen mit Blumen und Singen in ihre neue Heimat und denken nicht anders, als daß sie ihr ganzes Leben so lieb und herzlich miteinander sein werden, wie am Tage der Hochzeit. — Dann werden die Guirlanden an den Türen gelb und bald hört man gereizte Stimmen, dann fallen heftige Worte, die Türen knallen und wie ein Rauhreif auf Frühlingsblüten, so fällt Grobheit und Rechthaberei auf alle Zartheit und Innigkeit. Viele finden dann nie wieder den Schlüssel zum Herzen und wenn der Tod kommt, dann wissen sie überhaupt nicht, wozu sie eigentlich gelebt haben. Oder sie sagen vielleicht auf dem Sterbebette: „Ach könnten wir doch noch einmal leben, wie anders würden wirs anfangen!“ Seht, Kinder, darum spreche ich mit euch, damit ihr das nie zu sagen braucht. Ihr sollt ja doch nicht nur von dem guten Vorbild der Erwachsenen lernen, sondern auch von ihren Irrtümern und Fehlern, damit ihre Tränen und ihre späte Reue doch nicht ganz umsonst sind, sondern euch helfen, besser mit dem Leben fertig zu werden. Ich habe in den letzten Stunden

viel mit euch über Selbstbeherrschung gesprochen. Das ist ein trockenes Wort, und doch hängt eure ganze irdische Seligkeit davon ab. Denn nur wer sich selbst beherrscht, der herrscht auch über das Leben und kann es zu seinem Guten wenden. Glaubt ihr, daß alle die Ehepaare, die in Zank und Eigensinn gegeneinander geraten und auseinander geraten und sich das Leben zur Hölle machen, die würden nicht tausendmal lieber in Eintracht und Güte miteinander leben? Leider aber können sies einfach nicht, weil sie es nicht von Jugend auf gelernt und geübt haben. Sie sind hilflos gegenüber ihrer eigenen Wildheit und Ärgerlichkeit. Selbstbeherrschung ist eben nicht etwas, was man von selbst bekommt, wenn man älter wird, so wie den Schnurrbart und den Kahlkopf, sondern es ist der Lohn für langes tapferes Kämpfen in der Jugend. Wenn ich daher von Selbstbeherrschung spreche, so sage ich das nicht wie jemand, der euch auf Schritt und Tritt alles verbieten und alle Lebensfreude verderben möchte — sondern weils ein Jammerleben gibt, wenn man sich nicht in der Gewalt hat. Ihr habt gewiß schon oft sagen hören, man solle gut sein, um in den Himmel zu kommen: Es gibt aber auch einen Himmel auf Erden und der ist überall da, wo Mann und Frau so recht von Herzen eins sind und in der Sonne des gegenseitigen Vertrauens leben hoch über allem Streit und Hader — in diesen Himmel aber kommt nur, wer schon in der Jugend lernt, wie ein Mensch mit dem andern auch ohne Schelten und Schmollen zusammenleben kann und wie man die Fehler und Schwächen des andern heiter und freundlich erträgt. Wer von euch eine Schwester hat, der denke nur niemals, er könne jetzt grob und zänkisch mit ihr sein und dann doch später einmal plötzlich ein anderer Mensch werden. Nein — jetzt, so lange euer Herz noch weich ist, jetzt schmiedet ihr euer eigenes Schicksal, und alles, was ihr jetzt grob und rücksichtslos sagt und tut, das setzt sich fest in allen Fasern eurer Seele und wird später die Hölle für euch — und jeder Sieg, den ihr jetzt über euch selbst gewinnt, der macht euch alle kommenden Siege leichter, bis ihr

einst ganz Könige über eure Heftigkeit geworden seid und eure Königin niemals durch ungeberdige Aufführung zu erschrecken und zu betrüben braucht.

Ich fragte einmal einen kleinen Knaben, was er werden wolle, worauf er mir antwortete: Ich möchte Vater werden. Vielleicht dachte er, das sei der einzige Beruf, zu dem man nicht zu arbeiten und zu studieren brauche und für den kein Examen gefordert wird. Man zieht eben einen goldenen Ring an den Finger und macht eine Hochzeitsreise nach Italien, mietet dann eine Wohnung mit mehreren Zimmern, kauft einen Schlafrock und eine Pfeife und dann ist man Vater. Zu jeder anderen Stellung im Leben muß man schwer lernen von Jugend auf und man sagt uns: „Nehmt alle eure Gedanken zusammen und bereitet euch vor Tag um Tag, damit ihr einst Glück und Erfolg habt im Leben" — leider zu selten aber sagt man: „Denkt einmal darüber nach, wie ihr euch bilden und veredeln müßt, um dereinst brauchbare Väter und geliebte Gatten zu werden!"

Und doch weiß jeder, daß es für unser Lebensglück unendlich viel wichtiger ist, ein gebildetes Herz zu haben, als den ganzen Kopf voll Wissen und alle Kunstfertigkeit der Welt in den Fingern. Denn der Mensch kann viel Ärger und Sorge in seinem Beruf schlucken, wenn er nur weiß, daß abends eine friedliche Häuslichkeit seiner wartet — aber wenn daheim Unfriede und Groll herrscht, dann hilft uns keine noch so glänzende Laufbahn und kein Ruhm der Welt über den heimlichen Jammer hinweg und eine Stimme im Herzen sagt: Du hast ein armes, verpfuschtes Leben und bist obendrein selbst schuld — denn du hast viel Bücher studiert und viel gelernt, aber ein Mensch zu sein hast du nicht gelernt!

Eine Angewohnheit gibts vor allem, die man so recht gern in der Jugend annimmt und die einem das ganze Leben verderben kann. Das ist das Schmollen und Gesichtermachen. Das ist die falsche Scham und Feigheit, daß keiner zuerst um Verzeihung bitten will und denkt, der sei erniedrigt, der zuerst ein gutes

Wort gebe. Manche Knaben oder Mädchen sind tagelang miteinander böse und bilden sich gar noch etwas darauf ein, wers am längsten aushält. Und das wird schließlich solche Angewohnheit, daß es wie ein böser Zauber wird, der aus einem lieben Menschenantlitz ein kaltes Mopsgesicht macht, tagelang, und so fest sitzt, daß man selbst nicht mehr weiß, wie man wieder herauskommt. Im Märchen kommt ja meist irgend ein Erlöser, der so einen armen Verwunschenen mit dem Zauberstabe berührt — und dann weicht der Zauber mit einem großen Donnerschlage und alles ist wieder in Ordnung — aber in der Wirklichkeit fehlt leider oft der Erlöser oder er macht auch ein Mopsgesicht, und so verzaubern sich beide immer wieder von frischem, so oft sie sich ansehen. Ja, das ist manchmal sehr lächerlich und doch tief traurig. Denn schon manche Liebe ist durch Schmollen erfroren und nie wieder aufgetaut. Ich las einmal eine Geschichte von einem schweizer Bauernhof, wo ein Bauer und seine Frau allabendlich zusammen vor dem Einschlafen das Vaterunser beteten — bis sie einmal über eine Geldsache uneins geworden waren und den ganzen Tag nicht miteinander sprachen. Da lagen sie beide abends in ihren Betten und jeder wartete herzklopfend auf den anderen, ob er wohl beginnen würde. Dann wäre alles gut geworden, dann wäre der Zauber gelöst gewesen, der auf ihren Lippen lag. Aber keiner konnte sich überwinden, und doch wünschte es jeder, daß der andere ihn erlösen solle. So schliefen sie zum erstenmal in ihrem Leben schweigend ein und dadurch ward der Riß immer größer und sie verkehrten schließlich miteinander wie zwei ganz fremde Menschen.

Seht ihr wohl jetzt, warum es euch sehr viel angeht, wenn ich mit euch ein wenig über Mann und Frau spreche? Mann und Frau waren auch einmal Kinder — und damals schon haben sie gesäet, was sie heute ernten. Und so wirds auch mit euch sein. Heute seid ihr noch die Herren über eure Gewohnheiten, heute könnt ihr noch wählen — wenn ihr erwachsen seid, dann sind auch eure Gewohn-

heiten erwachsen und mächtiger als ihr selbst. Versucht es nur einmal, das stolze Gefühl zu kosten, und überwindet euch und schmollt nicht, selbst wenn ihr sicher seid, daß ihr Recht habt. Ein ähnlich schönes Gefühl hat man nur, wenn man auf einem wilden Pferde sitzt und kann es mit leisem Schenkeldrucke lenken, wohin man will. Und dazu kommt noch die Freude, daß man dann auch den anderen vom bösen Zauber erlöst. Welch jämmerlicher Anblick ists doch, wie da Mann und Frau herumgehen und jeder möchte so gern wieder Frieden schließen, aber keiner kann sein kleines geblähtes Selbst besiegen und das erste gute Wort sprechen. Sie haben keinen eigenen Willen mehr, sie sind die Knechte ihrer albernen Kindergewohnheiten. Seid auf der Hut und paßt rechtzeitig auf eure Gewohnheiten auf, daß sie euch nicht die Königskrone der Selbstbeherrschung vom Haupte reißen! Wer diese Krone nicht trägt, der wird nie ein rechter Vater werden und niemals auf Erden eine Heimat finden und keinen Menschen glücklich machen.

---

10. Wie soll man Böses vergelten?

a) Die Ohrfeige.

Ihr erinnert euch gewiß alle an das Wort Christi in der Bergpredigt, wo er sagt: „So dir jemand einen Streich gibt auf den rechten Backen, so biete ihm auch den linken!" Ist jemand unter euch, der dieses Gebot schon einmal befolgt hat? Nicht wahr, es erscheint übermenschlich schwer auszuführen? Ein berühmter Maler hat einmal gesagt: „So dir jemand einen Streich gibt auf den rechten Backen, so gib ihm zwei auf den linken". So denkt ihr gewiß auch alle. Wer geschlagen wird und noch dazu ins Gesicht, dem steigt die Wut in den Kopf und treibt ihn mit dunkler Gewalt zur Vergeltung. Ich sage: „mit dunkler Gewalt", denn ihr habt gewiß schon davon gehört, daß Leute, die im Zorn einen andern erstochen haben, nachher sagten, sie hätten gehandelt wie in einem

schweren Traum — fast besinnungslos. Sie waren wie Menschen, die gar nicht um ihre eigene Meinung befragt werden; der Schlag kam, und sofort setzte sich ihr Arm in Bewegung, um den Gegenstoß zu führen. Sie sind wie die Chokoladen-Automaten: Oben steckt man ein Geldstück hinein, dann rasselt es und unten kommt die Chokolade heraus: Genau so sind solche jähzornige Menschen: Man schlägt sie oder gibt ihnen ein böses Wort — dann rasselts einen Augenblick in ihrer Seele und heraus kommt sofort die Antwort. Ist es schön für einen Menschen, so bloß ein Automat zu sein? Wenn ihr einmal darüber nachdenkt, dann werdet ihr vielleicht schon besser verstehen, wie Christus auf den Gedanken kommen konnte zu lehren, daß man Böses mit Gutem vergelten solle. Ist man nicht ein Sklave der andern, wenn man das Schlechte, was sie tun, einfach nachmacht, bloß um nicht als Schwächling zu erscheinen? Ist man nicht viel stärker, wenn man sich nicht anstecken läßt, sondern das tut, was man selber als gut und schön erkannt hat? Stellt euch einmal vor, ein Knabe hätte den Vorsatz gefaßt, ein feiner Mensch zu werden und niemals mehr andere zu schimpfen und zu schlagen. Da stecken ein paar Buben die Köpfe zusammen und sagen: „Der hat neulich gesagt, er hasse das Schimpfen und Schlagen — aber wir wollen einmal wetten, ob er nicht in fünf Minuten seinem Grundsatz untreu wird." Und einer von den Buben läuft hin und gibt ihm von hinten eine Ohrfeige und ruft ihm ein häßliches Wort zu. Und richtig, der Geschlagene vergißt seinen Vorsatz und schlägt wieder — und die Buben brechen in ein Jubelgeschrei aus. Da merkt er, was sie gewollt haben und schämt sich bitter. Er ist sich selbst nicht treu geblieben, er hat sich herausreißen lassen aus seiner Bahn, er ist von den andern überrumpelt worden. Wenn euch also eure Kameraden einmal aufhetzen und zischeln: „Das darfst du dir nicht gefallen lassen, dem mußt du's tüchtig heimzahlen," so denkt immer daran: Wenn ihr ihm jetzt noch obendrein den Gefallen tut und euch anstecken laßt von seinem rohen Beispiel und ihn zu eurem

Lehrmeister macht, dann ist der Schaden ja noch viel größer und er lacht sich erst recht ins Fäustchen. „Gehorsame Schüler fürwahr habe ich", so kann er sagen, „sie machen mir alles nach, ich gebe den Ton an und sie singen ihn gelehrig nach". Nein, bleibt selbständig und singt eure eigene Melodie!

Als ich vor einigen Jahren einmal im Unterricht fragte, warum wohl Christus das Gebot aufgestellt habe, nicht Schlechtes mit Schlechtem und Schlag mit Schlag zu vergelten, da antwortete ein Knabe ganz richtig: „Weil wir dann selbst schlecht werden". Was meinte er damit? Doch sicher, daß die Ohrfeigen, die wir austeilen, am meisten uns selbst schaden, weil wir uns dadurch an das Rohe gewöhnen. Leider sind die meisten Menschen so blind, daß sie immer meinen, daß Häßliche, was sie andern tun, schade nur denen und nicht etwa ihnen selbst. Betrachtet einmal euer Gesicht plötzlich im Spiegel, wenn ihr wütend um euch schlagt oder redet — dann wißt ihr sofort, wer den größten Schaden von der ganzen Sache hat.

Ihr seht nun schon, daß das Wort Christi von der rechten und linken Wange gar nicht so unverständlich und unbrauchbar ist, wie es zuerst scheint. Und Christus muß doch wohl tief davon überzeugt gewesen sein, daß die höchste Wahrheit in seiner Lehre lag, sonst wäre er dafür wohl nicht in den Tod gegangen. Aber ihr werdet nun vielleicht sagen: Gut, das sehen wir schon ein, daß es für uns selber das Beste ist, nicht wieder zu schlagen und Böses mit Bösem zu vergelten — aber daß man obendrein noch seine Wange zu einem zweiten Schlage hinhalten solle, nein, das ist doch toll. Damit würde man sich ja einfach lächerlich machen! Nun gewiß, ganz buchstäblich braucht man es ja nicht zu nehmen. Aber es gibt auch noch andere Aussprüche, die man auch nicht wörtlich nimmt, die aber doch einen sehr feinen Sinn haben, der uns im Leben helfen und leuchten kann. Worin besteht wohl nun dieser Sinn in dem Gebote Christi? Ich will euch darauf bringen. Seht,

warum sollen wir nicht Böses mit Bösem vergelten? Weil wir dadurch selber vom Bösen angesteckt werden. Dadurch aber wird das Böse nicht beseitigt, sondern nur verdoppelt. Es sitzt nun in zwei Herzen statt in einem. Wie wäre es nun, wenn wir den, der uns etwas Häßliches zufügt, mit dem Guten ansteckten, statt daß wir uns von ihm anstecken lassen? Dann wäre das Gute verdoppelt, es säße in zwei Herzen statt in einem. Wie aber ist das zu machen? „Durch das Beispiel". Gewiß — nur dadurch. Und das Gute steckt ebenso an wie das Böse. Stellt euch einmal vor, wie unendlich ein Knabe verlegen würde, wenn er einen andern geschlagen hat und der sagt ihm nun ganz ruhig: „Wenn dir das Spaß macht, bitte tue es noch einmal, glaube nur nicht, daß ich dir so etwas nachmache." Oder wenn ein Mädchen ein anderes geschmäht und gekränkt hat und das bereitet ihm dafür stillschweigend irgend eine kleine Freude oder spricht zu anderen besonders freundlich von ihm. Findet ihr nicht, daß das ein Zeichen von viel größerer Stärke und Tapferkeit ist, als wenn man nur eine Bosheit oder eine Grobheit mit dem Gleichen beantwortet? Und glaubt ihr nicht, daß der Übeltäter durch solche Großmut und Demut am schnellsten zur Besinnung gebracht wird und sich innerlich schämt, auch wenn er es nach außen gar nicht zeigt? Tut ihr aber das gleiche wie er, so wird er nichts von euch lernen, sondern bei nächster Gelegenheit sein Unrecht wiederholen. Ihr seht also nun, wo ich hinaus will: Wer Böses mit Gutem vergilt und eine Beleidigung mit Großmut und Gelassenheit, der ist kein Feigling und Schwächling, sondern im Gegenteil, er ist der Sieger und Eroberer, denn er überwindet den andern und steckt ihn an mit seiner Feinheit — wer aber wieder schlägt und wieder schimpft, der wird erobert und geknechtet durch den bösen Zauber des Beispiels — er ist der Schwächling und der Besiegte — und um so mehr, je übermütiger er seine Vergeltung übt.

b) Der tote Frosch.

Es gibt manche Knaben, die prahlen damit, daß sie sich nichts gefallen lassen und jede Beleidigung, jeden Stoß und jeden Schlag doppelt und dreifach vergelten. Soll ich euch einmal aus einem Beispiel aus der Naturgeschichte zeigen, daß man gar keinen Grund hat, sich auf solche Künste etwas einzubilden? Wenn man einen eben getöteten Frosch nimmt und berührt ihn an einer bestimmten Stelle des Rückgrats, so bewegt sich seine Pfote, um die Reizung abzuwehren. Sogar wenn ihm der Kopf abgeschnitten ist, tut er es trotzdem noch. Man braucht also im Grunde nicht einmal einen Kopf dazu, um darauf loszuschlagen, wenn man gereizt wird. Genau so wie sich unsere Augenlieder schnell herabsenken, sobald ein starker Reiz das Auge bedroht, ohne daß der Kopf noch vorher um seine Meinung gefragt wird (denn dann wäre es meist schon zu spät) — genau so hat auch jedes lebende Wesen in seinem Körper die Einrichtung, daß es Bewegungen zum Abwehren und Niederschlagen macht, sobald es verletzt oder bedroht wird. Das hat auch der Mensch mit dem Tiere gemeinsam und er braucht sich also nichts darauf einzubilden — so wenig als auf die Fähigkeit zum Essen und zum Trinken. Er muß sich immer nur zur Abkühlung sagen: Die Pfote hochheben, wenn man gereizt wird — das kann auch ein toter Frosch. Dazu braucht man kein Held zu sein. Aber wir Menschen haben eine andere Fähigkeit, auf die wir wirklich stolz sein können. Welche Fähigkeit meine ich wohl? Es ist das gerade Gegenteil davon, daß man immer gleich jede Reizung mit einer heftigen Bewegung oder einem wilden Wort beantwortet: „Selbstbeherrschung". Ja gewiß — Selbstbeherrschung. Das ist nun ein sehr trockenes Wort — aber ich will euch einmal etwas von der Naturgeschichte der Selbstbeherrschung erzählen, da werdet ihr sehen, wieviel Kraft und Leben in der Selbstbeherrschung aufgespeichert liegt. Ihr habt gewiß schon davon gehört, daß man das

menschliche Gehirn mit einem Telegraphenbureau verglichen hat, wo beständig Depeschen einlaufen und weiter befördert werden? Wißt ihr, was da eigentlich telegraphiert wird? Es ist zunächst ein großer Nachrichtendienst — alles was den Menschen angeht — manchmal auch etwas, das ihn gar nichts angeht — wird ins Gehirn gemeldet. Warum wird das gemeldet? Nun, damit sich der Mensch richtet nach dem, was draußen vorgeht und rechtzeitig acht gibt und weiß, was er zu tun hat. Ich will euch einmal einen Kopf an die Tafel zeichnen; wenn dort die Stelle ist, wo die Meldung z. B. von einer Ohrfeige hintelegraphiert wird, so ist hier eine andere Stelle, von der die Bewegung zur Rückzahlung der Ohrfeige ausgeht. Wenn jemand nun aber die Ohrfeige oder das böse Wort gar nicht zurückgibt, was geschieht eigentlich dann in unserm Gehirn? Ich will es euch erklären. Habt ihr davon gehört, daß im Kriege die Oberbefehlshaber oft eine sogenannte Zensurbehörde einsetzen, die nur solche Telegramme durchläßt, die nichts Nachteiliges über die Erfolge der eigenen Truppen berichten? Nun — genau solche Zensurbehörden haben wir auch in unserm Gehirn, allerlei Gedanken nämlich, die nicht dulden, daß das Telegramm gleichweiter gegeben wird an das Ohrfeigenbureau, sondern die dafür sorgen, daß die Antwort auf die Beleidigung erst gründlich überlegt wird, damit nichts gesagt oder getan werde, was uns später reut. Reue kommt nämlich, wenn wir etwas tun, ohne unsere besten Gedanken vorher um Rat gefragt zu haben, Reue kommt, wenn wir nichts Besseres sind als der Frosch mit dem abgeschnittenen Kopf, oder der Chokoladenautomat, von dem ich euch vorhin erzählte.

Solche gute Gedanken werden uns nun nicht so einfach geschenkt wie Nase und Ohren, sondern wir müssen sie mühsam erwerben, und wenn wir sie endlich im Kopfe haben, dann dauert es noch lange, bis wir so weit sind, daß sie sich auch Respekt verschaffen und keine Telegramme durchgeschmuggelt werden, unter die sie nicht ihren Stempel gesetzt haben. Das Beste an der Weltgeschichte sind nicht die Kriege,

sondern es ist diese Geschichte des Kopfes, ich meine die allmähliche Aufspeicherung von guten und edeln Gedanken, die uns zur Selbstbeherrschung helfen und es verhindern, daß wir gleich jedem Reize von außen nachgeben. Beim Wilden ist es noch so — da wird jede Beleidigung besinnungslos vergolten, und ihr habt ja auch von der Blutrache in Korsika gelesen und von andern Messergebräuchen, wo der Beleidigte nicht ruht, bis der Stich oder das Wort gerächt ist. Aber trotzdem erinnert ihr euch gewiß daran, daß auch schon bei den wildesten Indianern die Selbstbeherrschung in hohem Ansehen steht und geübt wird — nämlich im Schmerzertragen und im Aushalten von Martern. Wenn der Mensch gequält wird, dann ists ja das Nächste, daß er schreit und mit allen Gliedern um sich schlägt — und jedes Tier macht es ja auch so. Aber ein einziger Gedanke hilft dem Indianer, den ungeheuersten Schmerz zu ertragen, ohne einen Laut von sich zu geben und ohne auch nur mit der Wimper zu zucken: Er will ein Held sein, will Kraft zeigen und selbst die Indianern wissen schon, daß zur Selbstbeherrschung mehr Heldenmut gehört, als wenn man das größte Blutbad unter den Feinden anrichtet. Erinnert ihr euch übrigens aus euren Geschichtenbüchern, daß es auch bei vielen Stämmen, die Blutrache hatten, doch noch ein Gebot gab, was höher war als das der Rache? Es war das Gebot der Gastfreundschaft. Da wird z. B. erzählt, wie bei einem Manne ein Fremdling einkehrt — und wie der Hausherr den Schlafenden nachts genauer betrachtet, da sieht er, daß es der Mörder seines Vaters ist. Aber seine wilde Rachsucht wird gebändigt durch den Gedanken an die Heiligkeit der Gastfreundschaft. Das ist die herrliche Freiheit des Menschen, daß er nicht der Sklave des Augenblicks zu sein braucht und der kurzsichtigen Wut, sondern großen und ruhigen Gedanken untertan werden kann. Solche beruhigenden Gedanken sind der größte Schatz, den die Menschen allmählich aufgespeichert haben aus ihrem Nachdenken, aus ihrer bittern Erfahrung und aus dem vorbildlichen Leben großer Männer und

Frauen. Ihr versteht darum gewiß auch, was es heißt, wenn Christus sagt, daß man sich Schätze sammeln solle, die nicht die Motten und der Rost fressen. Denn unser gutes Gewissen und unser ganzes Glück hängt davon ab, daß der Schatz guter Gedanken so groß wird in unserm Kopfe, daß wir niemals durch Heftigkeit oder Begierde fortgerissen werden, etwas zu tun, was uns nachher am Herzen nagt. Nun wollen wir einmal zusammen eine Antwort finden auf die Frage: Was sind denn das nun für Gedanken, die uns helfen können uns selbst zu beherrschen und eine Beleidigung zu vergeben, ja sogar mit gutem zu vergelten? Wir wollen uns gemeinsam eine kleine Schatzkammer von solchen Gedanken anlegen. Ich bin sicher, ihr findet aus euren eigenen Erlebnissen heraus manche, auf die ich selber noch gar nicht gekommen bin.

1. Es kann einem schon viel helfen, wenn man sich einmal klar macht, daß Selbstbeherrschung ein Zeichen von großer Kraft ist und daß jede Selbstüberwindung, die wir fertig bekommen, unsern Willen eiserner und freier macht.

2. Dann soll man auch daran denken, daß wir die Bildhauer unseres eigenen Gesichtes sind, indem jede wütende und ärgerliche Verzerrung sich in unsere Züge eingräbt, so daß schließlich unser Gesicht und vor allem unsere Augen alles verraten, was an Willensschwäche und Wildheit in uns ist.

3. Erinnert euch an das, was ich im Anfang sagte. Wir werden selbst angesteckt und selbst schlechter, wenn wir das Häßliche vergelten, was ein anderer uns zugefügt hat. An ihm finden wir es roh und doch machen wir es nach, bloß weil uns die Rachsucht und der Jähzorn kitzelt. Darum ist es gut, daß wir uns in ruhigen Stunden recht klar vor die Augen stellen, daß das Vergelten und Rachenehmen das Allerdümmste ist, was wir tun können — denn wenn der andere uns dazu verlockt, dann erst hat er uns einen wirklichen Schaden zugefügt — durch seine Beleidigungen und Beschimpfungen aber fügt er nur sich einen Schaden zu. Denn es

heißt mit Recht im Sprichwort: Wer schimpft, der schimpft sich selber aus, d. h. er gibt allen Nachricht davon, wie ungebildet er ist.

4. Noch einen andern Gedanken wollen wir hier verzeichnen, den wir vorhin schon besprochen haben. Ich sagte: Wir verteidigen uns am Besten gegen das Böse und Rohe dadurch, daß wir es mit dem Guten anstecken und ein Beispiel geben von Großmut und Bildung. Dazu gehört schon viel Kraft, weit mehr als zum bloßen Zusammenbeißen der Zähne. Aber denkt immer daran: Wenn der Krieg zwischen zwei Völkern erklärt ist, dann eilt jedes so schnell wie möglich an die Grenze, damit die Schlachten auf dem Gebiet des Feindes stattfinden. So solltet ihr es auch machen, wenn ihr beleidigt werdet. Beeilt ihr euch zu verzeihen und großmütig und geduldig zu bleiben, dann seid ihr die Eroberer, die in seine Seele eindringen und dort eine neue Regierung einsetzen — vergeltet ihr Gleiches mit Gleichem, so ist es ein Zeichen dafür, daß er in eure Seele eingerückt ist und dort seine eigenen Rohheiten und Ungezogenheiten einqartiert hat.

5. Von der Gastfreundschaft können wir auch etwas lernen. Ich sagte euch, daß bei manchen Völkern dies Gebiet so heilig war, daß selbst der wildeste Rachedurst schwieg, wenn der Beleidiger den Schutz der Gastfreundschaft anrief. Werdet ihr mir nun nicht recht geben, wenn ich sage: Jeden Menschen, der uns beleidigt und verfolgt, oder kränkt und reizt, den sollten wir eigentlich als einen Schutzsuchenden behandeln, als einen Verirrten, der unsere Hilfe und unsern Beistand braucht, als einen Fremdling, der unsere Gastfreundschaft anruft. Ihr findet das gewiß zuerst komisch — aber denkt einmal darüber nach, meint ihr nicht auch, daß der, welcher Unrecht tut und auf den Wegen des Hasses und Neides wandelt, daß der im Grunde weit hilfsbedürftiger ist, als der, welcher im Guten fest ist? Und wenn er nun mir das Unrecht und die Kränkung zufügt, ist er nicht dann mir in die Hand gegeben, hängt es nicht von mir ab, ob er noch verstockter und wilder wird, oder ob er sich beruhigt

und seinen Irrtum einsieht? Also ist er mein Gastfreund und ich muß ihn demgemäß behandeln. Es schweigt die Rache und die Fürsorge tritt an die Stelle, das heilige Gastrecht.

6. Wer von andern geärgert, geplagt, verfolgt und verleumdet wird, der soll nicht immer bloß an das Schlechte denken, was sie ihm zufügen, denn das vergiftet ihn nach und nach so, daß er selber das Gleichgewicht und die Vornehmheit verliert. Nein — er soll daran denken, daß unsere Feinde eigentlich unsere guten Geister sind, weil sie uns zur Selbstbeherrschung zwingen und zur Geduld — gerade durch das, was sie uns zumuten.

7. Christus sagte am Kreuz: „Vater vergib ihnen, denn sie wissen nicht was sie tun." Das ist der schönste, aber auch der schwerste Gedanke. Denn man braucht lange dazu, um nach allen Seiten auszudenken, was er meint. Wenn man einmal so weit kommt, daß man den Menschen alles verzeiht, weil man sieht, daß sie aus Unwissenheit und Unbildung fehlen und das die scheinbare Bosheit auch im Grunde nur traurige Blindheit ist, für die sie selber nichts können — dann ist man erhaben über jeden Zorn und jede Bitterkeit. „Sie wissen nicht, was sie tun", das heißt: Sie sind so kurzsichtig, daß sie ihr eigenes Beste nicht erkennen. Sie mißhandeln einen andern und sehen nicht, wie sie sich selbst dadurch beschädigen und mißhandeln: Sie sehen immer nur das Allernächste und dem opfern sie alles andere. Darum „wissen sie nicht" was sie tun. Wenn wir auch nie so weit kommen, diesem Gedanken ganz nachzuleben, so können wir uns doch von ihm segnen lassen und uns bei jedem Ärger und Groll immer in die Seele rufen: „Er weiß es nicht besser, er ist nicht erzogen, er schadet sich selbst am meisten".

8. Ein gutes Hilfsmittel ist auch, sich immer zu fragen: Wie bin ich selber schuld an dem Benehmen des andern, an seiner Gehässigkeit oder Rachsucht? Ist in meinem Auftreten vielleicht etwas Überhebendes oder Liebloses und Achtloses, was andere gegen mich aufbringt? Verletzte ich oft Menschen schwer durch ein Wort oder

eine Miene aus bloßer Gedankenlosigkeit und aus Mangel an Beobachtung der andern?

9. Schon an anderer Stelle haben wir einen Gedanken gefunden, der auch recht stärkend ist, wenn man Geduld nötig hat gegenüber Übelwollenden und Verwilderten: Man soll daran denken, daß er auch eine Mutter hatte und sich vorstellen, wie sie uns alles erklären würde und wie dankbar sie für jede Nachsicht wäre, die wir ihm erweisen. Nicht nur im Himmel der Kirche, sondern auch in unserm täglichen Leben ist die Mutter die Fürbitterin für alle Verirrten und Verstockten.

10. Erinnert euch aus unserer Besprechung über Rettung daran, daß wir durch ein wenig Überwindung und Güte so leicht die Retter eines Menschen werden können — aber nur, wenn wir nicht an das Böse denken, was er uns zufügt, sondern nur an die traurige Lage, in welcher er selbst durch jedes Unrechttun gelangt, und wenn wir an die Strafe der Freudlosigkeit denken, welche die Gesetze des menschlichen Schicksals über jeden verhängen, der andere Menschen verfolgt und beschädigt.

11. Erinnert euch ferner auch an das Kapitel: „Hinter den Kulissen" — wie wir unsern Ärger und unsere Erbitterung über andere Menschen überwinden können, wenn wir hinter ihr Gesicht kommen und einmal zu entdecken suchen, welche Lebensgeschichte eigentlich hinter ihrer Verhärtung und ihrer Ungezogenheit steht und wie sehr sie vielleicht unseres Mitleides würdig sind.

12. Als letztes Hilfsmittel zur Selbstbeherrschung gegenüber vielen Menschen, die uns beleidigen, kränken und reizen, empfehle ich euch: zwingt euch immer, an die guten Seiten des andern zu denken und an die Wohltaten, die er euch vielleicht schon erwiesen oder überhaupt an das Gute und Erfreuliche, was ihr von ihm gelernt habt — vergegenwärtigt euch alles recht hell — dann lichtet sich das Dunkel eures Ärgers.

Da haben wir nun eine ganze Fülle von Gedanken aufge-

speichert, durch die eine Reizung erst hindurchpassieren muß, bevor sie in das Bureau gelangt, von dem aus Gleiches mit Gleichem vergolten wird. Dieser Gedankenraum ist eine Werkstatt, in der die Reizung verarbeitet werden kann zu etwas Höherem — so daß es sogar menschenmöglich ist, daß aus einer Ohrfeige, die eingeliefert wird, ein gutes menschliches Wort und eine Liebestat entspringt. So groß ist die Kraft des Geistes im Menschen.

---

11. Der Sieger.

Ein Gespräch mit Schulknaben.

Fritz kommt in eine neue Schule und geht in der ersten Pause die Treppe hinunter, um mit den anderen auf dem Schulhof zu spazieren. Da stecken Paul und Max die Köpfe zusammen und sagen: „Wir wollen mal sehen ob er sich etwas gefallen läßt." Sie gehen hinter ihm die Treppe hinunter. Mit einem Mal gibt Max dem Paul einen Stoß, sodaß er mächtig gegen Fritz fliegt. Der fliegt wieder gegen andere und bekommt von ihnen gehörige Püffe. Als er sich umsieht, stehen die Veranstalter Max und Paul lächelnd auf der oberen Stufe und weiden sich an dem Vorfalle. Was wird Fritz jetzt tun?

Georg: „Er wird hinaufgehen und die anderen auch hinunterstoßen."

Willi: „Er wird sie auch hinunterstoßen."

Hans: „Ja, natürlich."

Franz: „Ich meine dasselbe."

Nun also, Eure Meinung weiß ich. Wir wollen nun einmal den Fall besprechen. In der Geographiestunde hört Ihr von den Bahnen der Sterne und der Erde und von den Quellen der Flüsse und wo sie münden. Hier wollen wir uns über die Bahnen oder über den Lauf der menschlichen Handlungen unterrichten — wo sie

entspringen und wo sie münden. Ihr habt alle von Stanleys Erforschung der Kongoflusses gehört — wie der große Fluß anfangs nach Norden strömt, sodaß man gar nicht wußte, wo er wohl münden werde — bis Stanley den großen Bogen entdeckte, in welchem er sich dann wieder zur Westküste wendet. So ist es auch mit manchen menschlichen Handlungen. Wenn man ihren Lauf nur am Anfange beobachtet, so kann man sich oft grimmig täuschen über das, was sie wirklich anrichten in der Welt. Denkt z. B. an eine Lüge. Man meint im Anfang, sie diene zu unserer Erleichterung. Verfolgt man ihren Lauf genauer, so entdeckt man wie sie plötzlich einen großen Bogen macht und durch das Tal der Heimlichkeiten in das uferlose Meer der Unzuverlässigkeit mündet, wo es nichts als Schiffbrüche gibt. Wie ist es nun mit dem Hinunterstoßen? Verfolgen wir den Lauf dieser Handlung einmal weiter. Wird Fritz, wenn er Paul und Max auch hinunterstößt, nun wirklich vor weiteren Überfällen ein für allemal sicher sein:

Franz: „Nein."

Warum nicht?

Franz: „Sie werden jetzt noch andere dazu holen und dann wird es ihm erst recht schlecht ergehen."

Hans: „Ja, sie werden es sich nicht gefallen lassen."

Nun versteht Ihr gewiß das Wort von Christus: „Wer das Schwert ergreifet, der wird durch das Schwert umkommen." Eine Roheit lockt immer noch größere Roheit in den anderen hervor, und wer eine Zeit lang auch Sieger im Rohen ist, der fällt schließlich doch durch die Wildheit, die er in den anderen geweckt und bestärkt hat.

Wenn nun aber Fritz die beiden Täter nicht wieder herunterstößt, sondern nur den Kopf schüttelt und sich sogar noch bei denen entschuldigt, gegen die er geflogen ist — was wird dann geschehen? Wird man ihn dann in Ruhe lassen?

Georg: „Ja, es würde ihnen nur Vergnügen machen, wenn er wütend würde. Aber wenn er still ist, lassen sie ihn."

Willi: „Nein, ich glaube, sie würden meinen, er lasse sich alles gefallen und würden ihn erst recht necken und stoßen."

Hans: „Ich würde auch meinen, er sei feige."

Franz: „Ich auch."

Nun gut. Aber wenn er nun fest geblieben wäre nicht aus Feigheit und Schwäche, sondern aus Stärke, ich meine aus dem festen Entschluß, niemals roh mit den Rohen zu sein — meint Ihr nicht, daß das allmählich doch herauskäme in der Schule, und ihm Respekt verschaffte? Meint Ihr nicht, daß in der Schule immer bald heraus kommt, was für einen Charakter einer hat? Es gehört schon große Energie dazu, nicht Böses mit Bösem zu vergelten. Denn man wird ausgelacht und falsch verstanden, — und davor haben die meisten mehr Angst als vor Prügeln. Wer also diese Energie hat, der kann getrost sein, es wird schon heraus kommen. Bald werden einige sagen: „Er ist doch ein feiner Kerl." Er verschwätzt niemand. Er ist ein guter Kamerad. Und auch durch seine Schulleistungen wird er nur gewinnen, denn wer auf einem Felde willensstark ist, der bringt sich auch anderswo durch.

Schließlich wird keiner mehr wagen, ihn zu stoßen — nicht aus Angst, sondern aus einer stillen Achtung. Er ist Sieger geblieben. Und das Beste ist: Max und Paul werden auch Andere jetzt nicht mehr so gern hinunterstoßen, denn Fritzens Beispiel ist so etwas, vor dem sie sich schämen; jedes gute Beispiel ist wie so ein Heiligenbild am Wege — jeder grüßt es und neigt sich davor und fühlt: Es giebt noch etwas Höheres im Leben als Lümmelei, und auch in meinem Herzen lebt es: o möge es doch stärker werden!

Eins aber ist richtig: Zuerst wird es ihm schlecht gehen und es kann lange dauern, ehe es herauskommt, warum er eigentlich nicht Böses mit Bösem vergilt. Er wird leiden müssen dafür, daß er Ernst macht mit dem Guten. Sonst wäre es ja auch gar keine Kunst, das Rechte zu tun. Es sind alle zuerst verlacht worden, die sich im Leben anders aufführen wollten als Ziegenböcke und Büffel!

Aber schließlich bleiben sie doch die Stärkeren — es sammeln sich allmählich die, welche durch das unerschütterliche Beispiel ihr eigenes besseres Selbst wiederfanden — sie winden dem Sieger den Kranz.

---

12. Die Macht der Güte.

Ein Weihnachtswort.

Vor alten Zeiten gab es einmal einen mächtigen König, der zog aus mit Heeresmacht in fremde Länder und brannte Dörfer und Städte nieder und schleppte die Einwohner in Gefangenschaft. Seine Taten ließ er in Felsen einmeißeln und als er sein Ende herannahen fühlte, da ließ er sich aus gewaltigen Steinen einen Grabespalast errichten und seinen Leichnam ließ er in köstliche Salbe legen, damit der Tod ihm nichts anhaben könne.

Aber sein Name ist nicht lebendig unter uns, unser Gesicht leuchtet nicht und unsere Herzen klopfen nicht, wenn wir von ihm hören. Und kommen wird der Tag, wo Sturm und Regen den letzten Stein seines Denkmals zerstört haben werden, und wo der Sand der Wüste dahinweht über seine Spur, als ob er nie gelebt hätte.

Vor alten Zeiten lebte aber auch ein König, der hatte keine Soldaten und vergoß kein Blut und brannte keine Häuser nieder. Er grub seinen Namen nicht in die Felsen, sondern in die Herzen der Menschen. Er reichte den Sündern die Hand, er strich den Kranken milde über die heiße Stirn, er leuchtete mit dem Licht des Erbarmens in die Not der Armen und verharrte bis ans Kreuz in Verzeihung und Geduld. Die ihn am härtesten verfolgten, denen schenkte er sein tiefstes Mitleid und sehnte sich danach, sie durch sein Beispiel von ihrer Wildheit zu erlösen.

Er baute sich kein Grabeshaus wie die alten Könige — und doch seht ihr überall in den großen Städten wie im kleinsten Dorfe ein Haus, seinem Andenken geweiht, in den Himmel ragen, ja selbst hoch über die menschlichen Wohnungen nahe dem ewigen Schnee,

läutet die Kapelle zur Erinnerung an sein Liebeswerk — und heute feiert man auf der ganzen Welt die heilige Nacht seiner Geburt.

Seht: die Macht der Güte ist größer und ewiger als aller Kriegslärm dieser Welt. Sie lockt den Irrenden wie das Licht des Vaterhauses im dunkten Wald. Fürchtet niemals, daß Güte und Herzlichkeit verschwendet sei. Jedes milde Wort und jede große Liebe ist unsterblich, siegt über Hohn und Spott und wird stille gefeiert in verlassenen Herzen!

---

13. Der Sieg des Menschen über die Naturgewalten.

Wenn ihr eure Geschichtsbücher lest mit all dem Blutvergießen von der Eroberung Kanaans bis zu den neuesten Kriegen und eure Eltern sprechen hört von Transvaal und von den ostasiatischen Wirren — so werdet ihr gewiß denken, daß die ganze Weltgeschichte doch eigentlich nichts sei als ein ewiges Hauen und Stechen bis zum jüngsten Tag und die Menschen nicht viel besser als Tiere, wo eins das andere mit häßlichem Geschrei vom Weideplatz beißt. Und ihr werdet sagen: Wenn wir doch nicht mehr sind als die Tiere, ei, so lasset uns doch auch auf allen Vieren gehen und wieder auf die Bäume klettern und in den Urwald zurückgehen, wo die Luft doch so viel besser ist als in unseren großen Städten! Wozu dann täglich fünf Stunden in der Schule sitzen und so viel Weises und Gutes auswendig lernen, wenn doch alles nur zum gegenseitigen Abschlachten da ist?

Ja, wenn die Weltgeschichte wirklich weiter nichts wäre als was ihr in euren Geschichtsbüchern lest, dann wärs auch wirklich zum Verzweifeln. Aber es sind gewiß manche unter euch, die nicht bloß Kriegsgeschichten und Indianerbücher gelesen haben, sondern auch das große Buch der Erfindungen und Entdeckungen. Und da seht ihr, daß fern von allem Kriegslärm die eigentliche Geschichte des Menschen vor sich geht. Stellt euch vor, wie hilflos und zitternd der Wilde allen Naturgewalten gegenübersteht und wie dann Schritt

für Schritt durch menschlichen Geist und menschliche Kameradschaft die Elemente gebändigt und die Gesetze des Weltalls entdeckt werden. Wie der Urwald verschwindet und das wilde Getier, wie gewaltige Bauten emporsteigen und eiserne Brücken über breite Ströme gehen, wie von sausenden Maschinen in wenigen Minuten die größten Ballen Wolle gesponnen werden, wie der Mensch Herr wird über die elektrische Riesenkraft und tausende von Rädern in allen Ländern von ihr treiben läßt; wie das schneeweiße Licht, das sonst nur sekundenweise am schwarzen Gewitterhimmel über den Menschenwohnungen zuckte, nun weithin in den Straßen und Werkstätten und festlichen Hallen leuchtet und die Nacht zum Tage wandelt, wie der Dampf dem leichten Druck des Maschinisten gehorcht und unermeßliche Lasten bergauf und bergab schleppt und schwimmende Paläste mit hunderten von schlafenden Menschen in dunkler Nacht über das Meer treibt, wie das Dynamit Berge und Felsen öffnet, um Völker zu verbinden — sagt uns das alles nicht viel mehr von der großen Kraft des Menschen, als die Berichte von den großen Schlägereien? Die Geschichte der Arbeit, der Wissenschaft und der Erfindung, das ist die wahre Geschichte des Menschen!

Im Vorhof einer großen Dynamitgesellschaft in Hamburg, da steht die Statue einer Frauengestalt, die in der Rechten eine Fackel hält und mit dem einen Fuß auf einem knirschenden Dämon steht, der sich auf dem Boden windet, und sich mit seinen Händen in den Felsen eingräbt. Das ist der Sieg des Menschen über die Naturgewalten. Und die Fackel ist die Leuchte der Wissenschaft. Ungeheures haben eure Väter und Großväter im letzten Jahrhundert in der Unterwerfung der Naturkräfte geleistet. Die ganze Erde ist eingespannt in ein Netz von Schienen und Dampferlinien und Telegraphendrähten. Immer neue Kräfte werden eingespannt.

Was wird nun eure Arbeit sein? Ich glaube, eurer wartet eine Aufgabe, unendlich viel schwerer, aber auch unendlich viel wichtiger

und größer. Und wenn diese Aufgabe nicht geleistet wird, dann ist auch die ganze andere Herrlichkeit nichts wert und nur ein Fluch und ein Jammer für die Menschheit. Ihr müßt dafür arbeiten, daß nun endlich auch einmal die wilden Elemente im menschlichen Innern gebändigt werden, die wie böse Dämonen immer wieder zerstören, was Vernunft und Liebe geschaffen. Die Naturgewalten in unserm eigenen Herzen zu zähmen und der Vernunft untertan machen — das ist jetzt dringender als alle Tunnelbauten und alle neuen elektrischen Erfindungen. Wenn die Menschen selber wilde Tiere werden, was hilft es ihnen dann, daß sie von Berlin nach Paris telephonieren können und Automobil fahren und Zentralheizung haben? Seht doch hinaus in die Welt, wie trotz alles elektrischen Lichtes noch immer die dunkelste Habgier ihr Spiel treibt und wie die Völker trotz aller Schnelldampfer und Telegraphen sich nicht vertragen mögen, bevor sie nicht wochenlang aneinander herumgemordet und sich mit Bomben den Leib zerrissen haben!

Ein hochgebildeter Chinese sagte einmal, er habe jetzt gesehen, daß die Europäer trotz ihrer Eisenbahnen und ihrer Hotels nicht bessere Menschen geworden seien. Nur könnten sie mit all ihren Erfindungen zehnmal mehr Schaden anrichten als andere Völker. Hat er nicht Recht? Ihr hört ja am Tisch eurer Eltern genug davon, wie es jetzt in der Welt zugeht. Nehmt es euch zu Herzen und denkt darüber nach. Ihr müßt euch immer vorstellen, ihr seid junge Königssöhne, die einst zur Regierung kommen und nun in der Stille allerlei gute Vorsätze fassen, wie sie wohl ihre große Macht zum Segen anwenden können. Wenn ihr auch später nicht im Palast herrschet — jeder Mensch, der ein großes Beispiel gibt und ein neues Licht in seinem Leben entzündet, der sitzt auf einem Königsthron und wird weithin gesehen und hat Macht über die Menschen — auch wenns nur ein armer Schuhmacher ist.

Es ist ja wahr, daß auch heute schon mancherlei getan wird, um den ungebändigten Willen und die zügellosen Wünsche zu zähmen

und zu beherrschen. Mit der Rute beginnt es, mit dem Stock gehts weiter und viele gute Predigten begleiten den Menschen bis an sein selig Ende. Aber Schlagen und Bitten und Predigen hilft nicht viel — das wissen wir ja alle. Wohl mancher würde viel darum geben, wenn er Herr werden könnte über seine Wildheit — das Schlimmste ist nur, daß er nicht weiß, wie man das macht. Wie stark man einen Dampfkessel heizen darf, damit er nicht explodiert und wieviel Dampf man aus dem Ventil hinauslassen muß, damit die Lokomotive schneller oder langsamer geht — das ist alles genau ausgerechnet und beobachtet. Aber wie man einen Menschen behandeln muß, damit er nicht explodiert, und wie man sich selber bewachen muß, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren und woran man rechtzeitig merken kann, daß man in Gefahr ist — das alles ist noch gar nicht untersucht und bedacht und wir sind darin noch genau so kindisch und unerfahren, wie es die Fidschi-Insulaner in der Wissenschaft von der Natur sind. —

Wer kennt nicht die Verse in Schillers Lied von der Glocke, wo er spricht von dem Segen der gebändigten Naturkraft und von dem Unheil der entfesselten Elemente:

Wohltätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft.
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fesseln sich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur
Die freie Tochter der Natur!

Das alles gilt nicht nur vom Feuer in der Natur, sondern auch vom Feuer in der Menschenbrust. Wir sehen alle täglich, welche Wunderwerke uns die Naturkraft verrichtet, wenn sie durch Vernunft und Voraussicht geleitet wird und welche Verheerungen sie anrichtet, wo sie sich selbst überlassen wird, — aber daran denken wir nicht, was aus unserem Leben Großes werden könnte und wieviel glücklicher

wir sein würden, wenn wir unseren Begierden und Leidenschaften auch nur halb so viel Nachdenken und Vernunft zuwenden wollten, wie wir es der Zähmung der anderen Naturkräfte widmen. Heute haben wir eine große Wissenschaft, wie man elektrische Kraft hervorruft, wie man sie aufbewahrt, wie man sie in Bewegung und Arbeit verwandelt: aber wie man mit den großen Triebkräften der menschlichen Seele umgeht, wie sie entstehen und wachsen, wie sie aufgespeichert werden können, wie man sie dazu verwerten kann, um den Menschen vorwärts zu bringen, statt daß sie ihn und andere zerstören — davon gibts noch kein Wissen. Habt ihr einmal im Theater so ein Stück gesehen, wo ein Mißverständnis nach dem andern kommt und auf allen Seiten die Leidenschaft immer größer wird, bis schließlich in der Schlußszene die Hälfte ermordet auf der Bühne liegt? Habt ihr dabei nicht das Gefühl wie bei einem Gewitter, das wild heraufzieht und Bäume knickt und Felder verwüstet und Häuser in Brand setzt — und nachher ist alles wieder stille und es tropft leise von den Bäumen?

So ists, wenn ein Krieg losbricht, wo auch ein Mißverständnis und eine falsche Behandlung nach der anderen kommt und eine Depesche immer gereizter wird als die andere, bis sich schließlich die Truppen mit rollenden Kanonen gegeneinanderwälzen. Und so ists auch oft im häuslichen Leben der Menschen, oft bei den nächsten Verwandten. Sollte man da keine Blitzableiter erfinden können, sollte man wirklich nie lernen, genauen Bescheid zu wissen im menschlichen Herzen und die Kräfte weise zu leiten?

Jetzt macht man große Untersuchungen darüber, wie es wohl gelingen könnte, die gewaltige Kraft, die im Dynamit liegt, so zu lösen, daß sie nicht mit einem Mal explodiert, sondern ganz allmählich sich entwickelt, damit dann ihre Triebkraft statt des Dampfes benutzt werden könne. Aber wie es gelingen könne, auch die gewaltige Kraft, die im menschlichen Willen und in den Leidenschaften liegt, so zu befreien und zu leiten, daß sie nicht in wilden Ausbrüchen

verschwendet wird, sondern unter der Herrschaft der Vernunft edle Arbeit tut und dem Leben des Geistes dient — darüber will sich niemand den Kopf zerbrechen.

Denkt einmal daran, wie euch nach einem Zornesausbruch zu Mute ist. Ihr seid ganz ermattet und habt doch nichts erreicht, sondern im Gegenteil alles noch mehr verwickelt. Es ist, wie wenn die Leidenschaften wie ein verheerendes Hochwasser von den Bergen gekommen sind und Steine und Sand auf Gärten und Felder geschüttet und alle Wege zerrissen haben. Was machen die Menschen gegen Hochwasser? In einigen Ländern stehen sie mit dummen Gesichtern dabei oder sie beten zu ihren Göttern und lassen alles wie es war. In anderen Ländern lassen sie Ingenieure kommen und den Fluß regulieren und Dämme errichten. Es wird dafür gesorgt, daß sich das Wasser gleich im Anfang verteilen kann und daß es Widerstand findet, wenn der Anprall einmal wider Erwarten groß ist. So bändigt man die Naturgewalt durch Nachdenken und Kunst und wendet sie zum Guten. Warum nicht das gleiche Verfahren mit den Leidenschaften? Warum immer wieder das Hochwasser schutzlos über den Garten der Liebe hingehen lassen? Sagt selbst einmal, was würdet ihr tun als Ingenieure der Selbstbeherrschung? Wie kann man die Leidenschaften gleich an der Quelle zerteilen und welche Gedanken kann man als Schutzdämme aufrichten, wenn sie gewaltig daherströmen? Ich denke dabei an alle die Vorschläge, welche wir in dem Kapitel: „Wie soll man Böses vergelten?“ besprachen. Vor allem soll man sich klar machen, daß man mit Heftigkeit und Grobheit am letzten Ende doch immer nur das Gegenteil von dem erreicht, was man möchte. Es ist merkwürdig, schon in der Schule lernen wir, welche Stoffe miteinander Verbindungen eingehen und welche nicht, und welche Wirkung die verschiedenen Säuren auf die einzelnen Metallarten haben — aber mit welcher Art des Umgangs man die Menschen beeinflussen kann und wie man sie in ihren verschiedenen Zuständen am richtigsten behandelt — davon erfährt man nichts,

obgleich es das allerwichtigste ist im Leben und mehr zur Bildung gehört als Naturgeschichte. Die meisten Menschen glauben immer noch, daß sie mit Barschheit und Heftigkeit mehr erreichen als mit Anstand und Güte — und dabei könnte doch jeder darüber Bescheid wissen, der nur ein wenig über seine Erfahrungen nachdenkt und Ursache und Wirkung beobachtet. Man muß sich nur immer selber fragen: Wie wirkt es auf mich, wenn ich angefahren werde und grobe Worte schlucken muß? Macht es mich etwa willig und hellhörig?

Was ich von den Leidenschaften gesagt habe, das gilt auch von allen anderen Trieben, auch von der Naschhaftigkeit und ähnlichen Neigungen, die sich der Herrschaft der Vernunft entziehen wollen. Wir wollen in den folgenden Stunden noch mancherlei Hilfsgedanken und Mittel zur Bändigung besprechen — nur muß ich euch sagen, daß jeder von euch selber aus seinen eigenen Erfahrungen heraus mitarbeiten muß, damit wir täglich mehr wissen von dem Wirken der Naturgewalten im Menschenherzen und von der besten Art, ihnen beizukommen.

Noch eins zum Schluß. Ihr wißt ja selbst gut genug, daß das Wissen vom rechten Wege allein noch nicht ausreicht, man muß ihn auch zu gehen verstehen. Auch das bloße Wissen von der Kraft des Dampfes und seiner Beherrschung hilft noch nichts, wenn nicht der Techniker die Maschine und den Kessel baut. Und so ists auch beim rechten Handeln. Man muß nicht bloß einen rechten Blick haben dafür, wie die Menschen aufeinander wirken, und was verstockt und was erlöst, und wie man die Wildheit bei sich selbst an den ersten Zeichen erkennt — sondern man muß auch die Übung sich erwerben in der Unterdrückung der widerspenstigen Triebe, die Kunst der Ausführung. Darüber wollen wir ein andermal weiter reden.

---

14. Wie man Sklave wird.

„Gulliver bei den Liliputanern", wer von euch erinnerte sich nicht an das schöne Jugendbuch. Gewiß habt ihr auch noch das Bild vor Augen, wo der Riese Gulliver von den Zwergen gefesselt wird. Im wachen Zustande hätten die Knirpse ihm nichts anhaben können, aber während er schlief, kamen sie und überzogen ihn mit zahllosen Fäden, so daß er nicht aufstehen konnte.

Genau so machen es die bösen Gewohnheiten mit uns. Es sind Zwerge, die uns fesseln, wenn wir nicht wachsam sind. Weder das Lügen noch das Stehlen, weder der Zorn noch die Unordnung, weder der Neid noch die Trinksucht, überfallen den Menschen mit einemmal in ganzer Größe. Nein, klein und unbemerkt huschen sie heran und schlingen leise Faden um Faden um ihn. Mit einem mal fährt er auf und merkt, daß er gefesselt ist, daß er im Schlaf überwältigt wurde, und nun ein Sklave der Zwerge, der Gewohnheiten wird. Dann ist es meist zu spät.

So ist es z. B. mit der Lüge. Man wird nicht ein Lügner von heute auf morgen. Käme es so plötzlich, dann könnte man es auch leicht wieder abwerfen. Nein, es sind die leisen Fäden, durch die man allmählich festgebunden wird — es dauert oft sehr lange bis der Sklave fertig ist. Man beginnt mit ganz kleinen Ungenauigkeiten und Übertreibungen. Paul bleibt trotz strengen Verbotes beim Nachhausewege an den Läden stehen. Endlich macht er sich auf den Heimweg. Da trifft ihn seine Tante und bittet ihn, im Obstladen etwas Geld zu wechseln. Als er nun nach Hause kommt und die Mutter ihm schon Stubenarrest diktieren will, da sagt er: „Die Tante hat mich aufgehalten, ich mußte ihr Besorgungen machen." Da er noch nie gelogen hat, so glaubt ihm die Mutter, und er freut sich, daß er so ein einfaches Mittel gefunden hat, sich herauszureden. Diesmal war wenigstens noch etwas wahres daran — das nächste mal wird er vielleicht schon etwas vorbringen, was von A—Z ge-

logen ist, zum Beispiel: „Ich mußte dem Lehrer noch helfen den Klassenschrank aufzuräumen.“ Könnte man ihm jetzt Gullivers Bild zeigen, so wachte er vielleicht noch rechtzeitig auf und sähe die Zwerge an der Arbeit.

Ähnlich ist es mit der Trunksucht. Ein Mann beginnt die Trinkerlaufbahn nicht mit einem Rausch. Langsam, langsam wird ihm das Trinken und der Reiz des Alkohols zur Gewohnheit und mit einem Mal spürt er zu seinem Entsetzen, daß er Sklave geworden ist, daß die Sucht nach dem Trunke stärker geworden ist, als er selbst. Der Dichter Fritz Reuter war bekanntlich aus Verzweiflung während seiner langen Gefangenschaft ein Trinker geworden und konnte später nicht mehr los von der furchtbaren Gewohnheit. Er hat seine Sklaverei in folgendem Gedichte geschildert. Da läßt er die Trunksucht auftreten, sie singt:

„Ich bin die Seuche — ich bin die Pest,
Ich bin die alte Krankheit.
Wen ich gepackt, den halt ich fest,
Ich bin die alte Krankheit!

Und nestelt sich an mich heran
Und packt mich wie mit Krallen.
Ja wehr' sich, wer sich wehren kann,
Ich muß ihr doch gefallen:

„Komm her mein Schatz, komm her mein Kind,
Was willst Du mit mir hadern . . .
Es glüht wie gift'ger Höllenwind
Mir durch Gehirn und Adern.“

Wie schrecklich klingt das: „Ja, wehr' sich, wer sich wehren kann“ — ja das ist die Hölle auf Erden, sich so selbst verachten zu müssen und doch nicht anders zu können, weil die Gewohnheit unseren Willen geknebelt hat. Nun werdet ihr vielleicht sagen: Wozu wird uns das erzählt? Wir sind doch nicht in Gefahr, Trunkenbolde zu

werden? Ja, woher wißt ihr denn das? Die Zwerge beginnen ihre Knebelarbeit nicht erst, wenn man erwachsen ist. Im Gegenteil. Sie wissen, daß man in der Kindheit am leichtesten zu überrumpeln ist. Die Leute, die später Trinker wurden, die waren meistens schon in ihrer Kindheit Menschen, die sich willenlos von ihrem Gaumen und ihrer Zunge beherrschen ließen. Die Geschmacksnerven, die sind der Ort, wo die Fesselung unversehens beginnt, ganz im Kleinen, zuerst mit der Zuckerbüchse. Da kann schon manches Kind singen: „Ja wehr' sich wer sich wehren kann, ich muß ihr doch gefallen." Darum seid am wachsamsten gegenüber den ersten Knebelversuchen. Und wenn Ihr zum Konditor lauft oder sonst irgend eine Schleckerei beginnt, so solltet Ihr Euch immer noch rechtzeitig sagen: „Aha, die Liliputaner". Denkt immer daran, der Magen möchte gern herrschen, er sagt: „Ich bin der Herr, dein Gott, du sollst keine anderen Götter haben neben mir." Darum ist es gut, ihn von Zeit zu Zeit ein bischen fasten zu lassen und ihm dadurch Respekt beizubringen, daß man sich gerade dann etwas Leckeres versagt, wenn er sich schon recht darauf gefreut hatte. Versucht es nur einmal, welches herrliche Kraftgefühl dann über den Menschen kommt, wenn er auch nur so einen ganz kleinen Sieg über den Magen errungen hat.

Die Liliputaner benutzen aber auch noch eine ganze Menge von anderen Gelegenheiten um uns zu fesseln. Bei manchen Menschen ist es das Zigarrenrauchen, wobei ihnen die Herrschaft über sich selbst geraubt wird. Sie beginnen mit ein bis zwei Zigarren am Tag und steigern sich immer mehr, bis der Tag kommt, wo sie spüren, daß sie gefesselt sind, daß die Leidenschaft des Rauchens stärker ist als sie selbst, und sie es selbst dann nicht mehr lassen können, wenn ihr feineres Nachdenken ihnen sagt, daß sie anderen lästig fallen, oder ihre eigene Gesundheit ruinieren. Bei Knaben findet man eine andere Leidenschaft, die sich auch manchmal den ganzen Menschen unterjocht: Es ist die Sammelwut in Briefmarken oder

Ansichtspostkarten usw. Diese Wut beherrscht sie so, daß sie ihre Arbeit vergessen, daß sie heimlich Bücher verkaufen, um Geld für ihre Leidenschaften zu haben, und beständig in ihren Schätzen herumgraben, wie der Geizhals in seinem Gelde, der auch für nichts Anderes mehr Sinn hat. Auch sie wurden gefesselt, während sie schliefen — wer wachsam ist, der hält sich selbst in Schranken, sobald er merkt, daß so ein Trieb ihn zum Knechte machen will.

Es gibt noch eine Art Sammellust, welche die allergefährlichste ist, weil sie den Menschen nicht nur zum Sklaven macht, sondern auch sein Gemüt ganz und gar verhärtet. Das ist der Geiz und die Habsucht. Auch diese beiden bemächtigen sich des Menschen nicht als erwachsene Riesen und im offenen Kampfe, sondern als Zwerge, wenn er gar nicht daran denkt, daß sie ihm gefährlich werden könnten. Alle die Erwachsenen, die hartherzige Geizkragen und habsüchtige Geldjäger geworden sind, sie haben als Kinder genau so wie ihr mit Abscheu die Geschichten von solchen Sklaven des Geldes gelesen und wohl nie daran gedacht, daß sie auch einmal dazu gehören würden. Und wenn ihr heute von erbarmungslosen Hausbesitzern hört, die arme Leute auf die Straße setzen, weil sie nicht pünktlich Miete bezahlen, oder von Millionären, die für wohltätige Zwecke nichts übrig haben, so denkt ihr gewiß auch: Wie kann man das nur übers Herz bringen und wie kann einem Menschen dabei wohl in seiner Haut sein? Dabei aber seht ihr nicht, daß ihr vielleicht auch schon in Gefahr seid, in dieselbe Sklaverei zu kommen, indem ihr euch in eure kleinen Geldstücke verliebt und darüber die Liebe zum lebendigen Menschen vergesset. So wie der größte Baum aus einem kleinen Samenkorn erwächst, so beginnt die Krankheit des Geizes und der Habsucht damit, daß bei den allerkleinsten Anlässen die Liebe zum Gelde bei euch über den Anstand oder die Ehrlichkeit oder über die Freundschaft und Geschwisterliebe siegt. Wer da nicht wachsam ist, der wird gefesselt auf Lebenszeit.

Natürlich will ich damit nicht sagen, daß man nicht sparsam

sein soll, aber sparen soll man, wenn sich's um das eigene Vergnügen handelt, nicht aber, wenn es Anderen zu helfen gilt — dann ist das Sparen gefährlich, obschon man natürlich auch beim Schenken das rechte Maß halten soll. Aber wie ihr an vielen Geizhälsen sehen könnt, die lieber hungern und im Schmutze leben, bloß um wieder ein Geldstück zum anderen legen zu können — so kann auch das Sparen an sich selber gefährlich werden, wenn es nicht aus Anspruchslosigkeit, sondern aus Hunger nach den goldenen Metallstücken entspringt. Da muß man sehr, sehr auf sich selber acht geben. Ich habe nichts gegen das Gehorchen, im Gegenteil — aber es muß jemand sein der weiser und erfahrener ist als wir, und der selber dem Guten dient — niemals aber soll man einem bloßen Stück Fleisch gehorchen wie dem Magen, oder einem bloßen Stück Metall wie das Geld — es ist als ob man seine Seele dem Teufel verschreibt, und das Ende davon ist, daß man schließlich auch nichts Besseres wird, als ein Stück Fleisch oder ein Stück Metall — dann aber hätte man lieber gleich als Schlachtochse oder als Zwanzigmarkstück geboren werden sollen — das ist dann wenigstens nicht so zum Weinen, als wenn ein holdes Menschengesicht allmählich, allmählich so ganz verkalkt und versteinert wie eine Muschel in der Kreide.

---

15. Die größte Kraft.

Wißt ihr, was die größte Kraft in der Welt ist? Die Elektrizität denkt ihr. Ja, wenn man sieht, wie sie schwer beladene Bergbahnen emporschiebt und tausende und abertausende Räder treibt und Nachts am Himmel zuckt, daß die Kinder in den Betten schreien und die Erwachsenen zusammenfahren, dann könnte man wirklich denken, das sei die größte Kraft. Bevor Achilles den Hektor an seinen Wagen gebunden hatte und mit ihm um die Stadt fuhr, da glaubte man auch noch in Troja, Hektor sei der größte und stärkste Held. Wer aber von einem Andern eingefangen und geknebelt wird, der

ist nicht mehr der Stärkste. Ist es aber der Elektrizität nicht genau so gegangen? Der Mensch hat sie eingefangen und geknebelt. In ihm lebt eine stärkere Kraft. Was für eine Kraft ist das? Das Denken? Aber ihr wißt doch, das Denken wird oft müde und erlahmt. Aber hinter dem Denken steht dann eine Kraft, die es aufrüttelt und antreibt. Ihr muß das Denken gehorchen. Weiter, weiter, so ruft sie. Nicht nachlassen! Was ist das für eine Kraft? Es ist die Geduld! Viel schwere Arbeit in der Welt kann man mit der bloßen stämmigen Willenskraft vollbringen — aber überall, wo das Schwerste und Mühsamste vollendet werden soll, da muß man die Geduld rufen. Wenn ich sie zu malen hätte, so würde ich sie malen als eine demütige Gestalt mit blassem Gesicht und durchwachten Augen und schmalen, weißen Fingern. Und mit diesem schmächtigen Körper hat sie die Pyramiden in Ägypten gebaut und alle die riesigen Kirchen und die herrlichsten Kunstwerke, die so vor uns stehen, als wären sie mit einemmal erschaffen und haben dem Künstler doch so viel verzweifelte Nächte und immer erneutes Probieren gekostet! Ja — *sie* hat sie gebaut und geschaffen, denn ohne sie hätten die Erbauer und die Künstler längst den Meißel fortgeworfen. Und alle die großen Entdeckungen und Erfindungen sind ihr zu verdanken. Die Seeleute des Kolumbus sagten nach vier Wochen: Nun haben wirs satt — wir wollen umkehren. Bei ihm aber wachte die Geduld und ließ ihn alles ertragen, bis endlich morgens die blaue Küste erschien. Die Geduld hat Amerika entdeckt, Neugier und Geldgier hätten es nie zustande gebracht. Wißt ihr, wer entdeckt hat, daß sich die Erde um die Sonne dreht? Ein Thorner Domherr, Kopernikus, der sein ganzes Leben hindurch rechnete, bis er endlich auf dem Sterbebette seine Arbeit fertig hatte. Denkt nur daran, wie ihr schon die Geduld verliert, wenn ihr nur ein paar Stunden an einer Rechnung sitzt und nicht herausbekommen könnt, wo der Fehler sitzt... Ihr seht, wie falsch es ist, bei dem Worte Geduld immer an ein gutmütiges Schaf zu denken, das sich alles

gefallen läßt. Das ist beim Schafe gar nicht Geduld, sondern Dummheit und Hilflosigkeit — denn wenn das Schaf wirklich geduldig wäre, so würde es nicht bei jeder Kleinigkeit Mäh schreien. Nein, die rechte Geduld ist die größte Kraft, weil sie nie verlöscht — sie ist wie das ewige Sternenlicht, und alle andern Kunststücke des Menschen sind dagegen nur Raketen. Es gibt Menschen mit gewaltiger Energie und glühender Begeisterung; sie nehmen sich irgend etwas vor — dann aber geht nicht alles gleich so, wie sie wollen, und gleich lassen sie alles fallen. Oder sie wollen Veränderung und Abwechslung — es ist ihnen verleidet, tagaus, tagein das gleiche zu machen. Und es gibt viele Menschen, die große Schmerzen ertragen können, ja, die sich sogar martern lassen könnten, ohne mit der Wimper zu zucken — aber wenn ein Leiden jahrelang über ihnen liegt und sie noch obendrein wissen, daß sie es nie ganz verlieren werden — dann toben sie und verlieren Ruhe und Gelassenheit und weinen über sich wie die Kinder. „Geduld" heißt die Riesenkraft, die den unruhigen und begehrlichen Menschen sprechen läßt: „Ich bin stille, ich kann warten".

Könnt ihr wohl sagen, wo diese Kraft am häufigsten erzeugt wird? Ihr wißt, elektrische Kraft wird in besondern Räumen erzeugt und von dort versendet. Auch die Geduld wird meist in besondern Räumen erzeugt — es sind die Krankenzimmer. Von dort werden die Menschen durch das Beispiel rührender Geduld und Ergebung immer wieder gespeist mit der großen, großen Kraft, von der alles Große in der Welt getrieben wird — so wie die Fabriken durch die Elektrizität. Und nicht nur von den Kranken geht das Beispiel aus, sondern auch von denen, welche Tag und Nacht ohne Ermüdung und üble Laune den Kranken pflegen — immer wieder mit freundlichem Gesicht hereinkommen — auch wenn der Kranke selber zu den Ungeduldigen gehört, die kein Beispiel für andere geben.

Es gibt manchen Menschen, der niemals Sehnsucht danach gehabt hat, eine Königskrone zu tragen — aber keinen gibt es, der nicht

in irgend einer Stunde gefühlt hätte, wie jämmerlich schiffbrüchig der Mensch ist ohne Geduld, und der sich nicht gesehnt hätte, ihre Krone zu tragen.

So lange man jung ist, kann man Geduld noch lernen und glücklicherweise braucht man keine besondern Stunden dazu, wie zum Klavier und zur Handarbeit. Man kann es so ganz nebenbei lernen — sogar während der andern Stunden, obwohl es ja sonst nicht erlaubt ist, in der Stunde etwas nebenher zu treiben. Wenn euch z. B. beim Geigen oder Klavierüben die Geduld ausgeht, so denkt immer daran, daß Geduld zu lernen wichtiger ist als Musik, denn das Musizieren kann euch später manche Stunde versüßen und manche trübe Stimmung verscheuchen — aber die Geduld ist die große Kraft, die es euch möglich macht, alles Schwere im Leben hinzunehmen, als wenn es nichts sei, und schlechte Stimmungen überhaupt nicht aufkommen zu lassen.

Lernen kann man nun Geduld nur, wenn man mit dem Allerkleinsten anfängt. Ich will euch einmal ein Beispiel sagen — dann findet ihr gewiß selber noch weitere. Wenn ihr morgens die Stiefel anzieht und findet die Schnürriemen verknotet, so wird meist wütend daran herumgenestelt, mit Seufzern und Flüchen — endlich nimmt man das Messer oder wirft den Stiefel in die Ecke. Das ist die Vorschule für alle diejenigen, die einmal später in der Welt nichts vorwärts bringen und keine Kraft haben, wenn sie in schwierige Lagen kommen. Aber ebenso sicher ist es auch, daß das Stiefelzuschnüren ein Mittel ist, den guten Geist der Geduld zu beschwören, so wie Aladin mit der Wunderlampe den mächtigen Geist kommandiert. „Sage mir, wie du mit deinen Stiefeln umgehst, und ich will dir sagen, was aus dir wird" — so könnte man wirklich sagen. Versucht es nur einmal, die Riemen ohne jedes heftige Mucksen ganz sacht und ruhig zu lösen und singt dabei: „Der Mai ist gekommen" oder: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen", und wenn es dann nach zehn Minuten geglückt ist, — dann könnt ihr euch gratulieren.

Es hat sich derweilen in euch eine große Kraft gesammelt — nicht die, welche explodiert und verpufft, sondern die stille Riesenkraft der Beharrlichkeit, die nie müde wird und uns zum Herrscher krönt über das Schicksal. Oder wenn euer Kragen nicht über den Knopf will, oder wenn euch beim Schreiben ein Haar in die Feder kommt oder der Faden nicht in die Nadel gehen will, oder wenn ihr einen Lärm hört, bei dem ihr aus der Haut fahren wollt, oder wenn euch jemand ärgert und ihr möchtet losbrechen: „Jetzt hab ichs aber satt" — nein, habt es nicht satt, seht es an als ein Mittel zu eurer Übung, als eine Etude oder eine Sonate zum Geduldspiel — dann wird es gehen. Das sind gewiß nur Kleinigkeiten, aber es gibt keinen andern Weg, die kostbare Kraft in euren Dienst zu zwingen.

---

16. Wie kann man sich selbst beherrschen?

Wir haben viel davon gesprochen, warum die Selbstbeherrschung so wichtig für jeden Menschen ist. Ihr werdet mir darin gewiß recht geben. Aber ihr werdet fragen: Wie macht man es denn aber, sich selbst zu beherrschen? Man möchte es gewiß gern — aber ehe man sich's versieht, hat man wieder einen Wutanfall bekommen oder man ist in einen Konditorladen geschlichen und dergleichen. Wir lesen als Kinder alle von alten Römern, die sich so wunderbar in der Gewalt hatten — z. B. von Mucius Scävola, der seine Hand ruhig über einem Feuerbecken verbrennen ließ, um dem feindlichen Feldherrn ein Beispiel der römischen Willenskraft zu geben. Das klingt alles herrlich und man möchte auch so hart werden gegen sich wie diese Helden der Vorzeit — aber man weiß nicht, wie man es anfangen soll. Man kann es nicht so ohne weiteres nachahmen. Habt ihr nun wohl schon einmal nachgedacht über Hilfsmittel und Übungsmittel zur Selbstbeherrschung? Ich will euch heute einige Übungen vorschlagen: Versucht nur einmal in aller Stille, die ersten

kleinen Siege über den Körper zu gewinnen — wer die Freude einmal gekostet hat, der verlangt stürmisch nach immer größeren Siegen:

Herrschaft über das Lachen.

Ich erinnere mich an ein Knabenspiel, das einen ganz guten Sinn hat. Es sehen sich zwei ins Gesicht und probieren, wie lange es jeder aushält ohne zu lachen. Dabei kann man schon eines lernen, nämlich die Herrschaft des Willens über die Lachmuskeln. Ich habe euch ja gezeigt, wie wichtig das manchmal für den Menschen werden kann, daß er diese Herrschaft besitzt. Ich erinnere mich, daß man diese Übung am längsten aushält, wenn man sich mit aller Kraft zwingt, an irgend etwas ganz Anderes zu denken. Man kann dieses Spiel noch etwas erschweren. Es soll z. B. Einer den Andern eine komische Geschichte erzählen und sie sollen versuchen, dabei ernst zu bleiben. Das ist ganz außerordentlich schwer, wenn mehrere beisammen sind und die Geschichte wirklich kitzlig ist. Aber eine großartige Übung. Diese Übung kommt einem dann wieder zugute, wenn man bei Lärm arbeiten muß und nichts vorwärts bringt, weil man nicht die Kraft hat, die Gedanken einfach auf einen bestimmten Punkt zu zwingen. Überhaupt ist es das Gute bei der Selbstbeherrschung, daß alles, was man auf einem Gebiete übt, auch den Willen für alle anderen Aufgaben stärkt. Selbstbeherrschung trägt Zinsen!

Herrschaft über Hunger und Durst.

Eine andere gute Übung ist z. B., auf einer Landpartie einmal den Durst recht lange auszuhalten, damit man nicht Sklave seines Gaumens wird. Das ist auch für die Gesundheit gut, da das viele Trinken beim Wandern unzuträglich ist. Ich sage nicht, daß man sich das Trinken immer versagen soll. Aber von Zeit zu Zeit soll man probieren, ob man auch noch eigener Herr ist im Hause. Große Bergsteiger probieren von Zeit zu Zeit einmal, sich

auf einem Bein ganz herunterzulassen und das andere dabei nach vorn gestreckt zu halten. Sie wollen sehen, ob die Kniemuskeln dem Willen noch gehorchen. So soll man auch immer einmal von Zeit zu Zeit probieren, ob man noch die Willenskraft hat, sich etwas zu versagen, oder ob der Kitzel des Appetits schon die Zügel der Regierung ergriffen hat. Das Fastengebot, das so viele Religionen haben, das hat auch den guten Zweck, den Menschen von Zeit zu Zeit wieder einmal Gelegenheit zur Übung der Willenskraft zu verschaffen: So wie eure erwachsenen Brüder einige Wochen im Jahr zum Militärdienst einberufen werden, damit sie das Reiten und Schießen nicht verlernen — so müßt ihr euch selber von Zeit zu Zeit einmal zu einer Übung im freiwilligen Fasten einberufen.

In einem Knabenpensionat in Schlesien brach unter den Zöglingen einmal ein förmlicher Wetteifer aus, sich freiwillig zu dem Unangenehmsten, was es gibt, zu zwingen. Sie aßen Maikäfer und bissen von Raupen ab und zerkauten große Fliegen. Wer es darin am weitesten brachte, wurde als Held gefeiert. Nun wünsche ich nicht, daß ihr gerade dieses Beispiel nachahmt — es gibt genug anderes Unangenehmes, zu dem man sich freiwillig zwingen kann. Man kann seine Willenskraft auch in der Enthaltung üben, indem man z. B. eine süße Nachspeise, auf die man sich schon recht gefreut hat, an sich vorüberziehen läßt oder sie seiner Schwester abtritt — um sich in der Herrschaft über süße Speisen zu üben. Bei den Indianern herrscht der Aberglaube, mit den Speisen kämen manchmal böse Geister in die Menschen, darum solle man nicht zu viel essen; man kann in diesen Aberglauben einen Sinn hineinlegen, wenn man denkt, daß das gierige und ungezügelte Essen gewiß böse Geister im Menschen weckt und ihn in Gefahr bringt, der gehorsame Diener seiner Gelüste zu werden. Darum ist der Eßtisch ein ausgezeichneter Turnplatz für Übungen in der Selbstbezwingung.

kommen — so wie sich der Himmel im See wiederspiegelt, wenn die Wellen ruhig geworden sind.

Herrschaft über die Wasserscheu.

Auch die Wasserscheu ist ein gutes Turngerät für den Willen. Man kann die Waschlappigkeit am besten mit dem Waschlappen kurieren. Wer sich da überwindet und sich freiwillig das Unangenehme zufügt, dem wird schon vieles andere schwerer werden. Und wer hier unterliegt, dem wird vieles andere leichter werden; denn das Leben fordert jeden Tag, ja eigentlich jede Minute etwas vom Menschen, das gegen sein Behagen ist — und wer da zu schwach ist und zu weich gegen sich selbst, mit dem geht das Schicksal hart um.

---

17. Ein Schuß frei.

„Einen Schuß frei, wer ins Zentrum trifft“, so heißt es an einer Schießbude auf einem großen Schützenfest. Dicht gedrängt standen die Leute um die Bude, um ihr Glück zu versuchen — aber schlauerweise war dieses, das Zentrum, auf dem Flügel einer Taube befestigt, die beständig hin- und herschwebte, so daß selten einer traf. Ein guter Schütze aber war da, der traf auf jeden Schuß, und so schoß er eine ganze Stunde und bezahlte doch nur 10 Pfg., da jeder Treffer ihm einen Schuß erlaubte. Der Budenbesitzer war froh, daß nicht alle so gut schossen, sonst hätte er wohl seine Bude schließen können.

Wißt ihr, was der Lohn jeder guten Tat und jeder Selbstüberwindung ist? Man hat einen Schuß frei. Man kann um so leichter eine zweite gute Tat tun. Für den ersten Schuß muß man zahlen, der zweite ist schon umsonst. Die erste Tat kostet einem noch schwere Mühe — zum zweitenmal geht es schon viel glatter. Wer alle seine Kräfte zusammennehmen muß, um seinem Kameraden eine Birne zu schenken, die er selbst gern gegessen hätte, der hat

jeden Augenblick, um wieder verheerend einzufallen. Beobachtet es nur an euch selbst, wie wenig fest noch die neue Regierung ist. Beständig zettelt der vertriebene Herrscher Verschwörungen an mit solchen Leuten, die es unter seiner Regierung am besten hätten, wie z. B. mit dem Konditor, der ja dann den meisten Absatz hat, wenn der Magen allein König ist. Ja, man merkt es unserm Kopf an, daß er ein Emporkömmling ist, der trotz guten Willens noch nicht zu herrschen weiß, während der Magen sich immer noch als der geborene Herrscher benimmt und uns immer daran erinnert, daß er tausende von Jahren regiert hat und sich noch nicht in die zweite Rolle finden kann.

Wieviel tut man ihm immer noch zuliebe! Man zankt mit seinen Geschwistern wegen des größten Stück Kuchens, man ärgert seine Eltern durch Betteln, man verliert die Liebe seiner Freunde durch hungriges Benehmen, man wird geizig, nur um dem alten König recht viel Proviant über die Grenze schicken zu können — kurz, man schlägt sich manchmal vor die Stirne und fragt: Bin ich wirklich ein Mensch oder auch nur ein spazierender Magen?

Und wenn ihr nun erst daran denkt, wieviel gewaltige Panzerschiffe und Kanonenboote von den Völkern gebaut werden zu gegenseitiger Bedrohung und Verdrängung, und wie ein Stärkerer dem Schwächeren sein Land abjagt, scheint es dann nicht, als sei der Mensch im Unterschiede von den fliegenden und kletternden Magen nur ein bewaffneter Magen? Die wahre Größe eines Volkes richtet sich danach, ob bei ihm der Magen oder der Geist die größere Gewalt und den größeren Einfluß auf die Gesetze des Landes und auf das Benehmen gegen die übrigen Völker hat. Das alte Römervolk ging elend an Magenherrschaft zugrunde. Ihr habt gewiß schon von den Gastmählern der Reichen gehört aus jener Zeit, wo man am Ende der Mahlzeit Brechmittel nahm, um wieder von vorn anfangen zu können. Ist es einmal so weit gekommen, so ist ein Volk verloren, da ja doch der Magen ein Volk ebensowenig zum Rechten leiten kann, wie der Schiffskoch ein Schiff richtig zu steuern vermag.

Kraftübungen anzustellen im Kampf gegen den Augenblickskitzel und ihm niemals nachzugeben, bevor nicht das Zimmer hell gemacht ist und man alles Andere auch sieht, z. B. die traurigen Folgen für uns und Andere — nicht blos das Zauberbild an der Wand. Dann verschwindet der Spuk schon von selbst. Z. B. wenn Euch jemand überreden will, irgend ein Vergnügen z. B. einen Ausflug durch eine Unwahrheit zu erkaufen, so laßt ein recht deutliches Licht auf alle Folgen der Unwahrheit fallen und betrachtet sie selber in ihrer ganzen Schmierigkeit — dann werdet Ihr schon sehen, wie es hell und klar wird in Eurer Seele und wie die glänzenden Farben des Ausflugs verblassen und er alle Anziehungskraft verliert.

Leider verkaufen viele Menschen ihr Bestes gegen ein Linsengericht — nicht bloß aus Schwäche des Willens und weil sie durch die Gier überrumpelt werden, sondern weil sie so blind sind, daß sie gar nicht unterscheiden können zwischen dem Wertvollen und dem Wertlosen. Und diese Blindheit kommt wieder davon her, daß sie überhaupt sich nie recht gefragt haben: Was ist denn in aller Welt das Erste und Wichtigste für den Menschen? Weiß er das einmal sicher, dann wird er auch nicht so leicht von allerlei trügerischen und flüchtigen Lockungen überrumpelt werden — so gut wie man nie mehr gute und schlechte Bücher miteinander verwechselt, wenn man wirklich einmal ein gutes gelesen hat und weiß, was man daraus gewinnt. Nun sagt einmal selbst, was ist denn nun das Höchste und Wertvollste im Leben? In den Annoncen der Zeitung findet man manchmal Inserate, darin steht fettgedruckt „das Wertvollste im Leben ist": sieht man genauer zu, was denn das ist, dann geht es weiter: „Die Gesundheit, darum versäume niemand, jeden Morgen eine Tasse Blookers Kakao zu trinken." Hat Blooker Recht? Es scheint so. Denn was kann der Mensch ohne Gesundheit machen? Weder genießen, noch arbeiten, noch für andere wirken.

Also ist die Gesundheit das Höchste. Ist dieser Beweis nun aber wirklich zugkräftig? Eine Stimme im Innern sagt uns, daß

Dinge verstehen kann — nämlich: jemand um seines eigenen Vorteils willen um den gerechten Lohn bringen, jemand unter dem Schein des Rechtes um Hab und Gut betrügen, oder ihm durch unsaubere Mittel die Kundschaft abjagen, und endlich gehört es auch zum Stehlen, wenn man den Leuten ihr Geld aus der Tasche lockt und ihnen schlechte und wertlose Ware dafür anhängt. Als Kinder seid ihr gewiß alle dagegen und möchtet euch nicht mit derlei Dingen beschmutzen, — aber denkt daran: das Schlechte im Großen kommt aus dem Schlechten im Kleinen. Vielleicht wißt ihr gar nicht, ob nicht in euch schon allerlei schlechte Gewohnheiten heranwachsen, die jetzt erst harmlose Streiche verüben, die aber später einmal, wenn sie groß geworden, euch zu all den Dingen zwingen, die ihr jetzt verabscheut. Als Kind möchte niemand seiner armen Klavierlehrerin den Stundenlohn verkürzen, — aber wenn man sich schon als Kind gehen läßt in der Nachgiebigkeit gegen jeden Kitzel, dann gewinnt man das Geld lieb, weil es Einem dienstfertig jeden Kitzel befriedigen hilft, und hat man einmal das Geld liebgewonnen, so hält man es fest und gibt lieber das Mitleid und den Anstand her, und wenn man dann endlich erwachsen ist, so sagt man zu dem kleinen blassen Fräulein: „Ach Fräulein, nicht wahr, Sie geben die Stunde wohl auch für 80 Pfennig, wir können leider nicht mehr geben"; und wenn man Student ist, so zahlt man dem Schuhmacher seine Rechnung nicht, weil man nachrechnet, wie viel Flaschen Bier man dafür kaufen könnte; und als Fabrikant drückt ein solcher Mensch dann den Arbeitern die Löhne herunter und spart an Sicherheits- und Gesundheitsvorrichtungen, weil er sonst im Frühjahr nicht nach Italien kann, oder gar einen Dienstboten weniger halten muß. Und alle die Leute, die so etwas tun, die waren gewiß liebe und gefällige Kinder — nur waren sie sorglos gegenüber einer einzigen Neigung, dem Hang zum Schlecken und Genießen. Sie mochten sich nichts versagen, und so wurde die Sinnenlust Herr im Hause und hat jetzt ihr Herz so verunstaltet.

Die Hauptsache ist, daß man wachsam und mißtrauisch ist gegenüber den kleinsten Anfängen. Glaubt nur nicht, daß z. B. ein Raubmörder immer ein Mensch ist, der von Anfang an keine Spur von Mitleid in seinem Herzen hatte. Nein, vielleicht hatte er als Kind sogar viel Mitleid, aber eine ungezügelte Begehrlichkeit. Auf die Dauer aber haben beide nicht Platz im menschlichen Herzen. Das eine muß weichen. Und das ist dann meist das Mitleid; denn wenn die Begehrlichkeit nicht im ersten Anfange gebändigt wird, dann flackert sie empor wie eine Flamme, die mit Rauch und Glut alles Andere erstickt im Herzen. Ich hatte einen Bekannten, der als Knabe noch rechtzeitig umkehrte, aber er erzählte mir einmal später, wie in seiner Kindheit der Wunsch nach Obstessen so heftig in ihm gewesen sei, daß er die Sparkassen seiner Geschwister angegriffen hätte, um es sich zu verschaffen. Zuerst hätte er nur ein paar Pfennig genommen, und es hätte ihm sogar weh getan, daß er ihnen ihr mühsam Erspartes wegnahm. Aber Schritt für Schritt sei seine Gier stärker geworden, und es sei ihm gewesen, als habe sie sein Mitleid lebendig eingemauert in seinem Innern. Es habe sich schließlich gar nicht mehr geregt. So kann eben der Mensch, ohne daß er es selbst merkt, allmählich zum scheuen Raubtiere werden und das Schlimmste begehen.

Wer seinen Willen täglich im Kleinen übt, der wird dann gerüstet sein, wenn die Versuchungen kommen und ihn zum Knechte seines Körpers machen wollen.

Gewohnheiten.

1. Vorteile und Gefahren der Gewohnheiten.

Habt ihr einmal ein großes Schiff inwendig besehen, wie da alle einzelnen Arbeiten verteilt sind? Ist es ein Segelschiff, so hat jeder Mast, ja jedes einzelne Segel seine besondern Matrosen zur Bedienung — ist es ein Dampfer, so gibt es die verschiedensten Posten zur Bedienung der Maschine — bis herab zum Heizer oder zu dem, der beständig Wasser auf die erhitzten Teile der Maschine gießen muß. Und die verschiedenen Offiziere haben alle auch wieder ihre bestimmte Verrichtung in der Instandhaltung des Ganzen. Stellt euch nur vor, der Kapitän gebe das Signal zum Abfahren und es stände ein großer Haufen Mannschaft da, von der niemand wüßte, wo er nun zuzugreifen hätte! Oder stellt euch einmal vor, der Kapitän müßte beständig von dem einen zum andern laufen, um ihm zu zeigen, wie er seine Sache zu machen hätte, oder um zu sehen, ob er sie auch recht macht. Dann würde wahrscheinlich das Schiff schon im Hafen irgendwo auflaufen; denn der Kapitän soll auf der Kommandobrücke stehen, um von oben alles zu übersehen, was geschehen muß, und kann nur von Zeit zu Zeit einmal prüfen, ob auch auch im Kleinen alles in Ordnung ist. Oder stellt euch einmal vor, ein Fabrikherr brauchte seinen ganzen Kopf nur dazu, überall nachzusehen, ob das kleinste Rad auch gut geölt ist, und ließe sich jeden einzelnen Brief in seinem Bureau zeigen, ob auch keine orthographischen Fehler oder sonstigen Versehen darin sind. Er

würde Bankerott machen, denn er würde dann gar nicht mehr Zeit haben, zu studieren, an welchem Teil der Erde gerade die meiste Nachfrage nach seinen Waren ist, woher er wohl seine Maschinen und Rohstoffe am billigsten beziehen und welche neuen Erfindungen er sich zu nutze machen kann. Nein, er muß sich auf seine Angestellten verlassen können. Sonst könnte er ja nur lieber gleich alles selbst machen. Er muß entlastet werden von der beständigen Aufsicht über jeden Einzelnen, damit er seine Zeit der Umschau über den Weltmarkt widmen kann und den großen Berechnungen. Man nennt das „Teilung der Arbeit", und ihr werdet mir zugeben: das Geschäft wird um so besser gehen, je gewissenhafter alle seine Angestellten ihre Pflichten erfüllen, und je weniger er durch fortwährendes Kontrollieren davon abgehalten wird, alle seine Kraft dem Denken und Rechnen zu widmen. Ja, er muß mit ruhigem Herzen einige Wochen in fremde Länder zum Besuch seiner Kunden und zur Besichtigung der fremden Märkte verreisen und dabei darauf vertrauen können, daß alles seinen Gang auch ohne ihn weiter geht. Und denkt einmal daran, wie langsam alles vor sich gehen würde, wenn jeder einzelne Arbeiter und jeder Buchhalter und Schreiber für jede kleine Tätigkeit immer erst fragen müßte: Sollen wir dies tun, wie müssen wir das machen usw.? Kein Rad würde aus dem Stocken herauskommen. Er muß also dafür sorgen, daß seine „Angestellten" ihren Dienst tun, auch ohne daß er ihnen jede einzelne Handreichung befiehlt und vorschreibt. Ihre Verrichtungen müssen feste „Gewohnheiten" geworden sein. Gewohnheiten also sind Tätigkeiten, bei denen der Verstand nicht mehr fortwährend mitzuarbeiten braucht. Natürlich muß der Verstand diese Tätigkeiten zuerst anlernen und dafür sorgen, daß alles Einzelne zum Ganzen stimmt, auch muß er von Zeit zu Zeit einmal nachsehen, ob noch Alles beim Rechten ist — aber er braucht nicht mehr beständig dabei zu sein. Denkt z. B. an das Klavierlernen. Wie mühsam zuerst jede Note betrachtet und überlegt werden muß, und wie schwer man den Kopf oft

anstrengt, um jedes Kreuz und jedes b an der richtigen Stelle zu beachten. Durch die häufige Wiederholung aber werden alle die verschiedenen Griffe schließlich so Übung und Gewohnheit — (Gewohnheit hängt mit Wohnen zusammen: man ist daheim in etwas) — daß die Überlegung gar nicht mehr dazu gerufen zu werden braucht. Das Auge sieht die Noten, und die Leitung von da zu den Fingern ist nun so oft benutzt, daß auch ohne besonderes Kommando von seiten des Gehirns die Meldung sofort an die Stelle weitergegeben wird, von der die Handbewegungen gelenkt werden — so wie ein Flußbett immer tiefer wird, je länger reines Wasser hindurchströmt. Da nun das Gehirn nicht mehr jede einzelne Bewegung zu kontrollieren und zu lenken braucht, so hat es Kraft und Zeit übrig, um an den Ausdruck zu denken und an das Piano und Forte an der richtigen Stelle — also seht ihr eine Arbeitsteilung beim Klavierspielen wie auf dem Schiff und wie in der Fabrik. Zweck der Übung ist also, daß dadurch die Gewohnheit entsteht, und deren Nutzen liegt darin, daß der Geist entlastet wird, um weit auszuschauen und tief nachzudenken nach allen Richtungen und dadurch alles Tun des Menschen zum richtigen Zwecke zu leiten, so wie der Kapitän weit ausschaut nach den Leuchttürmen und lange in die Seekarten blickt und in die Tiefen seiner Erfahrung, damit er die Handgriffe der Andern richtig leitet. Wenn wir daher von guten Gewohnheiten sprechen und sie jedem anempfehlen, so ist damit auch gemeint: man muß sein eigenes Ich so einrichten, daß man ein gut eingelerntes und vertrauenswürdiges Personal von Gewohnheiten hat, damit der Geist nicht immer für jede Kleinigkeit herbeibemüht werde — denn sonst wird erstens Alles verlangsamt, was man tun soll, und zweitens leidet das ganze Leben darunter, wenn der Kapitän Geist nicht immer auf der Kommandobrücke stehen kann, sondern in allen Gängen herumrutschen muß. Wenn z. B. die Ordnung einem einfach so Gewohnheit wird, daß man wie im Traum alles an seinen richtigen Platz legt, dann gewinnt der Kopf schon ungeheure Zeit. Wenn man sich einfach angewöhnt,

sauber und appetitlich zu essen, dann braucht man bei fremden Leuten nicht seinen Geist zu bemühen, beständig aufzupassen auf jeden Handgriff, sondern kann ihn zur Unterhaltung und zum Zuhören gebrauchen. Wenn man sich überhaupt daran gewöhnt, alles zu bestimmter Zeit zu tun, so hat man auch wieder den Geist von der Aufgabe entlastet, immer alle seine Aufmerksamkeit darauf zu verwenden, daß bestimmte kleine Dinge nicht vergessen werden. Kurz, wer seinen Geist nicht von der Sorge für alle solche Kleinigkeiten befreit und sich nicht ein paar brave und zuverlässige Gewohnheiten für die üblichen Geschäfte des Lebens anschafft, der ist ein schlechter Haushälter in seinem eigenen Leben und wird niemals auf einen grünen Zweig kommen.

Daß wir also Gewohnheiten erwerben können, das beruht darauf, daß jede Tätigkeit durch Wiederholung sozusagen selbständig wird und nicht mehr die Führung des Geistes abzuwarten braucht. So wie die Pferde bei der Feuerwehr beim Glockenzeichen von selbst an die Wagen laufen, so geben alle die kleinen Nervenbureaus im Gehirn nach häufiger Wiederholung endlich die Anreizung von draußen weiter an das Bewegungsbureau, auch ohne erst den Verstand antelephoniert zu haben. Die Nachricht fährt eben auf dem ausgefahrensten Geleise weiter — so könnte man die Entstehung einer Gewohnheit beschreiben. Wer hundertmal seinen Hut an die richtige Stelle hängt, der wird das auch beim eifrigsten Gespräche tun, denn er braucht ja seine Überlegung gar nicht mehr dazu: Wenn der Anblick des Korridors sein Auge trifft, so geht eben diese Nachricht auf dem hundertmal gebrauchten Wege ins Gehirn und ohne Umweg an die Stelle, wo die altbekannten, zum Aufhängen des Hutes bestimmten Bewegungen hervorgerufen werden. So erklärt sich z. B. auch etwas, das einige von euch gewiß schon erlebt haben, wenn die Familie die Wohnung gewechselt hat. Wenn der Geist gerade nicht aufpaßt, so läuft man von der Schule immer noch den alten Weg. Diese Tätigkeit ist also selbständig geworden — sie hat sich von der Leitung des Verstandes befreit. Das ist einem

natürlich in solchem Falle höchst unangenehm. Aber solch Selbständigwerden von oft wiederholten Tätigkeiten hat noch viel gefährlichere Seiten. Es ist eine Fähigkeit, die zu unserm größten Nutzen, aber auch zu unserm größten Schaden ausschlagen kann. Es können nämlich auch schlechte und ungesunde Tätigkeiten selbständig werden, dadurch, daß sie oft wiederholt werden. Dann ist die Herrschaft der Vernunft bedroht. Denn dadurch, daß solche Tätigkeiten zahllose Male ohne Kontrolle der Vernunft durchpassiert sind, sind natürlich die Kontrolldrähte etwas außer Gebrauch und nicht ganz im Stande, während der Weg von der Versuchung bis zum Nachgeben so glatt ausgefahren ist, daß die Handlung schon gar nicht mehr in ihrer Fahrt aufzuhalten ist. So sieht es aus, wenn eine schlechte Tätigkeit zur Angewohnheit wird und der Geist die Herrschaft entweder ganz verliert oder nur mit größter Anstrengung wieder erlangen kann, indem er sich aufs Äußerste anstrengt, die Versuchung gleich beim ersten Betreten des Gehirns in sein Bureau zu lenken und sie von den dort versammelten guten Gedanken knebeln zu lassen. Ihr seht also, es ist wichtig, daß der Geist sich erst alle Tätigkeiten ganz genau ansieht, ehe er sie selbständig werden läßt. So gut, wie der Kapitän sich von Zeit zu Zeit überzeugen muß, ob sich in seine Mannschaft auch keine unsauberen Elemente einschleichen, die womöglich auf offener See eine Meuterei anfangen, so gut muß sich der Geist von Zeit zu Zeit überzeugen, ob er zu Gewohnheiten auch wirklich gute Elemente angenommen hat, ob sie ihm wirklich etwas abnehmen, was er selber tun wollte, oder ob sie etwas tun, was das ihm anvertraute Leben in Not und Gefahr bringt.

Meint ihr nicht, daß der Geist sogar auf die guten Gewohnheiten etwas aufpassen muß, damit sie nicht gar zu selbständig werden und das Gefühl bekommen, daß ihnen niemand mehr etwas zu sagen hat? Kann man nicht auch zum Sklaven von guten Gewohnheiten werden? Giebt es z. B. nicht Menschen, die ganz ungefällig werden, bloß weil sie durch die Gefälligkeit z. B. ein Buch aus der gewohnten Ordnung nehmen oder ihre regelmäßige Gewohnheit des Arbeitens unterbrechen

müssen? Und ist nicht ein Sklave der Sparsamkeit dicht daran, ein Geizkragen zu werden? Also auch die guten Gewohnheiten müssen in fester Oberaufsicht gehalten werden, damit sie auch ohne Widerstand eine Ausnahme zulassen, wenn die obersten Gedanken das für nötig halten. Die beste Gewohnheit wird zur Gefahr, sobald sie dem obersten Herrn den Gehorsam aufkündigt, denn nur er kann beurteilen, was für das Ganze nötig ist, und sie müssen sich fügen, genau so wie der Maschinist genau gehorchen muß, wenn der Kapitän langsame Fahrt oder „Stopp" kommandiert.

---

2. Es kommt alles ans Licht.

In einem bekannten Gedichte heißt es: „Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch ans Licht der Sonnen". Ist das wirklich wahr? Gibt es nicht manche Verbrechen und Schandtaten, die nie ans Sonnenlicht kommen? Und gibt es nicht manche Lüge, die ein Kind den Eltern oder dem Lehrer sagt, die nie entdeckt wird, und manche Pflichtvergessenheit, die nicht bemerkt wird? Sind etwa Eltern und Lehrer so allwissend, daß ihnen gar nichts entgeht, was im Leben der Kinder nicht in Ordnung ist? Ihr wißt Alle, daß das nicht der Fall ist. Vieles wird nicht entdeckt, manche Lüge, mancher Betrug, manche Unordnung bleibt ungesehen und ungestraft. Aber glaubt ihr wirklich, daß es deshalb nicht doch ans Licht kommt zu irgend einer Zeit? Es gibt manchen Schüler, der eine Lüge sagt — und wenn sie nicht entdeckt wird, so denkt er: diesmal bin ich durchgekommen, diesmal hat es keine Folgen gehabt und niemand wird es merken. Aber er irrt sich gründlich. Gewiß, die Lüge selbst wurde nicht entlarvt und Strafe gab es nicht. Aber kann er nun einfach darunter schreiben „gilt nicht", wie unter ein falsches Rechenexempel in seinem Schulheft? Nein: „es gilt", es läßt sich nicht ausstreichen, was gelogen ist. Denn in dem Ausdruck unserer

Augen, in unserm ganzen Gesicht, unserm ganzen Wesen tritt es zutage, ob wir etwas zu verstecken hatten, ob wir Heimlichkeiten trieben. Mit jeder Lüge, die wir sagen, werden wir ein andrer Mensch — und glaubt ihr wirklich, man könne im Gesicht eines Menschen nicht lesen, ob er zuverlässig oder ein Windbeutel ist? Ihr habt gewiß schon viel davon gehört, daß man versucht, aus der Handschrift den Charakter eines Menschen zu lesen. Das beruht eben darauf, daß ein Mensch sein Wesen nicht nur kund gibt durch das was er sagt, sondern noch viel deutlicher durch tausend Kleinigkeiten, auf die er garnicht achtet: durch die Art wie er schreibt, wie er geht, wie er ißt, wie er Schwächere behandelt, wie er sich beim Einsteigen in eine Tram benimmt usw. Ein Freund von mir behauptete einmal, er könne an der Handschrift eines Briefes sogar sehen, ob darin gelogen werde. Die lügnerischen Sätze seien viel zaghafter und charakterloser geschrieben als die anderen, weil eben der Schreiber in dem Augenblick nicht die Kraft und Sicherheit der Wahrheit hinter sich hatte. Wenn aber das Lügen sich schon in der Handschrift ausdrückt, dann könnt ihr sicher sein, daß es noch viel deutlicher in den Augen geschrieben steht, die man ja mit Recht den Spiegel der Seele genannt hat. Ich sage nun nicht, daß jeder Mensch im Gesicht des Anderen gleich lesen kann, ob er ein Lügner ist oder nicht. Ich kann oft nicht bestimmt sagen, was mir im Gesicht eines Menschen mißfällt und was mich abstößt und doch weiß ich sicher, daß ich kein volles Vertrauen zu ihm haben kann. Das kommt, weil der Mensch keinen ganz freien festen Ausdruck in seinen Augen und in seiner Stirn hat, und weil sein ganzes Wesen etwas Verstecktes hat. Eine einzige Lüge kann oft schon den Ausdruck der Augen unsicher machen und dafür sorgen, daß man sich solchem Menschen nicht so ganz rückhaltlos vertraut und sich nicht zu ihm hingezogen fühlt. Ihr könnt also sehen, wie kurzsichtig es ist, zu meinen, eine Lüge komme deshalb nicht ans Licht, weil sie nicht öffentlich entdeckt werde. Im Gegenteil, je weniger sie ent-

deckt wird, desto mehr sieht sie aus dem Gesicht heraus, wegen des schlechten Gewissens. Erst wenn der Mensch seine Lüge irgend einem Andern gesteht und dadurch sein Inneres auslüftet — erst dann wird sein Blick wieder frei. Darum haben ja viele Menschen auch den Brauch, in der Kirche zu beichten, weil sie ihr Inneres reinigen möchten.

Die Lüge kommt übrigens nicht nur durch das Gesicht ans Licht. Wer einmal gelogen hat und sich darüber freut, daß es nicht herausgekommen ist, der wird es das zweite Mal schon leichter finden, nicht ganz bei der Wahrheit zu bleiben, er wird bei seinen Erzählungen übertreiben und ausschmücken und in Allem, was er sagt, kleine Ungenauigkeiten begehen — und ohne daß er es selbst ahnt, merkt man, daß er ein Lügner ist; denn nur zu schnell werden solche kleinen Ungenauigkeiten entdeckt — und weitererzählt. Also meint nur nicht, die Lüge bleibe versteckt — auf tausend Wegen kommt sie heraus, alle eure Gewohnheiten schreien sie aus und benachrichtigen Freund und Feind davon.

Ebenso kommen aber auch andere Gewohnheiten an den Tag. Ich kannte einen Gelehrten, der ganz einsam nur mit seinem Diener lebte, der ihn jeden Tag zu seinen Vorlesungen in die Universität fuhr, da seine Beine gelähmt waren. Als man ihm einmal vorwarf, er kenne die Menschen nicht, da sagte er: „Oh, ich kenne sie besser als ihr alle, ich beobachte sie dort, wo sie sich am wenigsten verstellen, nämlich, wenn sie sich drängen, in eine Tram einzusteigen. Da kann man deutlicher als irgendwo die Feinen von den Rohen unterscheiden. Da sieht man, wie bei vielen Menschen die Bildung nur wie ein Lack an der äußersten Oberfläche sitzt — so bald sie sich aber unbeobachtet wissen oder in großer Hast sind, dann kommt plötzlich der Wilde zum Vorschein. Darin hatte er ganz Recht. Die meisten Menschen glauben, es komme gar nicht darauf an, wie sie sich zu Hause benehmen, im Verkehr mit ihren nächsten Angehörigen — bei Fremden werden sie sich schon zusammennehmen und fein höflich sein. Zu Hause können sie sich dann ja wieder ausruhen von der Anstrengung. Als ob ein Mensch sich so gut ver-

stellen könnte! Es wird nur zu schnell ans Licht kommen, was er innerlich für ein Mensch ist. In einem unbeobachteten Momente schlüpft ihm ein Satz oder ein Wort heraus, das sofort verrät, daß man einen ungezähmten Menschen vor sich hat — oder er verfällt bei der Unterhaltung unversehens in einen zänkischen Ton, den er nie haben würde, wenn er sich nicht zu Hause darin nachgegeben hätte. Wer zu Hause ein Flegel ist, der wird niemals bei Fremden in den Ruf eines feingebildeten Menschen kommen — denn gerade weil er immer auf sich aufpassen muß, darum macht er einen so gezwungenen und unsicheren Eindruck, daß man sofort Bescheid weiß, daß seine Bildung nur wie ein Rock ist, den er angezogen hat, aber nicht seine innere Natur.

Auch mit den Manieren beim Essen ist es so. Wer zu Hause die Ellbogen auf den Tisch stützt und laut schmatzt und schlürft und Flecken auf das Tischtuch macht und immer mehr nimmt als bei gerechter Teilung für ihn da ist — der soll nur nicht denken, daß er dann plötzlich bei Fremden wie ein Edelmann essen kann. Man merkt sofort, daß das Anständigessen bei ihm nur ein Zwang ist und nicht inneres Bedürfnis. Mancher hat schon eine Absage bekommen von einem Mädchen, das er zur Braut wünschte, und wußte nicht, daß sie ihn beim Essen beobachtet und nachher gesagt hat: „Nein, solch ein Schmierfink ist mir unheimlich, wer so unappetitlich ißt, der wird auch mit seiner Frau nicht anmutig umgehen!"

Mit der Ordnung ist es auch so. Es gibt überhaupt kaum etwas, was so ans Licht kommt wie die Unordnung eines Menschen. Er geht unachtsam und unsäuberlich mit seinen Sachen um und denkt: „das kommt nicht heraus, bei Fremden will ich schon anders handeln". Als ob man seine Gewohnheiten verstecken könnte! Er wird sich verraten in der Art wie er ein Buch oder eine Photographie anfaßt. Wenn er es auf den Tisch legt, wird er vergessen nachzusehen, ob der Tisch auch nicht naß oder beschmutzt ist. Wenn er ins Haus kommt, wird er vergessen, die Stiefel gründlich zu

reinigen. Bei Briefen an Fremde wird er das Datum vergessen und in der Eile den Brief zuklappen ohne gelöscht zu haben. Auch werden in seinen Briefen immer die letzten Buchstaben nicht sorgfältig zu Ende geschrieben, sondern lässig hingesudelt sein. Kurz, es ließen sich hundert Dinge nennen, die in ein paar Minuten verraten, was er für ein Mensch ist. Ich hatte einen Bekannten, der sagte mir, an der Art, wie ein Mensch ein Buch aufschneide, könne man seinen ganzen Charakter erkennen.

Ich wollte euch mit diesen Beispielen nur zeigen, wie gänzlich falsch es ist, zu meinen, daß man irgend etwas Schlechtes tun oder sich in irgend etwas gehen lassen könne, ohne daß es herauskommt. Gewiß, die einzelne Sünde und das einzelne Versehen kommt nicht sofort heraus — aber jede einzelne Verfehlung macht so zu sagen das Geleise frei für die nächste — genau so wie beim Klavierüben jede einzelne Stunde die Finger geschmeidiger macht für die nächste. Und jede Nachlässigkeit, jede Lüge, jede Roheit, die wir im kleinsten Kämmerchen begehen hinter den dicksten Mauern, liegt offen vor der ganzen Welt da und vor denen, deren Liebe und Achtung wir erwerben möchten — denn jede Nachgiebigkeit an das Häßliche und Schwächliche in uns ist wie eine Blutvergiftung, die durch den ganzen Körper läuft und plötzlich zum Vorschein kommt, wo man es am wenigsten vermutet.

Wer also von euch gern einen rechten treuen Freund oder eine Freundin gewinnen möchte, dem hilft keine Verstellung etwas — nein, er muß das wirklich werden, was er scheinen möchte. Das kann er nur, wenn er sich im innersten Herzen edle und schöne Gewohnheiten heranbildet — die werden durch sein ganzes Leben hindurchleuchten und ihm Vertrauen und Liebe gewinnen. Und das ist das Paradies auf Erden.

---

3. Ordnung und Unordnung.

Pestalozzi erzählt einmal in seinen Roman „Lienhard und Gertrud", ein Dieb habe unter dem Galgen, an welchem er gehängt werden sollte, zu seinem Henker gesagt: Ach, wenn mein Vater mir nur beigebracht hätte, abends immer meine Kleider säuberlich an den Nagel zu hängen — ich würde jetzt nicht hier stehen. Eine lange traurige Geschichte liegt in diesen Worten. Wie das Größte und Schlimmste aus der allerkleinsten Vernachlässigung hervorwächst. Weil eben einfach jede noch so kleine Gewohnheit ansteckend wird — im Guten und im Bösen. Und es gibt vielleicht keine einzige Gewohnheit, die so ansteckend ist für alles Tun und Denken des Menschen wie die Nachlässigkeit. Habt ihr einmal davon gehört, daß in der heißesten Schlacht, wenn ein Einziger das Pferd zur Umkehr wendet, dies Beispiel lähmend auch auf alle andern wirkt und auch sie zur Flucht drängt — und wenn ein einziger die Fahne emporreißt und wieder vorwärts läuft, wie das oft ein ganzes Regiment zum Stehen bringt? So ists auch mit der Nachlässigkeit. Das fahrlässige Betreiben einer einzigen Angelegenheit, das achtlose Hinwerfen eines Kleidungsstückes, wirkt wie ein Schrecken auf alle andern Tätigkeiten des Menschen und läßt sie auf halbem Wege innehalten — und ebenso hat die kleinste Sorgfalt in irgend einer kleinen Verrichtung den Einfluß, daß auf der ganzen Linie zum Vormarsch geblasen wird. Ihr werdet es vielleicht am besten sehen, wenn ich euch einmal zu schildern suche, wie der Dieb, von dem ich eben erzählte, von Stufe zu Stufe weitergefallen ist. Ich denke es mir folgendermaßen: Von dem Hinwerfen der Kleider griff die Krankheit über auf Alles, was er in die Hand nahm. Die Schulmappe warf er in den Papierkorb, die Stiefel standen auf dem Fensterbrett, der Kragen ringelte sich um's Tintenfaß, die Strümpfe legte er auf den Tisch und seine Schulhefte auf den Waschtisch. Das Gesangbuch tat er in die Ofenröhre, wo er es Abends gebraten wieder herausholte. Nichts kam

an die Stelle, wohin es gehörte, sondern dorthin, wo gerade eine leere Stelle war. Allmählich fraß diese Krankheit auch sein Inneres an. Wenn er von Ausflügen oder Ereignissen erzählte, nach denen er gefragt wurde, so kam es ihm nicht darauf an, Alles in der richtigen Reihenfolge zu erzählen und gewissenhaft so wiederzugeben wie es sich zugetragen, sondern er warf alles achtlos durcheinander wie in seiner Stube — nicht aus Feigheit oder um etwas damit zu erreichen, sondern aus Bummelei. Fragt man ihn, ob er gesehen habe, wieviel Knaben neulich über den Zaun geklettert und wer dabei gewesen, so kommt es ihm gar nicht darauf an, einige zu nennen, die nicht dabei waren, oder einige auszulassen. Bei Verabredungen kommt er immer zu spät und Versprechen hält er nicht — durchaus nicht aus Selbstsucht, nein, nur aus Bummelei. Hat er Besorgungen für seine Eltern zu machen, so vergißt er, das herausbekommene Geld zurückzugeben, oder er findet, auf die paar Pfennige komme es nicht an. Als sein Vater ihm einmal sagt, das sei Unterschlagung, da erschrickt er einen Augenblick, hat es aber bald wieder vergessen. Denn auch in seinem Kopfe liegt nichts da, wo es liegen sollte, nichts hat seine deutliche Rubrik. Unterschlagung, Lüge, Treulosigkeit, Unzuverlässigkeit, das liegt alles zusammen mit lauter harmlosen Dingen, die erlaubt sind — gerade wie in seinem Zimmer die Stiefelbürste und die Taschentücher in einem Schubfach beisammen sind. Das wäre ja nun alles sehr schön, wenn er zeitlebens im Hause bliebe. Da räumt die Mutter hinter ihm her und bürstet seine Flecken aus. Und der Vater verzeiht ihm Manches, weil er sein Einziger ist, und wenn er ihn einmal ausschilt, so ists auch nicht so gefährlich. Leider aber ist die Wirklichkeit draußen ganz anders. Sie räumt nichts nach, sie putzt keine Flecken aus, sie verzeiht nichts — sie hat deutliche Rubriken mit großen schwarzen Buchstaben für alle einzelnen Handlungen des Menschen und dann hat sie noch eine andere Abteilung, darüber steht: „Kassa", dort wird ebenso streng und präzis jedem das ausgezahlt, was er mit seiner Handlung verdient hat. Zu Hause

hieß es oft: „Er meints nicht so schlimm", — „er wirds nicht wieder tun". Hier aber in der Wirklichkeit hält man sich mit so etwas nicht auf, da heißts nur: „Wieviel Schaden richtet solch' Vergehen in der menschlichen Gesellschaft an, welche Gefahren für andere Menschen entstehen daraus?" — und danach wird er bezahlt oder entlassen, auf die Straße gesetzt, seiner Ehre beraubt, ins Gefängnis gebracht, ins Zuchthaus geschleppt. Und wenn er sich darüber beklagen will, so heißt es: „Ja glaubst du denn, daß du in deiner Jugend dein Brot gehabt hättest, deine Milch, deine Kleider, wenn Alle es so gemacht hätten wie du? Wenn der Bäcker sein Mehl nicht rechtzeitig bestellt, wenn der Milchmann die Zeit verschlafen und der Schneider vergessen hätte, zur Anprobe zu kommen? Oder glaubst du, daß noch ein Mensch mit der Eisenbahn fahren könnte, wenn die Weichensteller Menschen wären wie du? Siehst du nicht, daß ohne Treue und Ordnung Alles zusammenbrechen müßte in der Welt? Stelle dir doch nur vor, daß man auch nur für eine Viertelstunde in der Welt alle Treue und Ordnung abschaffen könnte — würde das nicht genug sein, um alles zu zerstören? Der Himmel wäre blutig rot von all den Feuersbrünsten, alle Schienen voll Leichen, das Meer bedeckt mit Trümmern und Toten, alle Verhältnisse von Mensch und Mensch im Hause und in den Geschäften zerstört und vergiftet — kurz, es ließe sich gar nicht schildern. Und da verlangst du noch, man solle über dein Tun die Etikette kleben „harmlos"? Du bist wohl vom Mars zu uns gekommen? Wird es dort nicht heiß, wenn die Sonne scheint, und nicht naß, wenn es regnet?"

Im Lutherschen Katechismus stehen nach den zehn Geboten die Worte: — „Was sagt nun Gott von diesen Geboten allen?. Er sagt also: Ich der Herr dein Gott bin ein strenger und eifriger Gott, der über die, so mich hassen, die Sünde der Väter heimsucht bis ins dritte und vierte Glied". Da hat einmal in unserer Schule ein Knabe gefragt: „Es heißt doch, Gott sei die Liebe, wie kann er dann zornig und eifrig sein und rächen?" Ja sagt einmal, meint ihr

wirklich, es wäre liebevoll gegen die Menschen, wenn die Welt so eingerichtet wäre, daß das Böse gar keine Folgen hätte? Daß man lügen und stehlen, töten und betrügen, verleumden und bummeln könnte, ohne daß es die schwersten Folgen hätte für die, welche so handeln? Stellt euch z. B. eine Mutter vor, die ihrem Sohne immer seine Schulhefte oder sein Frühstück in die Schule nachbrächte, wenn er es vergessen, oder die Schuld auf sich nähme, wenn er aus eigener Bummelei etwas versäumt hatte. Würde er ihr das danken, wenn er später einmal ins Leben käme? Oder würde er nicht sehen, daß sie ihn dadurch verhindert hat, durch die Folgen seines Tuns zur Besinnung zu kommen und rechtzeitig noch umzukehren? Und genau so muß man auch fragen: Könnten wir es wirklich wünschen, daß unsere jahrelange Bummelei keine schmerzlichen Folgen für uns hätte? Daß die Natur auch unordentlich wäre und es vergessen hätte zu buchen oder aus Schwäche für uns das Gebuchte wieder ausstriche? Würden wir dann nicht in Allem noch ganz anders verwildern und verkommen und sorglos werden und gar keine Hilfe und Mahnung mehr haben, uns auf dem rechten Wege zu halten? Daß aber auch in den menschlichen Handlungen und im menschlichen Schicksal Eins genau so pünktlich und unerbittlich auf das Andere folgt wie die Nacht auf den Tag und der Donner auf den Blitz und die Ernte auf die Saat, das hat aber doch noch ganz besondere Vorteile: daß nämlich aus guten Gewohnheiten auch segensreiche Folgen geerntet werden. Stellt euch einmal vor, ihr würdet damit beginnen, alle Abende eure Kleider aufs sorgfältigste zusammenzulegen und die Folge davon wäre, daß eine unerhörte Bummelei bei euch einrisse. Da würde man ja nicht mehr ein und aus wissen! Es wäre so, als wenn ein Landwirt Weizen säte und es kämen dann Maikäfer aus seinen Körnern heraus. Nein — es ist ein Segen für uns, daß die Naturgesetze so streng und unerbittlich sind — denn sonst könnte der Mensch nichts für die Zukunft tun, nichts berechnen, nichts erwarten, auf nichts vertrauen, sondern müßte ein Leben führen

schlimmer als die Ameisen, die doch auch für den Winter vorsorgen, Also seien wir dankbar für den strengen und zornigen Gott, denn nach seinen ewigen Gesetzen wächst auch das Gute heran, wenn wir es nur pflegen und hüten.

Nun nennt mir einmal solche Gewohnheiten, aus denen man einst Ordnung ernten kann. Vom Kleiderzusammenlegen haben wir schon gesprochen. Es kommt eben auch hier alles auf Kleinigkeiten an. Ich kannte einen Knaben, der bekam von Zeit zu Zeit ein großes Ordnungsfieber. Dann kramte er den ganzen Tag auf, tat Alles an seinen Platz — und am nächsten Tage sah es schon wieder aus wie in einem Stall. Er hatte nicht beachtet, daß man Alles mit dem Kleinsten anfangen muß. Bleiben die kleinsten Bummelgewohnheiten bestehen, so hilft all das Großreinemachen nichts, denn eben aus der Häufung des Kleinsten kommt das Große. Wer ordentlich werden will, muß zuerst lernen, Alles, was er benützt, nicht irgendwo hinzuwerfen, sondern an seinen bestimmten Platz: den Hut an den Haken, die Mappe auf den Stuhl, den Schirm in den Ständer, die Bücher ins Schubfach usw. Und wenn man einen Brief bekommt, das zerrissene Kouvert sofort in den Papierkorb, statt es mit klaffender Wunde auf dem Schreibtisch liegen zu lassen. Einen sehr guten Einfluß auf unser ganzes Wesen hat es auch, wenn wir uns gewöhnen, beim Verlassen unseres Arbeitstisches nicht Alles durcheinander liegen zu lassen, sondern die einzelnen Sachen schön gerade nebeneinander hinzulegen. Diese Gewohnheit kommt oft schon ganz von selber, wenn wir die Kleider Abends geordnet auf den Stuhl legen und beides zusammen gibt fast von selbst irgend eine dritte Gewohnheit, z. B. daß man beim Schreiben schon ein deutliches Verlangen nach regelmäßigen Buchstaben bekommt, und als Viertes stellt sich dann das Bedürfnis nach Ordnung in Geldsachen ein und man beginnt, seine Einnahmen und Ausgaben aufzuschreiben. Der vereinten Arbeit dieser vier Gewohnheiten gelingt es dann auch, einen Tunnel in unser Inneres zu bohren und dafür zu sorgen, daß auch

in unserem Kopf alles so übersichtlich geordnet ist, daß wir von jedem Ding gleich die Folgen sehen, die dazu gehören und dadurch auch von einem unordentlichen Leben abgehalten werden. Auch entwickelt sich allmählich eine geordnete Buchführung im Kopfe, so daß wir genau beobachten und genau wiederschildern, was wir erleben und sehen und nicht übertreiben oder ungerecht sind. Wenn Einer z. B. zum Andern sagt, du hilfst mir aber auch niemals — bloß weil der es einigemal abgelehnt hat — so kommt das auch von Unordnung im Kopfe — und viele andere Ungerechtigkeiten und Undankbarkeiten kommen auch nur von der Gewöhnung an schlechte Buchführung im Kopf.

Ihr seht also, wie man auch im Guten immer vom Kleinen zum Großen aufsteigen muß, um wirklich etwas Solides zu erreichen. Wer gleich mit den Heldentaten anfangen will, der ist wie ein Baumeister, der ein Schloß bauen will, ohne den Boden vorher tüchtig austrocknen und festmachen zu lassen. Ihr wißt, nicht wahr, daß die Schnecke ihr Haus aus ihrem eigenen Speichel baut. Nun, das tut der Mensch im Grunde auch. Nicht ein äußeres Haus, aber sein Schicksal, sein ganzes späteres Leben, das baut er sich allmählich aus seinen eigenen Gewohnheiten auf. Ist das Haus später getrocknet und fertig, so schlägt er oft die Hände über dem Kopfe zusammen und ruft: „Und darin soll ich wohnen und sogar noch Familie haben? Wie konnte ich mir nur solch ein geschmackloses Nest bauen?"

---

4. Zuverlässigkeit.

Ich hatte schon viele Strafpredigten über das Lügen bekommen, aber ich konnte mich nicht von der Lüge trennen. Denn sie schien mir so unentbehrlich im Leben wie ein guter Regenschirm. Wozu soll man sich denn durchaus naß regnen lassen, wenn man es sich doch ersparen kann, so dachte ich. Etwas Schönes ist der Regenschirm

gewiß nicht, aber er hält Einem doch das Wasser vom Leibe. Und wenn die Lüge auch nichts Schönes ist, — sie hält Einem doch viel Unannehmlichkeiten vom Leibe, und oft erspart man ja den Eltern auch einen Verdruß damit. So dachte ich damals. Da hörte ich einmal einen Lobgesang auf die Wahrheit. Ein lieber, alter Mann ging mit mir am Meeresstrande, als hoch über dem Meere schon die ersten Sterne aufzogen. Da blieb er stehen und sagte zu mir: Sieh, wie er leuchtet zwischen den letzten braunen Wölkchen da, der Abendstern. Auf ihn kann man sich stets verlassen. Ich möchte immer die Hände falten, wenn ich ihn sehe. Er erinnert mich an das Herrlichste, was es auf der Welt gibt: ein Mensch, auf den man sich verlassen kann. Auf sein Wort darf man bauen wie auf den leuchtenden Abendstern. Er täuscht nie. Eher könnte die ganze Welt zerfallen, als daß er ein falsches Wort sagte. Man mag jeden Pfad verlieren in dem Nebel der Heimlichkeiten und der Lügerei — wenn solch ein Mensch redet, dann leuchtet der Stern durch die Wolken und man weiß, woran man ist. So redete er und sah noch eine Zeitlang auf das flimmernde Licht. Ich aber war ganz still. Und ich schämte mich, daß meine Gedanken so bloß beim Regenschirm stehen geblieben waren, als ob das der Berater für mein Leben sein könne. Während wir weiter gingen, wurde es dunkler und bald strahlte der ganze Himmel von den ewigen Lichtern. Da fühlte ich mit einem Mal, daß in der Wahrhaftigkeit selber etwas Sternenhaftes und Überirdisches sei und eine große, große Liebe zu ihr füllte allmählich mein Herz. Daß die Lüge manchmal bequem sei, wußte ich noch jetzt — aber ein Sternenmensch zu werden, ein Mensch, auf dessen Wort man felsenfest bauen kann auf dieser Erde, wo Keiner es genau nimmt und mancher sich so gern das Leben mit der Lüge erleichtert — das erschien mir so beneidenswert und herrlich, daß die kleinen Augenblicksvorteile des Lügens ganz dagegen verblichen. Und ich sagte mir: da gibts nun nichts Halbes. Willst du so ein Mensch werden, dessen kleinstem Wort man vertraut wie dem feierlichsten Eide? Dann darfst du

überhaupt niemals ein unwahres Wort über deine Lippen lassen, und selbst wenn du wüßtest, du könntest mit einer kleinen Lüge irgend einem Menschen oder dir selbst aus einer großen Verlegenheit helfen — du darfst es nicht, denn volles Vertrauen wird dir nur dann zuteil, wenn dir eine Lüge ebenso unmöglich ist, wie es dem Abendstern ist, plötzlich als Sternschnuppe am Himmel herumzufliegen. Es muß dein fester, unverrückbarer Gang sein, die Wahrheit zu sagen, es muß den Menschen dir gegenüber zumute sein, als sagest du die Wahrheit schon seit vielen, vielen tausend Jahren. Ganz wahrhaftiger Mensch zu werden — das ist ein Lebensberuf, ja ein seltener segensreicher Beruf: Denn daß Menschen da sind, die nie lügen, das ist Halt und Hilfe für Unzählige!

Wer sich also diesem Berufe weihen will, der darf überhaupt keine Versuchung zur Lüge mehr anhören. Habt ihr in der Odyssee schon gelesen, wie Odysseus mit seinen Gefährten an der Insel der Sirenen vorüberfährt, und er Allen die Ohren verstopft und sich selber an den Mast binden läßt, mit dem Gesicht nach dem Meere gewandt; weil niemand den Stimmen widerstehen kann, wenn er sie erst einmal anhört. So ist es mit den Stimmen der Lüge. Sie haben es leicht, uns zu zeigen, daß wir gelegentlich einmal besser wegkommen und niemandem schaden, wenn wir nur eine ganz kleine Unwahrheit sagen. Man kann ihnen nicht immer im Einzelnen das Gegenteil beweisen, die Rechnung ist zu lang. Da hilft nichts, als die Ohren verstopfen und das Gesicht abwenden und das Auge fest erheben zum Abendstern und denken: Das ist ganz klar und sicher, daß man völlig und ewig wahr sein muß, wenn man das Vertrauen der Menschen gewinnen will — die Art von Vertrauen, die der Schiffer zu den unverrückbaren Sternen hat.

Aber eine Notlüge darf man doch sagen? Wißt ihr, was ein Dichter unserer Zeit darauf geantwortet hat? „Man ist immer in Not, wenn man lügt.“ Man kann also bei jeder Lüge die Entschuldigung vorbringen, es sei eine Notlüge. Nun bringt man

manchmal verzwickte Fälle vor, wo jemand krank ist und man ihm eine Lüge sagen soll, um ihn zu schonen usw. Dabei vergißt man eins: Hat der Kranke einmal gemerkt, daß man ihn auf solche Weise angelogen hat, dann ists um seine Beruhigung erst recht geschehen. „Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht und wenn er auch die Wahrheit spricht" — dies Wort gilt auch in dem Verkehr mit den Kranken. Gerade der Kranke muß das allerfesteste Vertrauen haben auf diejenigen, die viel mit ihm umgehen, sonst wird er in seiner düsteren und erregbaren Stimmung hinter jedem Wort und jeder Miene eine Verheimlichung suchen. Kann er sich dagegen unerschütterlich darauf verlassen, daß er nur Wahrheit hört, dann erst wird er wirklich ausruhen auf dem, was man ihm sagt. Lügen ist immer eine kurzsichtige Weisheit; denn aller Verkehr von Mensch und Mensch beruht ja darauf, daß die Worte als Ausdruck des wirklichen Sachverhalts betrachtet werden — ist man daran aber einmal irre geworden durch eine Unwahrheit des Mitmenschen, dann ist's schlimmer als wenn man mit einem Taubstummen verkehrte, denn man nimmt die Worte des Lügners überhaupt nicht mehr ernst, und das ist der schrecklichste Abschied, den zwei Menschen von einander nehmen können.

Ich habe vorhin gesagt, daß die Lüge uns manchmal eine kleine Erleichterung bringt. Wer aber diesen Weg geht, der vergißt dabei nur, daß die kleine Erleichterung ein unabsehbares Gefolge von Erschwernissen mit sich führt. Denn wie in der alten Sage der Teufel die Seele verlangt, die sich ihm verschrieben, so holt auch der Lügengeist sich die Seele, die einmal falsch gesprochen, und verlangt größere Lügen und Versteckspielereien, um die erste Lüge zu decken und wenn das Gespinnst groß genug geworden, dann kommt es an den Tag — denn irgendwo stimmt es doch nicht und so kann selbst der schlaueste Feldherr der Lüge nicht Alles überschauen, daß er auf alle Fragen gleich die Antwort geben kann, zu der alles Übrige stimmt. Man verrät sich immer selbst und das sollte sich jeder vorher über-

legen, der am Scheideweg steht. In einem Schauspiel von Goethe heißt es:

„... Weh der Lüge, sie befreiet nicht
Wie jedes andre wahrgesprochne Wort,
Sie macht uns nicht getrost, sie ängstigt
Den, der heimlich sie geschmiedet und sie kehrt —
Ein losgedrückter Pfeil von einem Gotte
Gewendet und versagend — sich zurück
Und trifft den Schützen. ...“

„Sie macht uns nicht getrost“ — das ists, das heimliche Elend des Lügens: daß man nie weiß, wo und wann die Lüge mit der Wahrheit zusammenprallt — es ist als habe man ein falsches Geldstück in Umlauf gesetzt und müßte nun immer dabei stehen, wenn die Leute es auf dem Ladentisch klingen lassen, oder das Gepräge prüfen und es endlich gar auf die Wage legen.

Wenn ich mit euch über die Lüge spreche, so tue ich das nicht so von oben herab, sondern wie ein Freund, der ganz nahe bei euch sitzt, um mit euch zu beraten — oder, wenn ihr lieber wollt, wie ein alter Siouxindianer, der am Lagerfeuer mit den Seinigen berät, welcher Weg am besten zu gehen sei. Die Blaßgesichter, das sind die Lügen. Man muß ihre Blockhäuser zerstören. Ich finde nun, daß die meisten Menschen in der Jugend das Wesen und die Folgen der Lüge gar nicht genug studieren — sonst würden sie nicht so leicht von ihr überrumpelt werden. Ihr studiert Giftpilze, Vogelnester, Spinngewebe, Kristalle und alles mögliche andere, aber ein so interessantes Lebewesen wie die Lüge wird ganz außer acht gelassen. Und doch ist dabei noch so viel zu entdecken. Ein kleines Buch über die Lüge, wie sie entsteht, wo sie gern vorkommt, was sie anrichtet, wie sie sich verbirgt, wie sie geheilt wird — solch ein Buch könnten Kinder am allerbesten schreiben. Schreibt ihr über den Maulwurf oder die Blaumeise, so könnt ihr sicher sein, daß Alles auch schon in Brehms Tierleben steht — schreibt ihr aber einmal die Früchte einer

Entdeckungsreise über die Lüge auf — vielleicht sogar mit eigenen Zeichnungen — so könnt ihr sicher sein, das Meiste wird noch nicht gedruckt sein. Habt ihr einmal davon gehört, daß man in der Wissenschaft der Medizin seit einiger Zeit viel vorsichtiger geworden ist mit Arzneien und nicht mehr so gern bei jeder Gelegenheit irgend ein Tröpfchen oder ein Pulver verschreibt? Man hat eben entdeckt, daß viele Tröpfchen und Pulver wohl an einer Stelle für einen Augenblick lindern — dafür aber oft ganz zerstörend und lähmend aufs Herz oder auf die Nerven und den Magen wirken und dauernden Schaden bringen. Diese Entdeckung brauchte natürlich lange Zeit, denn die erste angenehme Wirkung der Medizin hat die Menschen natürlich bestochen und man hat erst allmählich sehen können, wie weit entfernte böse Folgen mit solchen kleinen Erleichterungsmitteln zusammenhingen. Ganz im Kleinen kann man das zum Beispiel schon beim Alkohol beobachten. Scheinbar erfrischt er den ermüdeten Menschen, weil er das Blut einen Augenblick in Wallung setzt — dafür aber greift er die Herztätigkeit an und die Frische des Kopfes und gerade von diesen beiden hängt die Ausdauer des Menschen ab. Mit der Lüge ist es nun gerade so. Man weiß ja schon sehr lange, daß die augenblickliche Erleichterung, die man sich mit der Lüge schafft, von den größten Schäden gefolgt ist — aber eine rechte Wissenschaft von der Lüge, die das einmal so recht ans Licht setzte und in alle Einzelheiten verfolgte, die giebt es noch nicht. Wie man gelähmt wird durch das Gefühl, ein Feigling zu sein und sein Tun versteckt zu haben, wie ein einziges Wort der Lüge einen zum Sklaven macht — ähnlich wie ein Schluck Morphium — wenn man nicht rechtzeitig mit der ganzen Willenskraft widersteht; wie die Lüge alle übrigen guten Eigenschaften im Menschen auffrißt und vergiftet und den Widerstand gegen andere Versuchungen lähmt, genau so wie der Alkohol die feinsten Zellen im Gehirn zersetzt und die Willenskraft schwächt; wie durch die geringste Unwahrheit die ganze Stellung eines Menschen im Kreise seiner Mitmenschen untergraben wird und warum das unvermeidlich ist

— all das sollten wir bloß schon um unserer selbst willen erforschen bis ins Kleinste, mit dem Mikroskop. Und sich dazu eine Sammlung anlegen von Beispielen der Lüge, jungen und ausgewachsenen, wie eine Insektensammlung, bis man von jeder Art ein gutes Exemplar hat: Lügen aus Eitelkeit, Lügen aus Feigheit, Lügen aus Begehrlichkeit und Lügen aus falsch verstandener Freundschaft. Auch dazu dann die vielen beschönigenden Namen, die man den einzelnen Lügen beilegt, gerade so wie man es bei Tiersammlungen macht. Ferner auch kleine Angaben, bei welchen Arten von Menschen die verschiedenen Lügen am liebsten vorkommen, so wie man bei einem Schmetterling schreibt: er saugt am liebsten am Löwenzahn. Solltet ihr eine recht traurige Lüge begangen haben, so vergeßt sie ja nicht, sondern laßt sie zur ewigen Erinnerung ausstopfen und hebt sie mit klarer Angabe aller bösen Folgen bei euch auf, gerade wie man einen Raubvogel ausstopfen läßt, den man selber geschossen hat. Wer sich ein solches Lügenmuseum eingerichtet hat — und sei es auch nur in seinem Kopfe, der wird sicherlich nicht mehr so unglaublich kurzsichtig sein, wie es leider so viele Menschen in bezug auf die Lüge sind. Das Gute bei einem solchen Museum ist, daß man auch seine jüngeren Geschwister und Kameraden zu einem Besuche einladen und sie um ihre Mithilfe beim Sammeln bitten kann.

Nun aber möchte ich euch zum Schlusse einmal fragen, welche Hilfsmittel gibt es denn im Kampf gegen die Lüge? Die bloße richtige Erkenntnis und der gute Vorsatz helfen allein noch nicht gegen die Überrumpelung. Ein Feldherr kann seine Festung auch nur dann verteidigen, wenn er seine Truppen und sonstigen Hilfsmittel genau kennt und weiß, wie die bedrohtesten Punkte am besten zu decken sind.

Ein gutes Mittel ist, äußerst wachsam auf jede kleine Übertreibung zu sein und sich dadurch die Wahrhaftigkeit zur Gewohnheit zu machen. Wenn man etwas erzählt, dann passe man ganz genau auf jede Ungenauigkeit auf und erzähle lieber etwas langsamer, um

nur nicht mit der Wahrheit zu stolpern. Besonders vorsichtig, wenn's sich um eigene Abenteuer und Heldentaten handelt, und dreifach vorsichtig, wenn man Äußerungen von Anderen wiedergegeben hat. Ich sah einmal in den Fliegenden Blättern eine Wurstmaschine gezeichnet. Oben wurde ein Schwein hineingesteckt, unten kam eine Wurst heraus. Genau so schnell werden oft Aussprüche verarbeitet, wenn sie durch zwei oder drei Menschen hindurchgehen, besonders wenn diese Menschen noch eine Abneigung haben gegen den, der das Wort gesagt hat. Solche Menschen sind wahre Wurstmaschinen. Sich zu zwingen, Alles genau wiederzugeben, wie man es vernommen, das ist das erste und wichtigste Mittel, um dafür zu sorgen, daß die Lüge keine Bresche in die Festung schlägt.

So wie es in den Trambahnen neben den Kondukteuren noch Kontrolleure gibt, damit niemand ohne Billet mitfährt, so gibt es auch noch ein weiteres Hilfsmittel, um sich in der Gewohnheit der Genauigkeit zu kontrollieren: man richte sich ein kleines Tagebuch ein, natürlich gut verschlossen. Dort trage man jeden Abend die Anzahl der Lügen, Übertreibungen ein, bei denen man sich ertappt hat. Welche Freude, wenn es allmählich immer weniger wird, was man einzutragen hat!

Als drittes Mittel sind natürlich häufige Besuche in dem oben empfohlenen Lügenmuseum zu empfehlen.

---

5. Mut und Wahrhaftigkeit.

Ich habe einmal jemand sagen gehört: wenn die Kriege jemals aufhörten, dann würde die Feigheit überhand nehmen in der Welt. Es gäbe dann keine Gelegenheit mehr, Mut und Tapferkeit zu beweisen. Ist das richtig? Wenn es nämlich wahr wäre, dann müßten alle Frauen Feiglinge sein, denn mit Ausnahme der Amazonen haben sie niemals die Schule des Blutvergießens auf dem Schlacht-

felde durchgemacht. Wer aber wollte das zu behaupten wagen, daß Frauen nicht tapfer seien? Daß sie Angst hätten, ihr Leben in die Schanze zu schlagen? Daß sie dem Tod nicht ins Antlitz sehen können? Schmerzen nicht ertragen möchten? Denkt an alle die Märtyrerinnen, denkt an die barmherzigen Schwestern, denkt an jede Mutter, die sich allein für ihre Kinder durchs Leben schlägt! Auf dem Schlachtfeld von Metz da steht mitten zwischen den Soldatengräbern auch der Grabstein eines englischen Mädchens — einer Krankenpflegerin, die sich zum Dienst in einem Lazarett mit schwarzen Blattern gemeldet hatte, als viele Männer beiseite standen. Wer an die Frauen denkt, der wird wissen, daß Tapferkeit und Mut auch außerhalb des Schlachtfeldes wachsen. Ja, wer kann sagen, ob die Kriege nicht vielleicht sogar verhindern, daß die höchste Art von Mut und Heldentum sich entwickele, nämlich der Mut, der aus der Liebe kommt? Mut ist doch nichts Anderes als eine Stimmung, in welcher der Gedanke an Tod, Schmerz und Widerwärtigkeit gar keine Macht über unser Handeln hat. Ist nun etwa der Tod durch Pulver und Blei die entsetzlichste aller Lebensgefahren in der Welt? Oder gibt es nicht zahllose andere Gefahren für Leben, Gesundheit und Glück des Menschen, die ebensoviel und oft noch mehr Mut von ihm fordern? Und kann man sich etwa nur aufopfern, um Andere zu töten und nicht auch um Andere zu retten? Ist die Liebe nicht eine ebenso große Quelle des Mutes wie der Krieg? Und sind nicht vielleicht die allergrößten Heldentaten in der Welt aus der Liebe geschehen? Und kommt euch da nicht der Gedanke, daß es vielleicht noch mehr Mut in der Welt geben würde, wenn es noch mehr Liebe gäbe und daß darum vielleicht gerade die Kriege es verhindern, daß der größte und dauerhafteste Mut mehr Verbreitung gewinnt? Eben weil die Kriege so viel Liebe töten?

Ich glaube überhaupt, daß die Furchtlosigkeit gegenüber dem körperlichen Schmerz noch gar nicht ein Beweis dafür ist, daß ein Mensch wirklichen echten Mut hat. Denn es gibt viele Menschen,

die ziemlich grobe Nerven haben und keine erregbare Phantasie und die daher ziemlich gleichgültig gegen körperliche Gefahren sind — wie die meisten Naturvölker. Und dazu kommt im Kriege das berauschende Gefühl, das der Vormarsch einer großen Masse immer mitbringt. Und daß für zahlreiche Menschen der Tod nicht das Schlimmste ist, das sieht man ja doch daran, daß so viele sich selbst töten oder ins Wasser stürzen, weil es eben für den Menschen weit schmerzlichere und unerträglichere Dinge gibt als den Tod. Sonst müßte man doch sagen, die Selbstmörder seien die tapfersten Menschen, weil sie es sogar fertig bringen, sich selber den Tod zu geben. Verdammung, Spott und Mißachtung zu ertragen, ein Vergehen oder selbst nur ein kleines Versehen zu gestehen, ist vielen Menschen schrecklicher als der Tod. Darum finde ich, daß der größte und sicherste Beweis für den Mut nicht in der bloßen Todesverachtung liegt, sondern in der Überwindung der Menschenfurcht und der Angst vor den Leuten. Darum meine ich auch, daß strenge Wahrhaftigkeit immer der höchste Beweis der Tapferkeit ist und daß also jeder Mensch, auch wenn er nie eine Flinte gesehen hat, täglich Gelegenheit hat, seinen Mut zu üben durch offenes Gestehen und rücksichtslose Wahrheit im Allerkleinsten. Es ist nämlich viel leichter, mit einem Mal in großer Begeisterung sein Leben wegzuwerfen, als täglich standhaft zu bleiben, wenn die Versuchung kommt, auszureißen vor einer unangenehmen Szene oder einer Blamage oder auch einer Strafe. Da zeigt sich's, ob einer wirklich eisern ist gegenüber dem Gruseln und Fürchten oder ob er ein Buschklepper ist, der sich versteckt, wenn er einen Angriff kommen sieht.

Bei den alten Germanen ging die Sage, daß die auf dem Schlachtfeld Gefallenen von den Schlachtjungfrauen nach Walhalla geführt würden, um dort unter den Göttern im ewigen Licht zu wohnen. Wer nicht lügt und tapfer alles auf sich nimmt, nur um der Wahrheit treu zu bleiben, der ist schon auf Erden in Walhalla und wohnt bei den Göttern; denn alle Guten und Tapferen werden

ihn ehren und ihm die Hand reichen und ihm durch Liebe und Vertrauen die Erde zum Himmel machen.

---

6. Reinlichkeit.

Sagt einmal, möchtet ihr wohl beim Tode eines geliebten Freundes in einem bunten Kleide und mit einem Kranz auf dem Haupte herumgehen — oder möchtet ihr an einem Weihnachtstage ein schwarzes Trauerkleid mit einem schwarzen Schleier anlegen? Warum nicht? Nicht wahr, man möchte immer gern in seinem Äußern auch das ausdrücken, was man in seinem Herzen fühlt? Der Anzug soll sozusagen ein Zeichen sein, ein Bild von dem Zustande des Herzens. Auch sollen die Leute sehen, wie man gestimmt ist, damit sie nicht Späße mit uns machen, wenn uns ein schwerer Trauerfall betroffen hat. Ich erinnere mich wenigstens aus meiner Schulzeit, daß diejenigen, die in Trauer erschienen, von den Andern nicht gehänselt, sondern mit einem gewissen scheuen Ernst behandelt wurden. Und wie schön ist es auf der andern Seite, wenn auch die Freude in der Kleidung verkündigt wird. Da nehmen auch die Andern teil an der seligen Stimmung. Wenn so ein Haufen Kinder in weißen Kleidern und bunten Hüten einen Ausflug macht und singt und jubelt, da bleiben die Alten stehen und sagen mit Heimweh im Gesicht: „Ach ja, die Jugend —" und die Zeit wird ihnen lebendig, wo auch sie einst so hinauszogen — und noch lange sehen sie den Kindern nach. Ja — die Jugend!

Ich finde überhaupt diejenigen Menschen am glücklichsten, welche die Gabe haben, Alles, was ihr Herz bewegt, auch äußerlich auszudrücken — z. B. ein Maler, der seine schönsten Stimmungen und Träume in der Farbe gestalten kann, oder ein Bildhauer, der seine Seele durch den Marmor reden läßt, oder der Musiker, der seinen Gefühlen in wunderbaren Tönen Ausdruck verleiht. Glücklich darum, wer auch nur ein wenig musizieren oder singen kann — glücklich der ärmste Dorfspieler, der

abends auf seiner Ziehharmonika spielt, was ihm die Stimmung eingiebt.

Im Mittelalter wurde einmal ein englischer Edelmann auf Lebenszeit vom König ins Gefängnis geworfen. Zuerst war er ganz verzweifelt und tobte in seiner Zelle wie wahnsinnig — dann aber kam stille Ergebung und Geduld über ihn und man fand ihn oft in tiefem Gebet mit gefalteten Händen. Da kam eine Sehnsucht über ihn, seine fromme Stimmung irgendwie auszudrücken — er erflehte einen Meißel von seinem Kerkermeister und meißelte monatelang das Bild des Gekreuzigten in die Gefängnismauer, bis es eines Tages so rührend und so voll erhabener Geduld auf den Gefangenen herabschaute, daß er meinte, es sei ein Wunder geschehen und die Gestalt habe Leben angenommen. Aber es war nichts geschehen, als daß sein eigenes tiefes Gefühl Gestalt angenommen hatte in dem kalten, grauen Stein — und das machte ihn so selig.

Nun gibt es aber noch andere Mittel, sich auszudrücken, als Sprechen, Malen, Singen, Musizieren und die Farbe der Kleidung. Man kann sich auch in seinen Gewohnheiten ausdrücken. Es gibt z. B. Menschen, die den Wunsch größter Demut haben, und diese werden versuchen, das allmählich in allen ihren täglichen Gewohnheiten, ihrem Gruß, ihren Antworten, ihrer Haltung zum Ausdruck zu bringen — bis endlich ihr ganzes Wesen Demut atmet, ganz wie es dem Künstler endlich nach vielen Meißelschlägen gelingt, sein Bild so zu gestalten, daß sein Gedanke darin vollkommen verkörpert ist. Nun sagt einmal, wie würdet ihr den Wunsch nach Reinheit auszudrücken suchen? Es gibt wohl keinen Menschen auf der Welt, sei er noch so verwildert, der nicht einmal ganz in der Tiefe diesen Wunsch gehabt hat — den Wunsch rein zu sein. Vielleicht weiß man selber gar nicht bestimmt, was man eigentlich damit meint — aber es ist so ein Sehnen, frei zu sein von allen Flecken, schneeweiß im Herzen, unberührt von Allem, was schmutzig ist in Worten und Geberden und Gedanken. Wie wird man das nun in seinem Wesen

ausdrücken? Durch schmutzige Hände, ungekämmte Haare und Flecken auf dem Anzug oder dadurch, daß man recht viel schmutzige Worte gebraucht? Ich denke das Gegenteil. Wer nicht aus natürlicher Angewohnheit reinlich ist, der sollte es sein, um das Verlangen seines Herzens nach fleckenloser Reinheit recht künstlerisch auszudrücken. Seine ganze Erscheinung kann ein Mittel für ihn werden, das zu verkörpern, genau so wie der Stein dem Bildhauer als Mittel dient. Ich meine nicht, daß man deshalb kostbare Kleider zu tragen braucht, nein, der ärmste Mensch findet Wasser zum Waschen und zum Reinigen seines Anzuges. Es kommt nur darauf an, daß man den rechten Willen hat und die Sehnsucht, etwas auszudrücken durch seine Gewohnheiten — ein Künstler der Reinheit zu sein.

Wer einmal damit angefangen hat und wachsam geworden ist auf jeden Staub und jeden Flecken an Gesicht, Händen und Anzug — der wird zu seiner Freude noch eine wichtige Entdeckung machen. Wie nämlich unsere eigene Musik beruhigend und erhebend auf unser Herz wirkt, so hat auch die Gewohnheit der Reinlichkeit einen großen Einfluß auf unser Inneres. Wir verlieben uns in die Reinheit und werden ungeduldiger nicht nur gegen die Flecke auf unserer Jacke, sondern auch gegen die Flecke auf unserm Charakter und gegen schmutzige Worte, die aus unserm Munde kommen, und schmutzige Gedanken, die sich in unserer Seele herumtreiben.

Wenn ihr darüber nachdenkt, so werdet ihr verstehen, warum die Stifter von großen Religionen so viel Gewicht legten auf regelmäßige andächtige Waschungen. Sie wußten, daß diese Gewohnheit auch nach innen wirkt, daß es eine Hilfe ist für den Menschen, eine Erinnerung daran, auch rein zu denken und zu reden.

Auf der andern Seite ist die äußere Unreinlichkeit eine große Gefahr, weil sie ansteckend wirkt nach innen. Habt ihr einmal davon gehört, daß Flecken von Vitriol so gefährlich sind, weil sie nicht nur den ganzen Anzug durchfressen, sondern sogar bis zum Menschen selber durchdringen und das Fleisch verwunden können? So gehts

aber eigentlich nicht nur mit den Vitriolflecken, sondern mit allen Flecken. Sie fressen sich durch bis zum Menschen, bis in sein Innerstes. Wer tagelang mit einem großen gelben Eierflecken auf seinem Anzug herumlaufen mag, der wird auch in seinem Innern nicht so schnell mit der Seife bei der Hand sein. Er verliert den Ekel vor dem Schmutzigen. Es wird ihm leichter mit Flecken zu leben. Und wer sich vor seinen eigenen schmutzigen Händen und Nägeln nicht schämt, der wird sich auch vor seinen schmutzigen Reden nicht schämen und schließlich auch schmutzige Gedanken zu seinem täglichen Umgang wählen.[1])

Gute Menschenkenner sehen sich darum zuerst immer einen Menschen auf seine Reinlichkeit hin an, wenn sie wissen wollen, ob sie Vertrauen zu ihm fassen dürfen. Ein amerikanischer Neger, der als Kind noch Sklave war und jetzt ein hochangesehener Lehrer und Redner in Amerika ist, hat kürzlich seine Lebensgeschichte veröffentlicht: darin erzählt er, wie er als ganz armer Junge von 12 Jahren drei Tage lang zu Fuß gelaufen sei, um Aufnahme zu finden in eine große Schule für Neger. Geld hatte er gar keins, um die Schule zu bezahlen, aber er hoffte es durch Nebenarbeit zu verdienen. Als er die Vorsteherin um Aufnahme bat, da stellte sie ihm zuerst die Aufgabe, zwei Zimmer zu reinigen. Das tat er denn mit solcher Sorgfalt, daß kein Stäubchen mehr zu sehen war. Als sie das sah, nahm sie ihn auf. Sie hatte Vertrauen zu ihm gefaßt. Sie dachte: Macht er das so, dann wird es wohl auch in seinem sonstigen Wesen ordentlich und reinlich aussehen. Er wird es zu etwas bringen. In demselben Buch erzählt er auch, das erste und wichtigste, um die Schwarzen zu Menschen zu erziehen und zu bilden, sei, daß man ihnen den Gebrauch der Zahnbürste beibringe. Das sei wichtiger als Lesenlehren. Denn so lange sie nicht gründlich Reinlichkeit lernen,

[1]) Selbstverständlich darf man Arbeitsleuten niemals die Flecken anrechnen, die sie von schmutziger Arbeit davontragen — solche Flecken sind ehrenvoller als die saubersten Kleider eines Müßiggängers.

ist ihr Lesen auch unreinlich und unordentlich. Die Zahnbürste gibt ihnen überhaupt erst den Halt. Haben sie das Zahnbürsten gelernt, so steckt diese Gewohnheit allmählich ihr ganzes übriges Benehmen an und macht es gesammelter und geordneter.

Ihr seht also, daß die Reinlichkeit nicht etwas Nebensächliches ist, das man so schnell wie möglich, und mit so wenig Wasser wie möglich abmacht, so daß schon am Montag das ganze Handtuch voll schwarzer Finger ist — sondern daß es eine Angelegenheit ist, von der vieles Große im Leben abhängt. Manchmal denkt so ein Bub: ob er einmal vorwärts kommt in der Welt und Glück hat, das hängt vor allem davon ab, daß er irgendwo einen mächtigen Onkel oder eine reiche Tante hat und durch deren Hilfe mit Geld und guten Worten vorwärts geschoben wird. Ich sage euch: die Reinlichkeit ist die reichste und mächtigste Erbtante in der Welt — und wer mit ihr auf gutem Fuße steht, über den schüttet sie ein Füllhorn von segensreichen Gaben aus und ihre Fürsprache öffnet die Türen der größten Herren. Schmierfinken aber können noch so reiche und mächtige Onkels haben — wer die große Fleckenstraße auf ihrem Anzuge sieht und die fettigen Papiere und die unsauberen Hände, der wischt sich die Hände ab und sagt: „Bedaure sehr — leider augenblicklich kein Platz", und zu seiner Frau sagt er nachher: „Gott sei Dank, glücklicherweise augenblicklich kein Platz — brrrr".

7. Neid.

Hermanns Suppenteller ist bis oben gefüllt, während Fritz nur einen halben bekommt und obendrein bloß einen Kloß, während bei Hermann drei Stück wie Inseln aus dem tiefen Wasser hervorragen. Da kriecht bei Fritz der blasse Neid den Rücken herauf und ihm ist, als könnte er seinen Bruder gar nicht mehr leiden. Wenn er nun gar allmählich entdeckt, daß die Mutter eine besondere Schwäche für

Hermann hat, vielleicht weil er ihre Sorge besonders nötig hat — dann richtet sich der Neid häuslich ein bei Fritz. Und nun hat er nicht nur weniger Leckerbissen als sein Bruder, sondern auch noch ein Gift in seinem Innern, das ihm überhaupt alles Essen vergällt: er beginnt schon ordentlich zu schielen, weil seine Augen immer nach dem Teller des Bruders gedreht sind. Nachdem er nun gar neulich herausbekommen hat, daß Hermanns Stiefel auch aus feinerem Leder sind als die seinigen, da muß er nun mit einem Auge auf die Stiefel hinunter und mit dem anderen auf den Suppenteller schielen, sein Ärger rutscht abwechselnd vom Teller auf die Stiefel hinunter und klettert dann wieder an Hermanns Beinen zum Tisch hinauf.

Ja, denkt euch: Ich kannte so einen Fritz und als ich einmal über Neid gesprochen hatte, da kam er zu mir und sagte: „Ich weiß wohl, wie häßlich es ist und wie Einem Alles verleidet ist, aber ich kann doch nichts dafür, daß ich es immer sehe, daß er mehr bekommt und Alles besser als ich. Mama zieht ihn eben vor, das habe ich schon lange gemerkt." Ich habe ihm darauf geantwortet: Mein lieber Fritz, das ist ganz richtig, daß einem ungleiche Portionen nicht unbemerkt bleiben können, wenn man einmal das Vergleichen angefangen hat. Aber wozu vergleichst du eigentlich? Das könntest du doch schon vorher wissen, daß auf der ganzen Welt nicht zwei Menschen sind, die alles gleich bekommen, genau so wenig wie es zwei Blumen gibt, die ganz genau die gleiche Portion Licht, Wasser und Erde für sich haben, und ebenso könntest du dir denken, daß es in der ganzen Welt keine einzige Mutter geben kann, die zur gleichen Zeit allen ihren Kindern die gleiche Sorge zeigen kann. Vielleicht hat sie jetzt mit dem einen besonders Mitgefühl, weil er schwächlich ist, oder weil sie ihn als Kind so sehr ängstlich pflegen mußte und ihr nun diese Gewohnheit geblieben ist. Oder sie hat größeres Mitleid mit ihm als mit dem Älteren, weil sie sieht, daß er in seinem Charakter einige Züge hat, die ihm das Leben einst sehr schwer machen werden. Und

da ist ihr nun ihm gegenüber zumute, als müßte sie ihm die Jugend noch recht versüßen — kurz: kannst du wissen, was so im Herzen einer Mutter vorgeht? Und woher weißt du, ob du ihr im späteren Leben nicht einmal noch näher treten wirst als der Hermann, wenn du einmal ein kräftiger Mann geworden bist und sie sieht, welche Stütze sie an dir hat? Nein, gewöhne dir den Neid ab, denn da ist einem ja zumute, als wenn man beständig seekrank wäre, Alles hat so einen grüngelben Schein und man kann sich an nichts mehr freuen, weil man immer irgend Einen sieht, der es noch besser hat. Hast du mal in den Sagen des Altertums von den Stymphaliden gehört, den Vögeln, die den Menschen Alles, was sie essen wollen, mit eklem Geruche beschmutzen? Solche Vögel sind die neidischen Gedanken. Sie machen Einen zum Unglücklichsten aller Menschen. Du hast Recht: Mit bloßen Vorsätzen kann man diese Vögel nicht erlegen. In der Sage mußte auch zuerst Herkules gerufen werden, um sie mit Götterpfeilen herunterzuschießen. Solch einen Götterpfeil will ich dir nun geben, nämlich einen guten Gedanken, mit dem du die Vögel des Neides ein für allemal erlegen kannst, wenn sie sich wieder auf deinen Suppenteller niederlassen wollen. Ich rate dir nämlich: Vergiß in keinem Augenblick, daß diejenigen, die es scheinbar besser haben und mehr genießen als du, oder denen man mehr Sorge und mehr Rücksicht und Bequemlichkeiten zuwendet, daß die noch lange nicht beneidenswert sind. Denn meistens haben es diejenigen, welche in der Jugend verwöhnt wurden und jeden Wunsch erfüllt bekamen, in ihrem späteren Leben sehr schwer, weil sie verweichlicht sind, und außerdem fehlt ihnen die Gabe, für Andere zu sorgen und an Andere zu denken — und ohne diese Gabe lernen sie das Köstlichste und Herrlichste im Leben nie kennen — einen anderen Menschen von ganzer Seele zu lieben und von ihm tief ins Herz geschlossen zu werden. Darum sind die, welche „es besser haben“, oft sehr zu bemitleiden. Du wirst nun fragen: Aber wenn nun ein Knabe, der ein Waise ist, vor dem erleuchteten Fenster einer glücklichen Familie vorübergeht, soll er die Kinder

dann etwa auch bemitleiden? Darf er sie nicht wirklich beneiden? Nein, beneiden soll er sie nie. Denn er weiß ja noch nicht, wie die zweite Hälfte ihres Lebens sein wird. Könnte er sie voraussehen, vielleicht würde er das Haus segnen und sagen: Ach wüßtet ihr, was eurer noch wartet, wie gönne ich es euch, daß ihr euch jetzt noch tüchtig ausfreuen könnt! Und weiß er, welches Leben ihm selber noch bereitet ist, ob ihm nicht Alles reichlich vergolten wird, was er entbehrt hat? Daß einer Alles hat und der andere nichts, das kommt nie vor in der Welt. Reichtum, Glück, Liebe, Gesundheit, Begabung ist nie Alles zusammen in einer Hand. Der Eine hat bestimmte Vorteile, Gaben, Begünstigungen — der Andere etwas Anderes, und Jeder muß nun sehen, das Beste aus dem zu machen, was ihm zuerteilt wurde. Wenn du also nicht so verwöhnt wirst wie Hermann, so freue dich doch darüber und lerne du dafür recht gründlich an Andere zu denken und dich ganz zu vergessen, sei hart gegen dich, damit du stark wirst — und wenn du das geworden bist, dann wirst du dich einst schämen über alle deine Ausflüge auf fremde Suppenteller und wirst nicht mehr tauschen wollen mit deinem Bruder — ja, du wirst ihn vielleicht doppelt lieb haben, wenn du siehst, wie schwer er sich durchs Leben haspelt und vielleicht deiner Mutter noch alle deine dummen Gedanken abbitten — wenn sie dann noch lebt, was wir von Herzen hoffen wollen.

Es gibt einige schöne Verse von Gerok, an die ihr immer denken möget, wenn das Glück einmal an euch vorbei einem Andern in's Leben strahlt — es wird darin fein angedeutet, wie alles fremde Glück auch auf ganz besondere Weise in uns leuchtet, wenn wir uns genug vergessen können, um aus vollem Herzen daran teilzunehmen:

„Schon dämmerts im Zimmer und dunkelts,
Das Tageslicht schwindet dahin,
Doch drüben beim Nachbar da funkelts,
Als wäre sein Fenster Rubin.

Die Scheiben, gen Westen gewendet,
Entzündet ein purpurner Strahl,
Den scheidend die Sonne noch spendet
Ins abendlich dämmernde Tal.

Und mich in der schattigen Halle,
Zum dunkelnden Osten gekehrt,
Beleuchtet die rosige Helle,
Die drüben die Fenster verklärt.

So freue dich frohen Geschickes,
Ging dir's auch am Hause vorbei,
Genieße benachbarten Glückes,
Als ob es dein eigenes sei!"

Selbsterkenntnis.

1. Wert der Selbsterkenntnis.

Wißt ihr wohl, Kinder, welches der dunkelste Erdteil in der Welt ist? Afrika? Nein, Afrika ist jetzt auch nach allen Richtungen von kühnen Reisenden durchforscht. Seht nur einmal eine neue Karte von Afrika an. Da ist kaum noch ein leeres Fleckchen. Überall hat man Seen, Gebirge und Flüsse eingezeichnet, man kennt die Völkerschaften — ja, man plant schon den Bau einer großen Eisenbahn durch den ganzen Kontinent.

Nein, der dunkelste Erdteil ist das menschliche Herz. Es ist leichter, den Nil bis zu seiner Quelle zu verfolgen — obwohl man über tausend Jahre dazu gebraucht hat —, als einer menschlichen Tat bis in ihre geheimste Herzensquelle nachzugehen. Warum wohl? Eigentlich sollte man doch meinen, es sei umgekehrt. Denn um die Quelle einer Tat zu erkennen, braucht man doch nur sich selbst zu fragen, und hat keine Kämpfe mit wilden Stämmen zu bestehen oder mühselige Märsche durch glühenden Sonnenbrand zu machen. Was sind denn das eigentlich für unübersteigliche Hindernisse, die sich der Erforschung des eigenen Innern entgegenstellen? Wenn ihr z. B. einmal auf einer Unwahrheit ertappt und gefragt werdet, warum ihr sie gesagt habt — werdet ihr die richtige Quelle wissen? Und warum nicht? Ihr seht, wie wenig Bescheid ihr noch in eurem dunklen Erdteil wißt, sonst könntet ihr mir's sofort sagen. Nicht wahr, man fürchtet sich vor dem, was man bei sich selber entdeckt,

man möchte keine häßlichen Eigenschaften antreffen, und darum wird's nie Ernst mit der Entdeckungsreise. Selbst der kühnste Entdecker, der sich vor keinem Löwen fürchtet und vor keinem Menschenfresser, er hat eine unüberwindliche Angst davor, einmal bis zu den Quellen seines eigenen Tuns vorzudringen. Er möchte gerne glauben, daß er alles nur aus Liebe zur Menschheit tut und gar nicht an sich dabei denkt — wenn er aber genaue Umschau bei sich halten würde, dann könnte er vielleicht entdecken, daß die meisten seiner Taten im Gebirge der Ruhmsucht entspringen und daß viele andere ihren Quell im Dickicht der Abenteurerlust haben und daß die echte Liebe zur Wahrheit vielleicht nur ein ganz kleines Wässerchen ist, das unterwegs in die Hauptquellen hineinrieselt und von ihnen verschlungen wird. Ist es aber nicht ganz gleich, aus welchen Quellen sein Handeln fließt? Die Hauptsache scheint doch, daß er etwas Großes und Nützliches tut. Was meint ihr dazu? Ist es nicht ganz gleich, ob eine Bahn durch Dampf oder Elektrizität getrieben wird — wenn sie nur geht? Gewiß ist es gleich, ob es Dampf oder Elektrizität ist — aber stellt euch einmal vor, es sei irgend eine andere Triebkraft, die man noch nicht in der Gewalt hat, und die unterwegs Explosionen hervorruft und den ganzen Wagen zertrümmert — ist es dann auch gleich, welche Kraft man wählt? Genau dasselbe aber ist es, wenn ein Mensch durch Ruhmsucht und Abenteurerlust getrieben wird. Eine Strecke vielleicht verrichtet er große und nützliche Dinge. Aber man kann keinen Augenblick sicher sein, wie bald er sich selbst zerstört und alle, die sich ihm anvertrauen. Denn das Verlangen nach Ruhm und Abenteuern wächst immer wilder empor, je mehr Nahrung es bekommt und wird nur zu bald stärker als das Gewissen des Menschen und stärker als seine Wahrheitsliebe — und dann ist er verloren. Gerade darum aber ist es so ungeheuer wichtig, sich selbst zu erkennen, damit man rechtzeitig alles entdeckt, was im Herzen emporwuchern und den Menschen zum Sklaven machen will. Ihr wißt, die Giftschwämme im Walde gedeihen überall dort am

besten, wo kein Sonnenlicht hinscheint. So ist es auch mit den Giftschwämmen im menschlichen Herzen. Sie gedeihen üppig dort, wo niemals das Licht der Selbsterkenntnis hineinleuchtet. Eure Eltern werden eure schlechten Neigungen erst gewahr, wenn diese meist schon so ausgewachsen sind, daß man sie kaum noch ausrotten kann — ihr allein könnt das Gewächs erkennen, wenn es seine ersten dünnen Triebe in eurem Herzen entfaltet. Erinnert euch daran, daß man manche Krebskrankheit operieren könnte, wenn man das Übel entdeckte, so lange es erst ein kleines Geschwür im Innern ist — leider aber sieht man es meist erst, wenn schon zahlreiche Gewebe vergiftet und der ganze Körper durchwachsen ist.

Das größte Hindernis der Selbsterkenntnis ist eben unser Wunsch, uns selbst etwas vorzumachen und das auch noch obendrein zu glauben. Jeder Mensch möchte sich selbst achten, und darum scheut er sich, seine eigenen Schlechtigkeiten und Lächerlichkeiten mit dem rechten Namen zu nennen. „Ach, der tut ja Alles nur aus Eitelkeit", so heißt's gar schnell von einem Andern — aber wenn wir selbst etwas aus bloßer Eitelkeit und Lust am Ruhm und Bekanntwerden tun, so reden wir uns selbst ein, wir hätten es aus lauter edlen Beweggründen getan. So wie die Pflanzen gewisse Schutzvorrichtungen erzeugen gegen Schneckenfraß und gegen Raupen, so erzeugen die Menschen Schutzgedanken, um das, was sie getan haben, vor sich selber zu beschönigen und weiß zu malen. Wenn einer vergeßlich oder ungefällig war, so heißt es: „Ich hatte keine Zeit", und das glaubt man dann sogar selbst. Wenn jemand seiner jüngern Schwester den Geburtstagskuchen wegißt aus reiner Gefräßigkeit, so sagt er nachher: „Ich wollte verhindern, daß sie sich den Magen verdirbt".

„Hochmut kommt vor dem Fall", so sagt ein Sprichwort. Noch gewisser darf man sagen: Selbstbelügen kommt vor dem Fall. Denn wenn ein Volk oder ein Einzelner sich blind macht gegen seine eigenen Fehler, dann kann man sicher sein, daß sie zugrunde gehen — genau so wie ein Schiff, dessen Kapitän nicht aufs Haar genau

berechnen kann, wie weit sein Schiff in Wind und Wetter vom rechten Kurse abgewichen ist. Lügt er den Passagieren etwas vor, so schadet das wenigstens dem Schiffe nichts — aber wenn er sich in seiner Kajüte auch selber noch vorgaukelt, er sei auf dem rechten Wege — dann muß man ihn verloren geben. Denn der Ozean und die Winde und die Felsen lassen sich nie bestechen — sie richten sich nur nach der Wahrheit.

2. Der griechische Tempel.

Ihr habt wohl schon gelesen von dem berühmten Apollotempel in Delphi, wo die Wahrsagerin in heißen Erddämpfen auf dem Dreifuß saß und die Zukunft weissagte. Dieser Tempel trug die Inschrift: „Erkenne dich selbst". Das war das Wichtigste und Erste, was der Gott Jedem zurief, der ihn um die Zukunft befragen wollte. Nun könnte man sagen: Gibt es nicht viele Dinge, die noch weit wichtiger sind und noch eher an den Giebel des Tempels gehört hätten? Z. B. der Spruch: „Liebe deinen Nächsten" oder „Beherrsche dich selbst"? Warum war wohl die Selbsterkenntnis gewählt als das Dringendste und Weiseste? Nun gewiß, weil man weder seinen Nächsten wirklich lieben, noch sich selbst beherrschen kann, wenn man sich nicht selbst erkennt. Wer z. B. gar nicht weiß, daß er jähzornig oder gierig oder klatschsüchtig ist, der wird auch gar nicht auf den Gedanken kommen, sich Zügel anzulegen und auf sich Acht zu geben. Er denkt, an ihm sei überhaupt nichts zu verbessern. Er sei ein Prachtkerl. Das Wort hat neulich Tante Anna von ihm gebraucht, er hat es gehört und verläßt sich nun auf diese Zensur — obwohl er ganz gut weiß, daß Tante Anna keine Ahnung davon hat, wie es bei ihm aussieht. Solche Menschen ohne Kenntnis ihres eigenen Innern nennt man — eingebildet; sie sind wie stehengebliebene Uhren; denn da sie sich für vollkommen halten und ihre Fehler nicht sehen können, so wachsen sie natürlich auch nicht weiter, sondern bleiben einfach stehen. Habt ihr einmal einen Mann mit einer Knabenstimme

gehört? Das klingt so komisch, daß man sich gar nicht daran gewöhnen kann. Genau so komisch aber ist es, wenn der Körper eines Menschen immer weiter wächst, während der inwendige Mensch sein Knabenbenehmen behält und ein eitler und ungezogener Flegel bleibt. Denkt euch, ein Flegel mit einem Barte, der womöglich sogar „Herr Doktor" angeredet wird. Und das kommt Alles von der mangelnden Selbsterkenntnis. Nur wer sich kennt, kann sich beherrschen — genau so, wie ein Lokomotivführer eine Lokomotive nur beherrschen kann, wenn er alle ihre Teile genau kennt und weiß, wieviel Heizung der Kessel verträgt und welche Ventile er öffnen und schließen muß und welche Teile besonders vorsichtig geölt werden müssen.

Mit der Nächstenliebe ist es genau so. Ohne Selbsterkenntnis ist sie nicht möglich. Stellt euch vor, ihr kämet mit irgend Jemand in Zank und Unfrieden, z. B. mit eurer Schwester oder eurem Bruder. Die Ursache davon liegt vielleicht darin, daß in eurem Tone etwas Barsches und Aufreizendes liegt, oder auch etwas Hochmütiges. Ihr aber wißt das gar nicht, sondern sucht die Schuld immer nur beim Andern. Oder ihr verwundet ihn durch eure Behandlung an einer empfindlichen Stelle, so daß er außer sich gerät. Ihr habt ihn lieb und wünschtet, es ließe sich ein anderer Ton des Verkehrs finden — aber immer wieder geht's in das Geleise des Haders. So giebt es viele Menschen, die allmählich ganz verbittert werden und sich in die Einsamkeit zurückziehen, weil sie entdecken, daß Keiner sie gern mag, Jeder ihnen aus dem Wege geht und Hilfe und Teilnahme versagt. Hätten sie rechtzeitig eine Entdeckungsreise in ihr eigenes Innere angetreten, so hätten sie dort vielleicht allerhand häßliche und abstoßende Eigenschaften gefunden, die schuld waren an ihrer Vereinsamung. Darum hat es einen tiefen Sinn, wenn über dem Tempel, wo dem Menschen seine Zukunft geweissagt wird, der Spruch steht: „Erkenne dich selbst". Denn der Mensch, der sich selber durchschaut, der hat seine Zukunft zu einem großen Teil in der Hand, weil er sich rechtzeitig ändern kann, ehe es zu spät ist, und weil er seine

Fehler und Irrtümer erkennt und sie in Zukunft vermeiden kann, während der Verblendete niemals etwas lernt, weil er die Ursachen seines Schicksals immer nur in den Fehlern der Andern sucht.

Stellt euch z. B. einen Fabrikanten vor, der seinen Arbeitern allerlei Wohltätigkeitseinrichtungen schenkt und sich dann darüber beklagt, daß die Leute so undankbar seien. Nun gibt es gewiß in allen Klassen undankbare Menschen — aber zuerst sollte sich der Fabrikant doch einmal fragen, ob er nicht vielleicht selber daran schuld ist, daß seine Arbeiter nicht recht froh werden über das Geschenkte — ob er vielleicht zu sehr den gnädigen Herrn gespielt und zu wenig daran gedacht hat, daß das Schenken eine sehr schwere Kunst ist. Oder stellt euch vor, daß jemand in seinem Geschäft keinen Erfolg hat. Das Richtige ist dann doch, daß er zuerst einmal fragt: „Welche Fehler habe ich gemacht? War ich unordentlich, bin ich nicht arbeitsam genug gewesen, war ich nicht aufmerksam und höflich genug gegenüber den Kunden, oder habe ich vielleicht für diesen Arbeitszweig nicht genug Gaben und Kenntnisse?" Wenn er alle diese Fragen ehrlich beantwortet, kann er vielleicht noch sein Glück machen. Schiebt er aber alles auf die schlechten Zeiten usw., so wird er es nie zu etwas bringen, denn für den, der keine Selbsterkenntnis hat, sind alle Zeiten schlechte Zeiten.

---

3. Selbstprüfung.

Wenn man gegen Mitternacht auf einem der großen Schiffe steht, die über den Ozean fahren, dann hört man plötzlich wie vom Himmel eine langgezogene Stimme klingen: „Alles — wohl!" Es ist der Matrose im obersten Mastkorb, der noch einmal Umschau gehalten und den Passagieren, die zu Bette gehen wollen, tönt es beruhigend wie ein Segen von oben. Bevor der Kapitän sein Lager aufsucht, prüft er mit Hilfe der Karten und des Kompasses noch einmal ganz genau, wo sich das Schiff jetzt befindet und ob es auch

nicht von dem vorgezeichneten Kurs abgewichen ist. Was der Kapitän und der Matrose im Mastkorb für das Schiff, das ist das Gewissen und der Verstand für den Menschen. Diese Beiden sollten jeden Abend vor dem Einschlafen genau prüfen, ob der innere Mensch auch nicht abgeirrt ist von der rechten Linie, welche ihm die innere Stimme vorschreibt, und ob bei ihm „alles wohl" ist.

Ihr braucht bei diesem Vorschlage nicht zu fürchten, daß ich euch zu Kopfhängern machen will, die den ganzen Tag über sich selbst nachdenken und sich Mühe geben, in den Schlupfwinkeln ihres Innern unablässig nach allem Schlechten herumzustöbern. Aber so einschlafen wie ein Kaninchen oder eine Kuh, so ganz ohne noch einmal nach dem Kompaß des Gewissens zu sehen — das erscheint mir doch auch zu unmenschlich und zu kopflos. Wenn man niemals in stiller Stunde alle die einzelnen Menschen durchgeht, mit denen man zusammen lebt oder zu tun hat und sich fragt, ob man sie richtig behandelt und beurteilt — und wenn man niemals die Neigungen und Triebe mustert, die in unserm Innern wachsen und wirken — wie kann man sich dann selber leiten, wie seinen eigenen Kurs richtig bestimmen? Wer nie nachdenkt über sich und Andere, der ist wie das Gespensterschiff in der Sage, wie das Schiff, das ohne Lenker vor dem Sturm einherfliegt mit zerfetzten Segeln und niemand weiß, wohin es gehen und wo es zerschellen wird.

„Bin ich ein Rechthaber, bin ich eigensinnig, bin ich sorglos und gedankenlos in der Liebe, zu rücksichtslos in meinem Wollen, zu unzart in meinen Worten, zu anmaßend in meinem Tone, rede ich zu viel von mir, denke ich überhaupt zu viel an meine Liebhabereien — bin ich unordentlich und wie bin ich schuld an Mißgeschick und Unglück, das mich und die Meinen getroffen" — All das sollte man sich fragen und tapfer beantworten. Wer sich das angewöhnt, der ist ein Lenker und Leiter und er wird auch Andere führen und leiten im Leben — wer es nicht lernt, der wird immer von den Wellen getrieben werden und nie wissen, wo er ist und wohin er kommt.

Entdeckungen.

1. Warum hinter die Kulissen sehen?

Wenn ihr im Theater oder im Zirkus sitzt und seht so einen Elfenreigen schweben, wo kleine Mädchen in eurem Alter in glitzerndem Schmuck umhertanzen, bald von rotem, bald von blauem Licht übergossen und dann wieder schneeweiß — dann denkt ihr gewiß, wie gern ihr auch dabei wäret und was das für ein herrliches Leben sein müßte. Haben euch eure Eltern vielleicht auch schon mal hinter die Kulissen mitgenommen? Wo ihr die Elfen in der Nähe sehen und dabei bemerken könnt, was für müde und ängstliche Gesichter sie meist haben? Und wenn ihr nun gar erst in ihre Wohnungen kämet und sähet, daß sie meist arme Kinder sind und schon mitverdienen müssen, um die Familie zu unterhalten und daß sie leider oft auf der Bühne und zu Hause hart behandelt werden — dann werdet ihr mit einem Mal sehen, daß das Leben vor den Kulissen und hinter den Kulissen sehr verschieden aussieht.

Es gibt nun Menschen, die genießen nur das, was vor den Kulissen ist und kümmern sich mit keinem Gedanken darum, wie's dahinter aussieht. Sie sehen immer nur den äußeren Schein und die Oberfläche — weiter gehen sie nicht. Junge Katzen sind nur 9 Tage blind, aber viele Menschen sind ihr ganzes Leben blind — oder sie sehen wenigstens nur das Allernächste, sie sind kurzsichtig. Habt ihr einmal gehört, was vor mehr als 100 Jahren die französische Königin Marie-Antoinette sagte, als das hungernde Volk

vor den Fenstern ihres Palastes schrie und man ihr berichtete, das Volk habe kein Brot? „Dann sollen sie doch Kuchen nehmen", soll sie gesagt haben — nicht um die Armen zu verhöhnen, sondern weil sie sich überhaupt gar nicht vorstellen konnte, daß ein Mensch nichts zu essen hat. Sie hatte nur in Glanz und Überfluß gelebt, aber niemals hinter die Kulissen gesehen. Und weil sie das Volk nicht verstand und gar nichts von seinem Leben wußte, so behandelte sie es auch falsch und das war mit Schuld an ihrem traurigen Ende. Denn dadurch, daß man etwas nicht sieht, kann man es nicht fortschaffen. Und daß wir das sehen, was hinter den Kulissen vorgeht, das ist für uns oft wichtiger, als das, was im hellen Licht passiert — denn das, was sich dem ersten Anblick darbietet, das ist oft nur Schein und Täuschung, während dahinter erst das wirkliche und wahre Leben steckt. Wer sich aber nur an den Schein hält und an das Äußere, und nicht studiert, was dahinter steckt, der darf sich dann auch nicht wundern, wenn der Bau seines Lebens zusammenstürzt — denn der ist auf lauter falschen Zeichnungen und Berechnungen aufgebaut.

Wir wollen einmal zusammen einige Ausflüge hinter die Kulissen des Lebens machen, damit ihr begreift, was ich meine und euch die Kurzsichtigkeit rechtzeitig abgewöhnt.

---

2. Das Lied vom Hemde.

Jeder von euch hat wohl schon einmal einen großen Wäscheladen angesehen, so ein Schaufenster, in dem ein glänzendes Herrenhemd neben dem andern liegt! Gewiß auch schon am Abend, wenn das elektrische Licht darauf blitzt und die ausnahmsweise billigen Preise darauf leuchten?

Wie Erde und Sonne und Mond entstanden sind, das wißt ihr wohl schon ganz genau — aber wißt ihr eigentlich, wie diese Hemden entstanden sind? Habt ihr einmal hinter die Kulissen gesehen? Was wohl ein Hemd alles erzählen könnte, wenn es seine Geschichte schreiben könnte! Von blassen Näherinnen auf dunklen Hinterhöfen, wo kaum ein Stückchen blauer Himmel ganz oben hineinschaut und

nachmittags der Leierkastenmann erscheint, um von ferner Freude und Poesie ein Lied zu kreischen, von durchwachten Nächten jahrein jahraus ohne eine andere Abwechselung als ein wenig mehr Hunger oder ein wenig eiligere Arbeit — ja, das wäre ein Kapitel aus der Geschichte des Hemdes. Und dazu als letzte Erinnerung des Hemdes noch das enttäuschte Gesicht der Näherin, wenn sie den kargen Lohn für tagelanges Nähen einstreicht und berechnet, wie sie davon leben, sich kleiden und Miete zahlen soll. Vor vielen Jahren hat ein englischer Dichter einmal das Elend der Hemdennäherinnen geschildert, um das Herz der Reichen damit zu rühren — ich will euch einige Verse davon mitteilen:

Mit Fingern mager und müd,
Mit Augen schwer und rot,
In schlechten Kleidern saß ein Weib,
Nähend fürs liebe Brot.
Stich, Stich, Stich!
Aufsah sie wirr und fremde,
In Hunger und Armut flehentlich
Sang sie das Lied vom Hemde.

Schaffen, schaffen, schaffen
Vom Früh- zum Nachtgeläut,
Schaffen, schaffen, schaffen
Wie zur Straf' gefangene Leut'.
Band und Zwickel und Saum,
Saum und Zwickel und Band,
Bis vom ewigen Bücken mir schwindlig wird,
Bis das Hirn mir starrt und die Hand!

Schaffen, schaffen, schaffen
Bei Dezembernebel fahl!
Schaffen, schaffen, schaffen
In des Lenzes sonnigem Strahl!
Wenn zwitschernd sich ans Dach
Die erste Schwalbe klammert,
Sich sonnt und Frühlingslieder singt,
Daß das Herz mir zuckt und jammert.

Mit Fingern mager und müd,
Mit Augen schwer und rot,
In schlechten Kleidern saß ein Weib,
Nähend fürs liebe Brot.
Stich, stich, stich!
Auffah sie wirr und fremde,
In Hunger und Armut flehentlich —
O schwäng es zu den Reichen sich! —
Sang sie das Lied vom Hemde.

Seit jenes Lied geschrieben, ist Manches besser geworden im Leben der Arbeiter — aber die Hemdennäherinnen hungern immer noch am meisten von allen Menschen. Hinter all dem elektrischen Licht noch so viel jammervolles Dasein! Wüßten alle davon — es würde anders werden in der Welt. Denn die Fabrikanten können es allein nicht ändern. Erst wenn mehr Liebe in alle Herzen kommt und Alle zur Hilfe vereint, erst dann wird es auch hell werden im Leben derer, die für uns wachen und nähen. Und das ist mehr wert, als alles Licht in den Schaufenstern!

---

3. Unter der Erde.

Hier lege ich euch eine Kohle auf den Tisch. Tot, dunkel und schmutzig liegt sie da. Und doch, wie lebendig und interessant ist ihre Geschichte!

Davon will ich heute etwas erzählen.

Wir hörten oft die alte Sage von der versunkenen Stadt Vineta, die auf dem Meeresgrunde ruht und von welcher der Dichter singt:

Aus des Meeres tiefem, tiefem Grunde
Klingen Abendglocken dumpf und matt,
Uns zu geben wunderbare Kunde
Von der schönen, alten Wunderstadt.

In der Fluten Schoß hinabgesunken,
Blieben unten ihre Trümmer stehn,
Ihre Zinnen lassen goldne Funken
Widerscheinend auf dem Spiegel sehn.

Und der Schiffer, der den Zauberschimmer
Einmal sah im hellen Abendrot,
Nach derselben Stelle fährt er immer,
Ob auch rings umher die Klippe droht.

Nun — die versunkene Stadt ist freilich nur eine Sage, — aber keine Sage ist es, daß da unten auf dem Meeresgrunde und tief im Schoße der Erde eine versunkene Welt ruht — eine riesige Pflanzenwelt mit seltenen Tieren aus ferner Vorzeit, verschüttet vor vielen Jahrtausenden durch Flut und Erdbeben und andere Gewalten. Man hat von dieser versunkenen Welt schon mancherlei erfahren, z. B. durch die Bernsteinstücke, die nichts sind als das versteinerte Harz der mächtigen Tannenstämme, und die zuweilen noch Insekten in sich tragen. Das Meiste aber haben wir durch große Ausgrabungen und Bergwerke kennen gelernt; da kann man eine ganze Schöpfungsgeschichte ablesen an den Abdrücken von Pflanzen und Tieren auf dem Gestein — nun, davon habt ihr in euren Büchern ja gewiß schon Manches gelesen. Die versunkene Welt da unten aber ist nicht nutzlos für uns wie die Stadt Vineta, sondern sie ist die große Vorratskammer der Menschheit für Licht und Wärme geworden: Es sind die endlosen versteinerten Wälder der Urzeit, welche wir als Kohle wieder in die Oberwelt emporschaffen und mit denen wir unsere Öfen und unsere Fabriken heizen und aus denen wir das Leuchtgas gewinnen.

Die Kohle hat sozusagen eine doppelte Vergangenheit, die eine hat es mit ihrem Abschied vom Leben, ihrem Versinken in Nacht und Erstarrung zu tun, die andere mit ihrer Rückkehr ins Licht und ihrem Wiederaufleben. Die Sonnenwärme, die vor vielen Tausenden von Jahren in sie hineinstrahlte, entzündet sich aufs neue! Mit dieser zweiten Vergangenheit wollen wir uns jetzt beschäftigen. Von dem Bergmann wollen wir sprechen, der sie hervorholte aus dem Schachte der Erde.

Wißt ihr, welcher Arbeiter von allen das elendeste und schwerste

Leben führt, so daß man überhaupt kaum begreifen mag, daß er noch Lust zum Dasein hat? Es ist der Kohlenarbeiter im Bergwerk. Wenn ihr einmal Abends im Winter durch eine große Stadt geht und die unendliche Fülle von strahlendem Licht seht und die schnaubenden Lokomotiven hineinfahren und hinausfahren seht aus dem Lichtermeer und an alle die zahllosen Fabriken denkt und ihre surrenden Räder, und euch klar macht, daß eigentlich dies ganze großartige Treiben nur auf der Steinkohle beruht, dann sollte man denken: keine Belohnung kann hoch genug sein für die, welche diese kostbare Masse mit beständiger Lebensgefahr aus dem Dunkel der Erde emporholen. Wie aber ist's in Wahrheit? Was hat der Kohlenarbeiter von seiner Mühsal? Zahlreiche solche Arbeiter in allen Ländern haben oft nicht Lohn genug, sich das Zimmer im Winter ordentlich zu heizen und Abends eine Lampe zu brennen. Und das sind dieselben Menschen, die uns Allen Licht und Wärme heraufbringen! Habt ihr einmal gelesen, wie eigentlich diese Bergleute arbeiten? In den engsten und düstersten Schachten liegen sie oft stundenlang mit ihrer Spitzhacke, halb nackt wegen der großen Hitze, auf dem Boden, um einen einzigen großen Block zu lösen. Wie die Luft da unten am Leben zehrt, das kann man sich denken. Ich habe einmal eine Beschreibung gelesen von einem Manne, der in England in ein solches Kohlenbergwerk mit hinuntergefahren war und vier Stunden dort verweilt hatte. Hört einmal, wie er dann seine Gefühle bei der Rückkehr schildert: „Ich schoß in einem massiven Hißkorbe pfeilschnell wieder nach der Erdoberfläche hinauf. Welch eine Freude über die Herrlichkeit der Natur, als meine Augen von den Sonnenstrahlen nicht mehr geblendet wurden! Ich vergaß ganz, daß ich schwarz und schmutzig wie der ärgste Kohlenhäuer war, und wandelte mit innigem Wohlbehagen zwischen Feldern und Wiesen hin. Wie seidenweich war nicht der Hauch des Windes, wie erhebend das Trillern der Lerche hoch in der Luft, wie berauschend der Duft, der den Heuhaufen entquoll. Welch unvergeßlich malerischen Anblick bot nicht die

Schaar der Erntenden dort in der Sonnenglut auf der frischgemähten Wiese."

So schreibt also dieser Besucher schon nach vier Stunden. Ihm ist, als sei er der Hölle entronnen. Die Bergleute aber müssen den ganzen Tag darin ausharren — und das ganze Leben.

Wenn ihr eine Kohle betrachtet, so denkt immer daran, daß es noch lange nicht die höchste Kunst des Menschen ist, daß er aus dem dunklen Schacht der Erde die Wälder der Urzeit emporholt ans Licht, damit sie Licht entzünden und wärmende Glut. So lange er zum Austausch dafür lebendige Menschen in das Dunkel der Erde hinabschicken muß, daß sie hart und rußig werden an Leib und Seele wie die Steinkohle selber — so lange hat der menschliche Geist noch nicht seine größten Triumphe gefeiert. Erst wenn derjenige, der in Schmutz und Finsternis schaffen muß, dafür doppelt belohnt wird durch freie Zeit zum Aufenthalte in Sonne und Licht und gefeiert wird durch das Geschenk eines behaglichen Hauswesens und teilnehmen darf an Schönheit und Wissen — erst dann ist der Mensch wahrhaft der König der Erde geworden!

In einem alten Volkslied wird gesungen:

Wo wär' deine Krone, dein Ringlein, o Braut,
Wenn tief unten im Grunde der Bergmann nicht baut!

Vergeßt nie, daß im tiefsten Grunde alles Herrlichen und Glänzenden in der Welt nicht nur der Gedanke des Künstlers und der Geist des Erfinders, sondern auch die mühselige Entbehrung eines einfachen Arbeiters liegt — und daß all das Herrliche und Glänzende keinen Segen für uns hat, wenn wir das übersehen und vergessen.

---

4. Der Lehrer.

In unserer Schule wohnte ein Lehrer mit seiner Familie. Wenn nun in den Pausen die fünfhundert Schüler in dichtem Knäuel an seiner Türe vorüberzogen, dann machten sich immer einige den Spaß,

donnernd an die Türe zu schlagen oder gar sich gegenseitig dagegen zu stoßen. Große Freude herrschte dann immer, wenn der Lehrer wütend aus seiner Wohnung herausfuhr wie der Kuckuck aus der Uhr und doch die Schuldigen nicht entdecken konnte, denn diese waren längst im dichten Knäuel der andern verschwunden. Mit einem Mal hörte der Unfug auf, ohne daß irgend eine Entdeckung und Bestrafung stattgefunden hatte. Ich fragte den Rädelsführer, ob man der Sache auf den Grund gekommen wäre. „Nein", antwortete er — „aber ich bin der Sache auf den Grund gekommen, ich habe etwas entdeckt." „Wie meinst du das?" fragte ich. „Ja — als er neulich wieder so ingrimmig herauskam, da sah ich durch die offene Tür seine Frau am Türpfosten lehnen mit einem tief traurigen Gesicht und neben ihr standen ihre kleinen Kinder und mußten mit anhören und mit ansehen, wie der Vater täglich von uns geneckt und in Wut gebracht wurde. Nun verstand ich mit einem Mal, warum er immer so furchtbar außer sich geriet. Es war nicht nur, weil er selbst gestört wurde, sondern weil er sich schämte vor seiner Frau und seinen Kindern, daß wir uns mit ihm solche Späße erlaubten. Da sagte ich zu den Andern: „Kinder, es ist doch gemein, wir wollen es lassen, er wird blamiert vor seiner Frau und seinen Kindern." So sprach damals der Häuptling des Unfugs und ich habe es nie vergessen. Er hatte hinter die Kulissen gesehen — und das hatte ihn bekehrt. Er war wie verwandelt. Ich glaube überhaupt, das meiste Rohe und Lieblose in der Welt geschieht nicht aus wirklich schlechtem Herzen, sondern weil man nicht hinter die Kulissen sieht. Kein Lehrer würde mehr geärgert und gereizt werden, wenn wenigstens ein Entdeckungsreisender in der Klasse wäre, der es verstände, hinter die Kulissen zu kommen und dann die Andern aufzuklären, z. B. indem er den Lehrer einmal besucht und sich nach seinem Befinden erkundigt und dabei sieht, wie einsam er in seinem Stübchen sitzt. Oder wenn er eine Frau hat und man sieht, wie sie ihn pflegt und besorgt ist um ihn — dann kommt einem vielleicht wie eine Erleuchtung der Gedanke, ob nicht wohl jeder

Mensch geheiligt ist, um den ein Anderer bangt und sorgt, und ob man wohl dabei sein möchte, wenn sie ihn Mittags anblickt bei der Heimkehr und fragt: „Haben sie dich heute wieder geärgert?"

Und wenn man einen Lehrer hat, der nicht beliebt ist und oft gereizt und ungerecht verfährt — wer weiß, wie es bei ihm zu Hause aussieht? Ob er einen mißratenen Sohn oder sonst Unglück hat in der Familie?

Oft braucht man gar nicht wirklich hinter die Kulissen zu sehen — man muß nur ein wenig nachdenken, dann weiß man Vieles, auch ohne es gesehen zu haben.

5. Das Gesicht des Menschen.

In einem russischen Kloster lebte einst ein Mönch, der weit und breit vom Volke verehrt und geliebt wurde, weil er für alle Ratlosigkeiten des Lebens irgend einen weisen Rat oder einen Trost bereit hatte. Auch wie man sich in der Liebe vervollkommnen und wie man Liebe lernen könne selbst gegenüber Menschen, die schwer zu behandeln sind und selber wenig Liebe haben — auch dafür wußte er wunderbare Mittel. Denn er hatte Vieles erlebt und Vieles ertragen in seinem langen Leben. Er sagte: wer vollkommen werden wolle in der Liebe — und wer in seiner Nähe war, der fühlte nur noch diesen einen Wunsch — der müsse vor allem versuchen, hinter das Gesicht des Menschen zu kommen. Das Gesicht des Menschen erschwere so vielen die Geduld und die Milde. Es habe in vielen Augenblicken oder oft auch dauernd einen so abstoßenden und aufreizenden Ausdruck. Mürrisch sehen die Menschen aus oder hochmütig oder schadenfroh, tierisch boshaft, trotzig — und doch müsse man mit ihnen leben und sie ertragen — ja sogar lieben, denn es gehört zur Blüte des Menschen, daß er lieben kann — und doch kann man sich nicht immer diejenigen aussuchen, mit denen man das Leben teilen möchte, und wenn man glaubt, man habe so einen.

dann täuscht man sich auch noch oft genug. Also hinter das Gesicht kommen. Was meinte der Mönch wohl damit? Nichts Anderes, als sich Mühe geben, zu erkennen, wie wohl der Mensch zu diesem Gesicht gekommen ist. Welches Leiden darin versteinert ist, welche Enttäuschungen — und wie er wohl schon gelitten hat unter seinen eigenen Fehlern. Welche unglücklichen Anlagen er ererbt hat und wieviel er wohl schon hat unschuldig büßen müssen für sie. Wie er wohl zu seinen Mißverständnissen gekommen ist und wie wir selbst schuld daran tragen. Also die Geschichte seines Gesichtes studieren — dann ist er uns schon nicht mehr fremd, unser Mitleid wacht auf — es kommt ein Gefühl über uns, als sei er ein armer Wanderer, der seine Straße an uns vorüberzieht und wir müßten ihn hereinrufen ins warme Zimmer. Und siehe da, wir erstaunen selber, wie anders plötzlich der Ton klingt, in dem wir zu ihm sprechen! Wir sind hinter sein Gesicht gekommen. Ich will euch ein Gedicht sagen, das ich einmal gefunden und das genau sagt, was ich meine:

„Und triffst du wo ein Menschenherz
Gebeugt von Kummer und von Schmerz,
Und sei es Irrtum, sei es Schuld,
O habe Ehrfurcht, hab' Geduld.

Am Bergeshang, im grünen Tann
Die jungen Bäume sieh dir an,
So frisch und keck, so dichtbelaubt
Und neigen seitwärts doch ihr Haupt.

Du weißt nicht wie und weißt nicht wann
Und doch den Bäumen siehst du's an,
Daß sie der Sturmwind hat umbraust
Und ihre Wipfel hat zerzaust.

Das Schicksal hat denselben Brauch,
Es schüttelt junge Herzen auch,
Und beugt vom rechten Wege sie
Du weißt nicht wann, du weißt nicht wie.

Du siehst des Irrtums dunkle Spur,
Die stumme Narbe siehst du nur,
Und kennst die Hand nicht, die sie schlug,
Und weißt nicht was dies Herz ertrug.

Gleich lacht die Freude allerwärts,
Auf eignen Bahnen geht der Schmerz,
Drum mit dem Unglück, mit der Schuld
O habe Ehrfurcht, hab' Geduld.

Nun müßt ihr nicht meinen, daß diese Lehre des russischen Mönches erst für euch gelten soll, wenn ihr erwachsen seid. Nein, sie sollen Hilfsmittel zur Liebe sein schon für die Schulzeit, ja sogar fürs Elternhaus. Wie oft kommt es vor, daß euch das Gesicht eines Kameraden in der Schule abstößt — gerade so wie euch ein anderes anzieht. Wenn ihr euch dann fragt, ob er wohl so viel Liebe zu Hause gehabt hat wie ihr oder andere segensreiche Einflüsse, oder ob er viel krank gewesen ist und ein schwächliches Nervensystem hat und daher so giftig und „übelnehmisch" ist — und wenn ihr endlich daran denkt, wie schwer ihm sein Gesicht noch das Leben machen wird, wieviel ungünstige Vorurteile es ihm erwecken wird, dann stört euch sein Gesicht schon garnicht mehr, sondern es hilft euch sogar, doppelt freundlich gegen ihn zu sein. Und wenn ihr zu Hause einen Bruder oder eine Schwester habt und ärgert euch einmal so recht bodenlos über ein trotziges oder höhnisches oder böses Gesicht — denkt schnell an die guten und lieben Gesichter, die ihr schon von ihnen gesehen habt oder an alles Andere was ihr gern habt an ihnen und endlich: erklärt euch ihre Häßlichkeiten recht ruhig, so wie der alte Hausarzt mit der goldenen Brille und der freundlichen Stimme über die Ursachen eines Unwohlseins redet — dann seid ihr schon „hinter dem Gesicht."

6. Das Dienstmädchen.

Bei einem Knaben, der oft sehr grob mit dem Dienstmädchen verkehrt, sah ich neulich ein Tierbuch aufgeschlagen, darin stand „Der Goldfasan.“ Wo die Heimat des Goldfasans ist, wie er lebt, welches Klima er nicht verträgt, welche Rücksicht man in der Gefangenschaft auf ihn nehmen muß, wovon er sich nährt und mit welchen Stoffen er sein Nest baut: das war da Alles sehr genau erzählt. Die Seiten waren ganz zerlesen; denn der Knabe liebte Naturkunde über Alles. Und wenn statt des Dienstmädchens ein Goldfasan den Tisch gedeckt und die Betten gemacht hätte: der wäre gewiß ausgezeichnet behandelt worden — denn was der Goldfasan mag und was er nicht mag, das wußte der Knabe beinah auswendig. Und er stolzierte selber umher wie ein Goldfasan — denn da er viel mehr wußte als seine Kameraden, so kam er sich natürlich ungeheuer gebildet vor. Nun möchte ich euch nur einmal fragen: Wenn ihr die Wahl hättet zwischen einem Knaben, der außer der Schule gar kein Buch liest, aber viel darüber nachgedacht hat, wie einem Mädchen wohl zu Mute ist, das in fremden Häusern Geld verdienen muß und den ganzen Tag kaum eine halbe Stunde für sich selber frei hat, und einem andern Knaben, der täglich ein ganzes Buch verschlingt, aber an die Entbehrungen eines Dienstmädchens nie gedacht hat: welcher von beiden ist dann eigentlich der Gebildete? Gewiß der erstere. Denn nur das, was unsere rohe Umgangsweise veredelt und uns hilft in der Liebe und Selbstbeherrschung — das ist Bildung. Alles Andere ist nur Wissen, nicht Bildung. Wißt ihr, woran man einen wirklich hochgebildeten Menschen erkennen kann? Jedes Wort, was er redet, jede Bitte die er ausspricht, jede Bemerkung die er macht, ist in solchem Ton und in solcher Art gesagt, daß es scheint, er kenne jeden Menschen, mit dem er umgeht, ganz genau und sei völlig zuhause in dessen Leben; sodaß er ihn niemals verletzt oder demütigt oder beleidigt. Wenn er mit Unglücklichen spricht, so sind seine Worte wie Balsam, und

niemals reißt er Wunden auf; wenn er zu Dienenden redet, so läßt er sie durch seinen Ton niemals merken, daß sie abhängig sind, und wenn er mit Leuten von anderer Religion verkehrt, so hütet er sich, das anzugreifen, was ihnen heilig ist. So können aber natürlich nur Menschen werden, die sich von früh an geübt haben, etwas zu verstehen von dem, was ihre Mitmenschen freut oder betrübt. Neben dem Tierbuch sollte darum jeder auch noch ein „Menschenbuch" haben, eine Anleitung zur Menschenkunde, und ein Hauptkapitel darin sollte heißen, das „Dienstmädchen". Leider giebt es solch ein Buch noch nicht — aber vielleicht ist das ganz gut; denn nun muß Jeder von euch selbst auf die Forschungsreise gehen. Und das wollen wir heute einmal. Wie macht man das nun? Geht ihr da mit der Botanisiertrommel und dem Schmetterlingsnetz in die Küche und beobachtet? Vielleicht würde das gar nichts schaden. Denn meist kommt ihr nur aus Neugier hinein, um in die Töpfe zu gucken — und da seht und hört ihr nichts Anderes. Aber wenn ihr einmal geht um zu beobachten, wie es im Leben des Dienstmädchens aussieht, dann seht ihr vieles, was euch sonst ganz entgangen ist:

In wie heißer, schlechter Luft sie oft stundenlang arbeiten muß.

Kaum hat sie Teller und Tassen alles gereinigt — da wird gleich alles wieder schmutzig gemacht. Das verleidet schon manchem Menschen die Arbeit; denn Jeder möchte doch gern etwas wirklich vorwärts bringen.

Dann hat sie es nicht wie die Fabrikarbeiterinnen, die um 7 Uhr Feierabend haben und dann machen können, was sie wollen, sondern meist kratzt und scheuert sie noch bis gegen 10 Uhr in der Küche oder auf der Treppe herum.

Wenn ihr einmal ganz harmlos krank seid, so werdet ihr gleich warm zu Bett gelegt und furchtbar bedauert und bekommt noch obendrein etwas vorgelesen — wenn sie sich unwohl fühlt, muß sie weiter arbeiten, und nur wenns etwas Ernsteres ist, kann sie sich hinlegen, und dabei hat sie dann erst recht das Gefühl, sie sei bei fremden

Leuten und man warte ungeduldig, bis sie wieder zum Vorschein kommt; besuchen tut man sie nur selten, und nun gar ihr vorlesen — das gibt's vielleicht auf dem Mond — aber hier auf der Erde, da würde man sich ja vor sich selber genieren; denn es ist „nur" ein Dienstmädchen. Ja, das ists aber, und das fühlt sie leider nur zu oft, daß sie „nur ein Dienstmädchen ist." Dies traurige Gefühl gerade ist eine Hauptsache in der Naturgeschichte des Dienstmädchens, genau so wie es eine Hauptsache in der Naturgeschichte des Goldfasans ist, daß er genau weiß: Ich bin der Goldfasan und die andern sind nur einfache Fasane, allerhöchstens noch Silberfasane.

Wenn Gäste kommen, und ihr doppelt vergnügt seid, dann hat sie doppelt heiße Backen und hat doppelt so viel zu spülen und wird in manchen Häusern obendrein noch doppelt so viel angeschnauzt.

Um ihr das Alles noch zu versüßen, sind dann die Kinder vom Hause noch dreist und hochmütig zu ihr. In ihrer Heimat auf dem Lande würde sie sich mit ein paar kräftigen Ohrfeigen geholfen haben — hier muß sie alles schlucken.

In Goethes Herrmann und Dorothea wird das Schwere im Leben des Dienstboten folgendermaßen geschildert:

Und gar vieles zu dulden verbindet ein einziges Jawort:
Sind doch nicht das Schwerste des Diensts die ermüdenden Wege,
Nicht der bittere Schweiß der ewig drängenden Arbeit;
Denn mit dem Knechte zugleich bemüht sich der tätige Freie;
Aber zu dulden die Laune des Herrn, wenn er ungerecht tadelt,
Oder dieses und jenes begehrt, mit sich selber in Zwiespalt,
Und die Heftigkeit noch der Frauen, die leicht sich erzürnet,
Mit der Kinder roher und übermütiger Unart:
Das ist schwer zu ertragen und doch die Pflicht zu erfüllen
Ungesäumt und rasch, und selbst nicht mürrisch zu stocken.

Wenn ihr nun nach obendrein die Stuben betrachtet, die in unseren Häusern für die Dienstboten übrig sind, dann wißt ihr schon viel Bescheid. Es hat mal ein Schriftsteller gesagt, wenn ein Mondmensch wissen wollte, was eigentlich die Erdmenschen für Wesen seien,

so brauchte er nur einmal herunterzusteigen und zu sehen, wie diese Wesen ihre Dienstboten wohnen lassen.

Das bloße Beobachten aber ist noch nicht genug, um genau Bescheid zu wissen über die Arbeit des Dienstmädchens. Bittet sie doch, sie solle euch einmal erlauben, die Treppe zu putzen oder morgens die sämtlichen Stiefel zu wichsen oder nach Tisch die Teller zu spülen! Da werdet ihr schon eine Ahnung bekommen. Oder geniert ihr euch etwa, weil es jemand sehen könnte? Ich sage euch, es ist die größte Ehre für den Menschen, wenn er einmal das selber kennen lernt, was er später anderen auflabet. Davon etwas zu wissen ist wichtiger als daß man die Regierungszeiten aller Könige und Kaiser auswendig weiß.

Um das Dienstmädchen richtig zu behandeln, muß man aber auch etwas von ihrer Herkunft und Heimat wissen. Ob sie eine Waise ist oder noch Eltern hat. Ob es denen arm geht, und sie vielleicht oft schlechte Nachrichten von Hause bekommt. Ob die Eltern vielleicht krank und pflegebedürftig sind und doch die Tochter nicht bei sich haben können, weil sie Geld verdienen muß. Wenn ihr euch von alledem etwas erzählen laßt, dann werdet ihr schon viele Roheiten und Unbescheidenheiten garnicht mehr sagen können, die euch früher leicht von den Lippen geflossen sind.

Bis jetzt haben wir besprochen, wie ihr durch Beobachten und Fragen schon vielerlei vom Leben des Dienstboten erfahren könnt, was die meisten garnicht beachten. Nun aber sagt einmal: Giebt es noch einen anderen Weg, herauszubekommen, wie so einem Dienstmädchen zu Mute sein mag? Ganz einfach: Ihr habt ja doch eine Phantasie und stellt euch vor, wie euch zu Mute wäre, wenn ihr Robinson wäret, oder wenn ihr plötzlich keine Eltern mehr hättet und Anderes. Nun, ebensogut könnt ihr euch doch auch vorstellen, wie euch zu Mute wäre, wenn ihr mit einem Mal euer Brot in fremden Häusern verdienen müßtet, wo niemand so recht an euch teilnimmt, sondern wo ihr sogar oft recht lieblos gescholten werdet. Stellt euch

das Heimweh vor, das ihr dann manchmal haben würdet. Und versetzt euch einmal recht hinein, wie ihr dann jedes harte Wort und jedes unbescheidene Benehmen doppelt schwer nehmen würdet, und wie unendlich dankbar ihr für jede Freundlichkeit und jedes achtungsvolle Benehmen wäret.

Und dann müßt ihr euch noch folgende Frage stellen: Wo steht es denn überhaupt geschrieben, daß ein Mensch dazu geboren sein soll, sein Leben lang nur den Andern zu bedienen? Wenn Einer aus Liebe dem Andern dient — das ist gewiß etwas Schönes — aber daß man bloß deshalb, weil man arm geboren ist und der andere Geld hat, nun gar keinen eigenen Willen mehr haben und sich der Laune eines Menschen verkaufen muß — wird das nicht oft ein bitteres Gefühl in den Dienenden erregen, besonders wenn es hoch hergeht in den Vorderzimmern und sie tagaus tagein nur zu spülen und zu räumen haben? Und wenn dazu noch obendrein respektlose und barsche Behandlung kommt — dann ist die Ungleichheit in der Tat wirklich unerträglich.

Wer sich das einmal ganz zurecht gedacht hat, dem braucht man überhaupt gar keine besonderen Regeln mehr zu geben — er weiß schon, was er zu tun hat. Sein Herz wird ihm diktieren. Es wird ihm sagen, daß man so einem dienenden Menschen seine Treue, seine Entbehrungen, Demütigungen und seine ganze schwere Lage überhaupt garnicht mit Geld bezahlen kann. Ein guter Lohn ist das Mindeste — die Hauptsache aber ist, daß man ihn durch große Dankbarkeit und höfliche Behandlung ehrt und froh macht und ihm dadurch sagt: Wir wissen, wieviel du uns schenkst. Und wenn mal eine Dreiste und Verwilderte ins Haus kommt, dann darf man wohl bei sich stille denken: Ich möchte gern einmal wissen, bei welchen Herrschaften sie bisher war — dann würde ich vielleicht sofort verstehen, wie sie so geworden ist.

Wenn ihr nun eure Entdeckungsreise beendigt habt und über das Dienstmädchen und sein Leben mindestens soviel wißt wie über den

Goldfasan — dann glaube ich sicher, ihr werdet den Wunsch haben, euer neues Wissen auch anzuwenden und in eurem Benehmen zu zeigen, daß ihr keine Unwissenden mehr seid. Wie kann man das nun? Denkt selber einmal nach: Seid erfinderisch.

Wie kann man das Bedienen erleichtern? Nun gewiß schon dadurch, daß man den Mädchen möglichst wenig unnötige Arbeit macht. Erstens indem man nicht allen Schmutz von der Straße in die Zimmer trägt. Dann, indem man seine Kleider höchsteigenhändig reinigt und bürstet. Ferner, indem man bei Tische hilft, die Teller zusammenzunehmen und dem Mädchen hinzureichen. Viertens dadurch, daß man ihr die Tür aufmacht, wenn sie viele Schüsseln hinausträgt. Fünftens, indem man seine Bücher und Spielsachen selber zusammenräumt und nicht Minna mit dieser Arbeit beladet. Endlich indem man schnell zu Hilfe springt, wenn ihr beim Abdecken einmal die Löffel vom Teller fallen — statt nur die Augen zusammenzukneifen und „Autsch" zu rufen. Überhaupt das beste Mittel, die Dienenden froher bei ihrer Arbeit zu machen, ist, daß man jede Gelegenheit aufsucht, sie auch einmal zu bedienen: Damit man ihnen das bittere Gefühl nimmt, zum Dienen seien nur die armen Leute da und die Reichen seien dazu geboren, um sich bedienen zu lassen. Da gibts ja zahlreiche Gelegenheiten, die natürlich derjenige nie sieht, welcher sich nicht um die Naturkunde und die Seelenkunde des Dienstmädchens, sondern nur um Leben und Taten des Goldfasans kümmert. Erstens: ihr müßt sie öfter fragen, ob man ihr aus der Stadt etwas mitbesorgen dürfe. Oder wenn sie einen Brief forttragen soll, sofort rufen: „Ich will's tun, Sie sind heut schon genug gelaufen!" Oder ihr etwas Schweres tragen helfen. Nun — das alles werdet ihr schon ohne mich finden.

Im alten Rom gab es ein großes Fest, das man die Saturnalien nannte. An diesem Feste wurden sämtliche Sklaven von ihren eigenen Herren bedient. So genossen die Dienenden wenigstens an einem Tage des Jahres auch einmal die Ehre und das Behagen der Bedienung. Und die Herrschaften wurden wenigstens an einem Tage

einmal daran erinnert, wie grundverschieden es doch ist, ob man Herr oder Diener ist. Ich frage nun, warum sollten wir dieses Fest nicht alle Tage feiern? Weihnachten läßt sich gewiß nicht alle Tage feiern; es würde einem sicher zu viel werden, das ganze Jahr um den Tannenbaum zu tanzen und Süßigkeiten zu essen, — aber die Saturnalien bekommen einem um so besser, je öfter man sie feiert. Wenn euch das Dienstmädchen die Schüsseln zum Essen hereinbringt und präsentiert, könnt ihr sie nachher zum Dank nicht hinaustragen helfen oder ihr in der Küche den Tisch decken, während sie für euch kocht? Wie beneidenswert sind die Kinder, denen so etwas rechtzeitig einfällt! Von ihnen wird das Licht einer neuen Liebe ausgehen, die nicht bloß die gute Stube und die Eßstube erleuchtet, sondern auch die Hinterzimmer der Dienenden erhellt, so erhellt und mit Aufmerksamkeit und Rücksicht erfüllt, daß sie die Vorderzimmer der Menschlichkeit werden.

Wer einmal so ein Mädchen mitten in ihren zahllosen schmutzigen Tellern beobachtet hat, der wird gewiß schon daran gedacht haben, wie traurig es eigentlich ist, täglich so oft von beschmutzten Dingen umgeben zu sein, während wir in unseren Zimmern lauter schöne Gemälde hängen haben und alles Schmutzige so schnell als möglich hinausschaffen lassen. Wie kann man dem Mädchen eine Gegengabe gegen solche Umgebung bieten? Doch wohl mindestens dadurch, daß man so reinlich wie nur irgend möglich mit ihr umgeht und niemals neben den Knochen- und Gemüseresten auch noch Flegeleien bei ihr abladet, sondern so bescheiden und gebildet bei ihr auftritt, als sei man in der besten Stube und in der besten Gesellschaft: dann spürt sie den schmutzigen Abfall schon weniger. Überhaupt zeigt sich darin echte Herzensbildung, daß man mit denen, die schmutzige Arbeit tun müssen, z. B. auch Waschfrauen, ganz besonders säuberlich umgeht und ihnen dadurch seinen Dank und seine Gegengabe abstattet — denn mit Geld wird so etwas nicht bezahlt.

Wißt ihr aber, was solch ein Dienstmädchen am allermeisten

braucht — mehr als ihren freien Sonntag, und mehr als alle Freundlichkeiten und Wohltätigkeiten, die man ihr erweist? Ehrerbietung. Das klingt euch komisch. Einige von euch sind vielleicht sehr gefällig und kameradschaftlich mit dem Dienstmädchen — aber Ehrerbietung? Ist das nicht zuviel? Warum soll das zuviel sein? Man soll jedem das geben, wonach er am meisten schmachtet und was er am meisten braucht. Nach nichts aber sehnt sich ein Dienender so sehr, als danach, geehrt zu werden. Warum wohl? Nun gerade, weil er in seinem Berufe so viel gedemütigt wird. Denkt doch einmal daran, daß so ein erwachsener Dienstbote im Hause gehorchen muß wie ein kleines Kind und oft auch gescholten wird wie ein Kind. Auch andere Menschen müssen ja gehorchen im Leben — aber diese haben dann einem gedruckten Reglement oder einer Fabrikordnung zu gehorchen — aber so den persönlichen Launen eines Menschen gehorchen zu müssen und überhaupt so den ganzen Tag befohlen zu bekommen — das ist das Allerschwerste für einen Erwachsenen. Denkt nur daran, wie schwer es schon den Kindern wird — und die wissen doch wenigstens, daß ihnen immer nur aus Liebe befohlen wird. Also wenn ihr euch recht hineindenkt in die Seele eines Dienenden, so werdet ihr mir Recht geben, daß er sich nach Ehrerbietung gerade so sehnen muß wie der Wüstenreisende nach einem Schluck Wasser. Der große französische König Ludwig XIV. zeigte seine hohe Bildung dadurch daß er jedes Dienstmädchen zuerst grüßte und ihm Platz machte — also ihr seid in hoher Gesellschaft, wenn ihr meinen Rat befolgt. Grüßt nur euer Dienstmädchen auf der Straße genau so ehrerbietig wie eure Lehrerin, laßt sie zuerst durch die Türe gehen, steht auf, wenn sie mit euch spricht — all das ehrt euch nur selbst, und ihr bekundet dadurch, daß ihr nachdenkliche Menschen seid und keine — Flegel.

---

7. Die arme Marie.

Ich will euch einmal eine Geschichte erzählen, die ich in einem russischen Buche gelesen habe. Es kam einmal auf der Durchreise

ein französischer Kaufmann in ein russisches Dorf, der versprach einem armen Mädchen, er wolle sie heiraten, sie solle mit ihm ins Ausland kommen. Sie ließ sich betören und ging heimlich mit ihm fort. Unterwegs ließ er sie sitzen und reiste ohne sie fort. Da mußte sie ohne Geld sich nach der Heimat durchbetteln, mußte tagelang wandern und kam endlich todmüde und hungrig in zerrissenen Kleidern im Dorfe an. Ihre Mutter aber behandelte sie wie eine Verworfene, ließ sie in ihren dünnen Kleidern Nachts auf dem kalten Flur schlafen und sprach kein freundlich Wort mehr mit ihr. Dann erkrankte die Mutter und nach wenigen Tagen lag sie im Sarge. Als der Priester den Sarg einsegnete in der Kirche — da sagte er öffentlich vor der ganzen Gemeinde: „Die da ist schuld — der Gram über solche Tochter hat die Mutter getötet.“ War sie schon vorher von allen gemieden und ausgestoßen, so wurde es jetzt noch schlimmer. Keiner wollte ihr mehr Arbeit geben. Und wo die Kinder sie sahen, da warfen sie mit Steinen nach ihr und verhöhnten sie laut. Endlich erlaubte ihr ein Hirt, ihm beim Hüten der Herde zu helfen und gab ihr dafür etwas von seinem Brot. Aber sie hatte schon die Schwindsucht und konnte sich nur noch langsam bewegen. Da war es dann ein jämmerlicher Anblick, wenn sie so vor den Kindern flüchtete, die mit lautem Halloh hinter ihr her waren, sobald sie sich zeigte. Das sah ein vornehmer Mann mit an, der in der Nähe des Dorfes wohnte. Er hatte das tiefste Mitleid mit dem armen Mädchen und beschloß, ihr zu helfen. Als die Kinder wieder einmal mit Steinen warfen und Schmähungen hinterdrein riefen, da verstellte er ihnen den Weg und sagte: Halt, Kinder, hört einmal zu, ich will euch einmal eine Geschichte erzählen. Und da führte er sie hinter die Kulissen: er erzählte ihnen, wie unglücklich Marie war, wie schrecklich sie für ihren Leichtsinn habe büßen müssen, wie niederträchtig der Fremde sich gegen sie benommen und wie sie jetzt dem Tode nahe sei. Die Kinder hörten mit offenem Munde zu; denn davon hatten sie bisher nichts gehört, sondern bloß davon, was für ein schlechtes und ver-

kommenes Mädchen die Marie sei. Von dem Augenblicke an waren sie wie verändert. Sie hatten hinter die Kulissen gesehen. Die Knaben grüßten Marie und brachten ihr Essen, die Mädchen kamen zu ihr und sagten ihr: „Wir lieben dich, Marie" — und so zärtlich und herzlich war die ganze Kinderschar, daß die Arme ganz selig war, und garnicht wußte, wie ihr geschah und als sie nach vier Wochen starb, da hatte ihr Gesicht gar nicht mehr den trostlosen, gehetzten Ausdruck, sondern sie lag da auf ihrem ärmlichen Lager voll Friede und Freude in ihren Zügen und in der Hand hatte sie die letzten Blumen, die ihr die Mädchen gebracht. Manch gehetzter und trostloser Mensch wäre so voll Frieden gestorben, wenn ihm rechtzeitig ein Retter gekommen wäre, der die Andern von ihrer lieblosen Blindheit befreit und ihnen voll Erbarmen die Geschichte seines Lebens erzählt hätte und sie hätte schauen lassen, wie unglücklich er war.

Habt ihr wohl auch schon gedankenlos gelacht und gehöhnt oder gar mit Steinen geworfen hinter Menschen, die niemand leiden mochte und die von allen im Stich gelassen waren? Habt ihr keine Furcht, es möge jemand darunter gewesen sein wie die arme Marie — einer der furchtbar gelitten hat und unendlich arm an Freude war?

---

8. Die geflickte Hose.

In unserer Schule war ein Knabe von armen Eltern, der trug eine Hose, die war so vielfarbig geflickt, daß wir alle unsern tollen Spaß daran hatten. Und immer, wenn man glaubte, jetzt sei es zu Ende, jetzt komme endlich eine neue Hose — dann saß plötzlich wieder ein großer brauner Flicken drauf und alle die kleinen Flicken rings umher schienen mit neuem Mute in die Zukunft zu sehen — so wie in einem verzweifelten Volke, wenn plötzlich ein großer und tapferer Staatsmann die Zügel ergreift. Nach der Heimkehr von den Ferien war es unser festlichstes Vergnügen im Schulhof, Müllers

Hose zu besichtigen und großes Gelächter hörte man erschallen, wenn sie inzwischen noch bunter geworden war.

Wie schäme ich mich heute dieses Gelächters! Es war ja nicht bös gemeint — aber so unendlich dumm und gedankenlos. Wir sahen nur die bunten Flicken, aber nicht das, wovon sie erzählten: Eine ganze Welt von sorgender Mutterliebe, durchwachte Nachtstunden und gewiß auch viele Tränen darüber, daß die ganze mühsame Flickerei doch nur etwas zustande brachte, worüber der Sohn in der Schule ausgelacht wurde! Mit welcher ärmlichen Geldsumme mußte die Mutter wohl den ganzen Haushalt bestreiten und wie ängstlich mag sie genäht haben, damit die Hose noch ins neue Jahr hinein halte! Wieviel tausendmal mehr wert war diese Hose als das schönste und modernste englische Beinkleid mit seinen tadellosen Falten! Habt Ihr einmal davon gehört, daß man heute oft Hunderttausende von Mark bezahlt für Gemälde von alten Meistern, die oft noch gar nicht richtig zeichnen konnten, aber dafür so viel Liebe und Andacht in ihre Bilder legten, daß man noch heute nach vielen Jahrhunderten ganz warm und innig davon berührt wird? Nun — Müllers geflickte Hose war auch so ein Kunstwerk und ich würde heute viel Geld dafür geben, wenn sie zum Verkauf ausgeboten würde — und an der Tafel würde ich sie aufhängen wie eine Wandkarte und euch mit dem Kartenstock die wunderbare Findigkeit der Mutterliebe zeigen: Wieviel Nachdenken, wieviel Fürsorge da hineingearbeitet ist in dieses ärmliche Stück Zeug — so viel, daß es selbst der erste Schneider von Paris nicht nachmachen könnte, sondern ausrufen müßte: Soviel Geduld hat kein Schneider und keine Maschine, das kann nur eine Mutter!

Dann würdet ihr begreifen, wieviel Dummheit dazu gehört, über solch' eine Hose zu lachen! Wer so zu flicken vermag, das kann kein gewöhnlicher Mensch sein: Müllers Mutter war sicher eine außergewöhnliche Frau und ich bedaure nachträglich nur, daß wir Müller nie um die Erlaubnis gebeten haben, sie zu besuchen. Wenn ihr

jemals so eine geflickte Hose trefft, denkt an das was ich euch heute erzählt habe! Daß man die Entstehungsgeschichte solcher geflickten Hose versteht und daß man herauslesen kann, was da alles hineingearbeitet ist — das ist wichtiger, als daß man ganze Bände voll Weltgeschichte lesen kann und über die Entstehungsgeschichte der feuerspeienden Berge Bescheid weiß. Warum ist es wohl wichtiger? Weil es nichts Schlimmeres gibt, als daß liebevolle und fleißige Arbeit ausgelacht und verspottet wird und weil unsere wahre Bildung sich darin zeigt, daß wir nie am unrechten Orte lachen. Zu dieser Bildung aber helfen weder Weltgeschichte noch Naturkunde, so wichtig sie sonst sind — nein, nur durch eigenes Nachdenken über das Leben unserer Mitmenschen kommen wir dazu.

Wenn ihr einmal so einen schön geflickten Knaben trefft, der sich vor dem Lachen seiner Kameraden schämt, so ruft ihm nur zu: „Du, sei stolz auf deine Mutter, du trägst ja die kostbarsten Hosen der Welt!" — Ist das nicht wahr? Ist nicht Mutterliebe hineingewebt und ist das nicht weit vornehmer und schöner, als wären sie golddurchwirkt — und wenn er sie mit Stolz und Dankbarkeit trägt, sind es dann nicht wahrhaft beseelte Hosen — ein wahres Stelldichein der besten Gefühle der Menschenbrust?

Die Macht des Kleinsten.

1. Fernrohr und Mikroskop.

Wart ihr schon einmal in klarer Nacht auf weitem Felde und habt das glänzende Sternenmeer so ruhig und unendlich geheimnisvoll über der schlafenden Welt gesehen? Wie klein kommen wir uns da vor auf unserer Erde, wenn wir denken, daß sie auch nur ein Lichtpunkt ist in diesem großen Meere! Von uralten Zeiten an hat die Erhabenheit des Sternenhimmels den Blick des Menschen nach oben gelenkt, und die älteste aller Wissenschaften ist nicht etwa die Botanik oder die Steinkunde, sondern die Astronomie, die Sternkunde. Zuerst haben die Menschen das Größte und Erhabenste gesehen und wurden davon gefangen — und viel später erst entdeckten sie die Welt des Kleinsten und die Macht des Kleinsten auf der Erde. So könnt ihr auch sehen, wie in allen Schauspielen und Dichtungen aus früherer Zeit fast nur Könige mit Purpurmänteln und Königssöhne die Helden sind — und auch im Geschichtsunterricht hörte man früher auch nur von den Taten der Großen. Vom Leben der Kleinen, nach welchen Gesetzen es wirkt und was es ausrichtet in der Welt durch die Vereinigung der Kräfte — das beginnt man erst seit Kurzem zu erforschen und zu entdecken. In euren Büchern über Erfindungen und Entdeckungen lest ihr auch nur von den großen Männern, deren Erfolge in das Buch der Kultur eingetragen sind, aber nichts von all den schlichten Arbeitern und Werkmeistern, die während ihrer Arbeit eine kleine

Verbesserung nach der andern an ihren Maschinen erfanden und dadurch oft ebenso Wichtiges geleistet haben wie die Großen. Oder ihr lest von großen Kaufleuten und Unternehmern, die riesige Betriebe geschaffen und mächtig und reich wie Könige geworden sind. Aber auch hier beginnt man heute die Welt der Kleinen zu entdecken. Ich las neulich einmal ein Buch, in dem geschildert war, wie das gewaltigste Warengeschäft in England von zwei Millionen einfacher Arbeiter unterhalten und geleitet wird. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts eröffneten ein paar arme Weber in einem engen Gäßchen der Kleinstadt Rochdale einen Konsumladen unter dem allgemeinen Gelächter der Nachbarschaft. Ihr wißt, ein Konsumladen ist ein Laden, der von den Kunden selber geleitet wird und dessen Überschüsse auch die Kunden zurückbekommen. Dieser kleine Konsumladen in Rochdale nun wuchs und wuchs immer mehr, immer weitere Arbeiter traten bei, man errichtete Filialen überall, und als 1500 solcher Läden da waren, da errichteten sie eigene Fabriken für ihren Bedarf, hielten sich eigene überseeische Dampfer und mieteten ganze Stadtviertel, um ihre riesigen Warenniederlagen unterzubringen. Wer heute nach England kommt, der sieht zu seinem Erstaunen, daß die schönsten und größten Warenhäuser und die besteingerichtetsten Fabriken einer Million ganz kleiner Leute gehören. Und wer später einmal eine Geschichte des Fabrikarbeiters schreiben wird, der wird erzählen müssen, daß es nicht nur den Wohltaten der Großen zu verdanken war, sondern vielleicht noch mehr der Treue und Aufopferung der Kleinsten, daß die Massen des Volkes allmählich aus Not und Unwissenheit emporgehoben wurden.

Wißt ihr, woran mich der Bericht von diesen armen Webern immer erinnert? An die Geschichte von der Koralleninsel, die aus dunkler Meerestiefe durch die langsame Tätigkeit der allerkleinsten Tierchen allmählich über den Meeresspiegel emporsteigt und dort ebenso allmälig eine Wohnstätte für lebende Wesen wird. Habt ihr einmal die Geschichte einer solchen Insel gelesen? Wie sich oft 700 Meter

unter der Meeresoberfläche so ein Korallenpolyp ansetzt und dann immer weiter wächst, bis endlich ein Kreis von Riffen über das Wasser ragt. Ist dieser Ring ganz geschlossen, und kann das Meerwasser nicht mehr zufließen, so wird aus dem Salzwasser- allmählich ein Süßwassersee, der mit der Zeit austrocknet. Aus den verwitterten Pflanzen, den Korallentrümmern und dem Meersande entsteht ein fruchtbarer Boden, eine Kokosnuß treibt an die Küste, Vögel kommen und bringen Samenkörner von Stauden und Bäumen aus fernen Landen mit; jede Flut und noch mehr jeder Sturm schwemmt etwas Neues an, bis sich endlich die Insel mit allerlei Pflanzen und Bäumen bedeckt, worauf dann der Mensch erscheint, um seinen Wohnsitz auf dem freundlichen Eiland zu nehmen, welches das Korallentier, ein kleines weiches Wesen, anzuschauen wie ein Milchtropfen, erbaut hat.

Noch großartiger aber ist die Häufung des Allerkleinsten in der Welt der Bakterien — eine ganze Welt, die erst durch das Mikroskop entdeckt worden ist. „Die Welt im Wassertropfen" könnte ein Aufsatz heißen, in welchem man das Leben und Treiben dieser allerkleinsten Wesen beschreibt. Habt ihr einmal einen Tropfen aus einem Tümpel unter einem scharfen Mikroskop gesehen? Da spielen unzählige kleine Wesen durcheinander, zerteilen sich plötzlich in der Mitte — die beiden neuen Tierchen zerteilen sich dann in wenig Sekunden wieder, so daß ihr euch vorstellen könnt, zu welch ungeheurer Masse sie allmählich anwachsen. Man hat berechnet, daß aus einem solchen Wesen, das man oft erst in einem Mikroskop mit mehr als tausendfacher Vergrößerung sehen kann, in einer Stunde 16½ Millionen und in 4½ Tagen so viel Millionen entstehen — wenn genug Nahrung da wäre —, daß das ganze Weltmeer davon angefüllt würde. Wenn ihr euch das vorstellt, dann werdet ihr verstehen, welch große Wirkungen im ganzen Haushalt der Natur von den allerkleinsten Wesen ausgehen — eben durch das, was man im Rechnen Potenzierung nennt. Daß diese kleinen Bakterien Menschen und Tiere umbringen können — das ist eben auch nur möglich durch die unerschöpfliche Häufung des Kleinsten.

Seit man alle diese Dinge mit dem Mikroskop entdeckt hat, ist man überhaupt aufmerksam geworden auf die Rolle, welche das Kleine in der Welt spielt. So hat man z. B. früher angenommen, daß die großen Umwandlungen unserer Erdoberfläche in riesigen Zusammenbrüchen sich vollzogen hätten — während man heute mehr und mehr zu der Meinung neigt, daß alles durch die langsame Häufung der kleinsten Wirkungen verwandelt worden sei.

Vielleicht wird man mit der Zeit auch immer mehr einsehen, daß auch im Leben der Menschen alles Große nicht durch großen Krach und Riesenfeuerwerk, sondern vor Allem durch die geduldige treue Arbeit im Kleinen gewonnen und gesichert wird.

---

2. Nur Kleinigkeiten.

In unserem Stadtviertel war einmal ein großer Brand ausgebrochen, dabei hatten einige Feuerwehrleute sich so heldenmütig benommen, daß die ganze Stadt davon sprach. Am nächsten Tage sah ich einen kleinen Knaben mit einem Schlauch und einer kleinen Leiter durch die Straßen rennen, und als ich ihn fragte, was er damit wolle, sagte er: „Ich will Heldentaten begehen". Riesige Taten begehen, wovon die ganze Welt spricht, davon träumen die meisten Knaben. Und da sie in ihren Büchern immer von großen Kriegstaten und Heldentaten, Entdeckungsreisen und dergl. lesen, so denken sie schließlich, alles Gute in der Welt sei nur durch solche große Taten geschehen, und darauf komme es am meisten an. Wenn ihr ins Leben kommt, werdet ihr sehen, daß die allerwenigsten Menschen Gelegenheit haben zu großen Taten. Es gibt bei uns keine Bären und Wölfe mehr zu töten, die Kriege sind auch seltener, und zu Rettungsarbeiten bei großen Feuern oder im Schiffbruch kommen auch nur Wenige. Und das ist gut — denn große Taten machen die Menschen nur zu leicht blind dagegen, daß das Größte in der Welt nur durch entsagungsvolles Tun in ruhmloser Stille zustande

gebracht wird. Darum sind die Taten, die im Verborgenen vollbracht werden, eigentlich die größten Heldentaten, denn die Lorbeerkränze und der Rausch des lauten Beifalls fehlen dabei. In früherer Zeit, als die Indianer noch bis zum Niagarafall wohnten, da war es Sitte, daß alljährlich das schönste Mädchen dem großen Geist geopfert wurde und blumenbekränzt in einem Boote den Wasserfall hinunterfuhr, wobei sie unten am Felsen zerschmettert wurde. Das scheint eine Heldentat, die gar nicht übertroffen werden kann. Aber ich kann euch sagen, es ist manchmal leichter, einen Wasserfall hinunterzufahren, als leben zu bleiben und täglich dem großen Geiste seinen kleinen dummen Trotz zu opfern. Ein einzig Mal sich überwinden und um Entschuldigung bitten, wenn es Einem so über die Maßen schwer wird, das erscheint mir viel heldenhafter, als wenn man so im Rausche des Ruhmes und der allgemeinen Bewunderung irgend etwas Ungeheuerliches tut. Und täglich im eigenen Hause durch Besänftigung und Aufmerksamkeit aufgeregte Geschwister und nervöse Erwachsene zu beruhigen — das erfordert sicher nicht weniger Aufopferung und Anstrengung, als bei einem großen Brande Heldentaten der Rettung zu begehen. Und Mancher, der im Pulverregen und im Lärm der Schlacht wahre Wunder der Kaltblütigkeit und Tapferkeit vollbrachte, hat nachher nicht die Kraft gehabt, sein Heldentum im eigenen Hause in kleinen Überwindungen und Aufopferungen zu beweisen, weil die Regimentsmusik nicht dazu blies und kein eisernes Kreuz verliehen wurde.

Ich las einmal in einer Erzählung, daß ein reicher Mann in ein ganz kleines Fischerdorf an der Ostsee gekommen sei, um dort in der Stille einige Zeit zu wohnen. Am Abend habe er im Wirtshause gefragt, ob ihm jemand einen Tausendmarkschein wechseln könne. Der Wirt aber hatte einen Tausendmarkschein noch nie gesehen und sagte: „Damit können Sie hier nichts bezahlen, hier müssen Sie alles mit Kleingeld begleichen". Als nachher noch andere Bauern ins Wirtshaus kamen, da zeigte ihnen der Wirt den Schein und fragte sie, ob

sie ihn vielleicht wechseln könnten. Sie lachten und sagten: „Was, einen Tausendmarkschein? Das gibt's ja gar nicht!" Und sie sahen mißtrauisch zu dem Fremden hinüber. Dann kamen noch einige Fischer herein, die meinten auch, es gäbe höchstens Hundertmarkscheine und die seien so selten, daß alle hundert Jahre mal einer ausgegeben werde, wenn die Regierung ein — Anleihen mache. Und als er in sein Zimmer gegangen war, hörte er, wie unten ein Mann zu den Anderen sagte: „Er hat überhaupt kein Geld, er ist ein Schwindler, wir wollen ihn windelweich prügeln". Das wartete er natürlich nicht ab, sondern vor Sonnenaufgang sprang er aus dem Fenster und lief, was er laufen konnte, über die Haide, bis er endlich nach sieben Stunden in eine kleine Stadt kam, wo er den Schein wechseln konnte. Und zwar ließ er sich zwei große Säcke voll Pfennige geben, nahm einen Wagen und fuhr damit wieder ins Fischerdorf zurück, wo er dem Wirt das Abendessen in lauter einzelnen Pfennigen zahlte. Und wenn er noch nicht gestorben ist, so lebt er heute noch.

Was meine ich wohl mit dieser Geschichte? Nichts anderes, als daß unser tägliches Leben auch so ein Fischerdorf ist, wo die Leute zu Tausendmarkscheinen, das heißt zu den großen Heldentaten, nur den Kopf schütteln und mißtrauische Gesichter machen. Die Meisten von ihnen haben von so großen Heldentaten nur in Büchern gelesen, aber sie nie wirklich miterlebt. Darum meinen sie, so etwas gäbe es überhaupt nicht. Und sie glauben überhaupt nicht an die Liebe und Güte eines Menschen, wenn er sie nur in großen Taten, aber nicht in alltäglichen kleinen Beweisen von sich geben will. Dann sagen sie: „Er ist ein Schwindler, lasset uns ihn windelweich prügeln". Und sie haben recht, die Menschen. Wer seine edle Gesinnung nicht in Kleingeld umwechseln kann, dessen große Taten erregen den Verdacht, auch nicht ganz echt zu sein und es ist das Beste für ihn, daß er Nachts aus dem Fenster steigt und auf und davon geht und erst wiederkommt, wenn er seine Menschenliebe in Kupfermünze bei sich

führt. Stellt euch doch einmal vor, ein Mann wäre den ganzen Tag ungefällig und grob gegen seine Frau und sagte dann: „Sollte es einmal bei uns brennen oder du beim Kahnfahren ins Wasser fallen — wie gerne würde ich verbrennen oder ertrinken, um dich zu retten". Oder ein Sohn sagte zu seiner kranken Mutter: „Vorlesen mag ich dir jetzt nicht — aber wenn der Arzt verlangt, daß ich mein Blut lassen soll, damit es dir zur Kräftigung gegeben wird — gerne, gerne!" Ja und es gibt wirklich gar nicht wenige Menschen, die durchaus fähig sind, Opferwilligkeit so in einem Tausendmarkscheine herzugeben, aber die Selbstverleugnung im Kleinen — an die denken sie gar nicht, die verstehen sie gar nicht. Und doch: Ob unser Leben ein Himmel ist oder eine Hölle, das hängt von den tausend Kleinigkeiten und nicht von dem großen Feuerwerk der Liebe ab: Wie ein Mädchen morgens hereinkommt, wie es Guten Morgen sagt, ob es Blumen auf den Tisch gestellt, ob es die Gabe hat, durch zahllose kleine Aufmerksamkeiten und Rücksichten Behagen zu verbreiten, und mit welchem Gesicht es kleine Aufträge entgegennimmt und erledigt. Und ob eine Mutter Freude an ihren Knaben hat, das hängt doch davon ab, ob der Knabe seine Dankbarkeit und Zärtlichkeit in kleine tägliche Rücksichten und Zeichen seiner Liebe und Ehrerbietung umwechseln kann oder ob es in seinem Herzen ungewechselt sitzen bleibt, wie der Tausendmarkschein im Portemonnaie.

3. Die sterbenden Seeleute.

In der Nähe der spanischen Küste fuhr einmal in großem Sturm ein englisches Schiff auf die Felsen und sank. Die vorhandenen Boote reichten leider nur für die Frauen und Kinder aus, und so mußte der größte Teil der Mannschaft auf dem sinkendem Schiff verbleiben, den sicheren Tod vor Augen. Als die Geretteten schon eine gute Strecke gerudert hatten, da vernahmen sie plötzlich begeisterten Gesang. Er kam von dem Wrack. Da sahen sie sämtliche

Männer auf dem Vorderdeck stehen und erkannten das Lied „Gott erhalte die Königin". So versanken Jene dort, nicht in wilder Verzweiflung mit Fluchen, sondern wie Menschen, denen der Tod nichts anhaben kann — schön und heldenhaft! Die in den Booten starrten hinüber, bleich, und hatten die Lippen zusammengepreßt vor namenloser Bewegung des Herzens. Sie haben den Gesang ihr Leben lang nicht vergessen. Und wenn sie später irgend einmal etwas taten, was unschön oder kleinlich war, dann kam ihnen immer nachher der Gedanke: War ihr Tod nicht schöner als unser Leben — wären wir nur auch lieber versunken mitten in dem sterbenden Chor!

Nun, was ist eigentlich das Erhebende an jenem Untergange? Doch wohl, daß sich die Todgeweihten so gar nicht berühren ließen von der Angst der letzten Stunde und das Unvermeidliche so mit Ergebung und edler Haltung umgaben, daß man sagen mußte: nicht die tobenden Elemente haben triumphiert und gesiegt, sondern der Mensch. Er blieb der Sieger.

Gewiß findet ihr das Alles auch, und bewundert die Menschen, die solches Beispiel gegeben. Aber meint ihr, daß man es nur nachahmen könne, wenn man auch einmal auf die Klippen fährt und keine Rettung mehr sieht? Oder glaubt ihr nicht, daß das, was im Großen heldenhaft ist und im tobenden Ozean, nicht auch im täglichen Leben vollbracht werden könne?

Schwere und unangenehme Dinge mit Gelassenheit und Schönheit zu vollbringen — das ist's, was uns jene Seeleute zeigen, und dazu ist überall reiche Gelegenheit. Nehmen wir ein ganz alltägliches Beispiel: Wenn man krank ist. Glaubt ihr nicht, daß da eine herrliche Gelegenheit ist, die große Kraft des Menschen zu zeigen, sich hoch über all die Verdrießlichkeiten, Schmerzen und Entbehrungen des Krankseins zu erheben, statt beständig zu maunzen, zu murren und gereizt zu sein?

Ertragen muß man das Unabänderliche, aber nicht finster und starr, sondern mit so viel Geduld und Heiterkeit, daß es ein schönes

Erinnerungsbild bleibt für Alle, die uns dann pflegen oder nahe kommen.

Aber ich gehe noch weiter. Nicht alle Kinder haben oft Gelegenheit, lange und schmerzhaft krank zu sein. Aber tausend kleine Unannehmlichkeiten und Verdrießlichkeiten — davon bleibt niemand verschont. Fangen wir beim Allerkleinsten an: Angebrannte Suppe fertig essen müssen. Mancher tut es, wenn die Eltern befehlen — aber mit was für Gesichtern und Seufzern! Ich meine nun nicht, daß die Kinder statt der Seufzer singen sollen „Heil Dir im Siegerkranz“ — aber wohl sollen sie daran denken, daß im Menschen die königliche Kraft liegt, sogar in der letzten Todesstunde und in den schwersten Leiden, noch in edler Haltung und fester Miene zu bleiben, und wenn sie daran denken, dann werden sie sich dreimal schämen, daß sie schon bei angebrannter Suppe die Haltung verlieren.

Oder sie bekommen irgend einen recht unangenehmen Auftrag von der Mutter. Statt mit den Anderen spazieren zu gehn, müssen sie Kindermädchen beim Jüngsten sein, oder irgend eine recht langweilige Arbeit im Hause machen. Ihr werdet euch gewiß an allerlei solche Kleinigkeiten erinnern, die wahrhaftig nicht so schlimm sind wie Schiffbruch an der spanischen Küste. Wenn euch also das Beispiel der sterbenden Seeleute ergreift, und ihr es nachahmen möchtet, so bleibt euch darum gar nichts anderes übrig, als dieses Beispiel euer Licht sein zu lassen in all den kleinen Verdrießlichkeiten und Beschwerden des Alltags. Denn aus kleinen Beschwerden und Enttäuschungen, nicht aber aus großen Schiffbrüchen besteht das Leben der meisten Menschen. Aber da eben aus lauter kleinen Dingen allmählich das Große entsteht, so wird es dann auch kommen, daß euer eigenes schönes Beispiel, das ihr in tausend Kleinigkeiten gegeben habt, zu leuchten beginnt wie eine einzige große Heldentat, und den Menschen wird euer Leben erscheinen wie jenes Sturmschiff, von dem der Gesang der Tapferkeit über die wilden Wasser klang

4. Auf dem Friedhof.

Ihr habt gewiß schon manchmal die Gräber berühmter Männer oder Frauen gesehen. Sie sind beladen mit Kränzen, und reicher Blumenschmuck prangt rings umher; Hunderte wallfahrten alljährlich dorthin, um sich in das Andenken ihres großen Lebens zu versenken; an ihrem Geburtstage wird in feierlicher Rede ihr Bild immer aufs neue den Lebenden eingeprägt. Und gewiß mit Recht — denn ihr Vorbild leuchtet wie Sternenschein in dunkler Nacht und Viele, die verzweifeln wollen, richten sich wieder auf, wenn sie an die Kraft gedenken, mit denen jene das grausamste Schicksal überwanden. Dann seht Ihr andere Gräber — die Ruhestätten einfacher Menschen, die erst vor Kurzem oder vor einigen Jahren gestorben sind — auch sie prangen in frischem Blumenschmuck, und oft sieht man trauernde Gestalten an ihnen stehen oder niedersinken. Dann aber seht ihr auch Gräber mit verwitterten Steinen und weit zurückliegender Jahreszahl, mit wenigen verwilderten Blumen, oft ganz überwuchert vom Rasen — es ist niemand mehr da, der sie pflegt. Da denke ich oft, wie unendlich viel wir Alle wohl Menschen verdanken, zu deren Gräbern niemand mehr wallfahrtet: Da liegt eine stille Frau, die vor langen Jahren gestorben ist, eine ganz unbekannte Frau, die ihr Leben lang schwer geduldet und für Andere gearbeitet und sich geplagt hat — die Allen verziehen hat, die ihr unrecht getan, und mit einem milden Lächeln entschlafen ist. Denkt ihr, weil jetzt ihr Grab vereinsamt ist, daß sie nicht mehr fortlebt in irgend einem Menschenherzen? Doch, sie lebt weiter, auch wenn niemand mehr ihren Namen weiß. Wenn ihr einmal euren Zorn bemeistert und ein edler Gedanke oder ein Mitleid taucht plötzlich empor aus dem Dunkel des Herzens — so seid sicher, er stammt aus dem großen Schatz der Liebe, der allmählich aufgespeichert wurde von den allerstillsten Menschen, die im Leben oft bei Seite geschoben und belächelt wurden, die aber nach ihrem Tode selbst in den rohsten Menschen ein verschämtes Heimweh nach allem

Guten erregten und ewig unvergeßlich sind. Sie sind wie ein unsichtbarer Chor, dessen Melodie leise durch die Welt klingt und oft überhört wird, wenn der Mensch in Leidenschaft tobt, — aber in stiller Stunde tönt er wieder und lockt nach der Höhe. Die Menschen handeln gewiß oft falsch — aber es gibt keinen, der nicht sein Ohr diesem Chore neigt. Und wenn ihr heute ruhig in eurem Bette schlafen könnt und nicht zu fürchten braucht, daß euer Haus über Nacht angesteckt wird, oder daß eure Mutter fortgeschleppt wird und als Hexe verbrannt wird, wie es im Mittelalter geschah, — seid sicher, ihr dankt es nicht nur den großen Männern, die im Lichte der Öffentlichkeit dagegen gestritten haben, sondern mehr noch all den tausend unscheinbaren Frauen und Männern, aus deren engem kleinen Leben Worte des Erbarmens und Beispiele der Milde in die umliegenden Gassen gedrungen und allmählich, allmählich durch das Zusammenströmen all ihrer kleinen Lichtscheine die Finsternis verdrängt haben.

Und wenn heute ein Mann mitten in großen Versuchungen ehrlich bleibt und unbestechlich, und der Wahrheit dient statt der Lüge, so soll er seinen Dank nicht bloß den großen Helden der Unbestechlichkeit darbringen, sondern vor allem auch den schlichten, stillen Menschen, die ohne Ehre und Anerkennung in ihrem ärmlichsten Berufe und in ihren schlecht geheizten Stuben und mit kalten Füßen fest und ehrlich blieben mit jedem Wort und Pfennig — zuverlässig wie die ewigen Sterne und ein felsenfester Halt für jeden Nachbar. Sie starben — dann hingen ihre Bilder noch ein halbes Jahrhundert mit ernsten, feierlichen Gesichtern über dem Sofa, und schauten auf ihre Enkel mit durchdringendem Ernste und voll von dem Zauber der makellosen Gradheit; jetzt zeigt kein Buch, kein Kreuz, keine Blume mehr ihr Dasein den Lebenden, und doch sind sie auch unsere Erzieher und Helfer, denn das Bild eines treuen Lebens ist unverlöschlich und unverloren für immer auch wenn es namenlos und ungekannt durch die Reihe der Nachkommen weiterwandelt.

Die menschliche Gesellschaft.

1. „Es geht mich nichts an".

„Was geht mich das an?" ist eine weitverbreitete Redensart. Bei vielen Leuten geht das Herz und die Teilnahme nicht über die Gitter ihres Hausgartens hinaus, bei andern macht Liebe und Gerechtigkeit bei den Grenzpfählen Halt und wieder andere ziehen sich die Grenze für ihre Menschlichkeit da, wo eine andere Hautfarbe beginnt. Stellt man sie darüber zur Rede, so tun sie höchlich erstaunt und verstehen überhaupt nicht, warum man an die Fernsten auch nur einen Gedanken und ein Fünkchen Teilnahme verschwenden sollte. Was gehen sie uns an? Was sind wir ihnen schuldig?

Solche Engherzige kommen mir immer vor wie Menschen, die nicht buchstabieren und nicht lesen können. In der Fibel wohl und in der Zeitung — aber nicht im Leben. Fast jeder unserer Gebrauchsgegenstände und fast jedes Stück unserer Nahrung trägt die Spuren der Arbeit von Menschen außerhalb unseres Vaterlandes und außerhalb unserer Hautfarbe. Macht einmal mit dem Atlas in der Hand eine Entdeckungsreise durch eure Wohnung und fragt euch dann, ob ihr durch die einzelnen Gegenstände und Nahrungsmittel nicht in alle Länder geführt werdet, die überhaupt auf euren Karten verzeichnet sind und ob es einen Volksstamm gibt, der nicht irgend etwas für euer Leben beiträgt. Wer das lesen kann, was alle jene Gegenstände in sich tragen von menschlicher Mühe aus allen Zonen, wer das menschliche Leben und Leiden entziffern kann, das in solch einem Produkte steckt,

der wird sehen, daß der Hausgarten und die Stadtmauer und die Grenzpfähle nur künstliche Grenzen sind: denn die Fernsten sind ja längst über alle die Gitter gestiegen, haben ihm sein Haus bauen helfen, seinen Garten eingerichtet, seine Geräte gefertigt und an seiner Kleidung mitgesponnen, gewoben, gestickt; sein Essen gepflückt, gefangen, gemästet, gemäht, gepreßt und oft von fernher übers Meer gefahren.

Nehmt z. B. nur ein winziges Streichholz zur Hand und macht euch klar, wieviel Menschen und Länder sich zu seiner Herstellung die Hand reichen. Im Fichtenwald erhält es seinen Rumpf; in heißen Ländern wird der Gummi vom Gummibaum gesammelt, damit sein Kopf damit bestrichen werden kann, im sizilischen Schwefelbergwerk wurde der Schwefel gewonnen, der zusammen mit dem Phosphor das Köpfchen so hitzig macht und der Phosphor endlich wird vom Chemiker in seinem Laboratorium unter Verschluß gehalten. Wenn ich euch nun erzählte von dem Elend der sizilianischen Knaben, die in den Schwefelbergwerken ihre Gesundheit verlieren — könntet ihr ruhig eure Lampe anstecken und die Hände zum Mahl erheben und sagen: Es geht uns nichts an? Nein, der Knabe ist mitten unter euch, ihr genießet ein Stück des Lebens, das er geopfert hat, er ist euer Hausgenosse und verdient, daß euer Herz ihn miteinschließt. Ihn könnt ihr freilich dadurch nicht mehr retten — aber indem ihr weitherziger und dankbarer denken und fühlen lernt, werdet ihr wenigstens nichts Ähnliches verschulden und euer Beispiel wird weitergehen — und vielleicht kommt einmal der Tag, wo die Fernstenliebe so groß und klar geworden ist, daß kein Mensch mehr genießen mag, wenn Jammer und Elend für ihn gearbeitet haben.

Ich will euch einmal eine Geschichte aus London erzählen, aus der ihr so recht deutlich sehen könnt, wie die Fernsten uns oft die Allernächsten sind und wie es uns selbst in Gefahr bringen kann, wenn wir sie gedankenlos ihrem Schicksal überlassen. Um die Mitte

des vorigen Jahrhunderts waren die Quartiere der Armen im Osten aufs Schroffste von den Wohnstätten der Reichen im Westen getrennt. Kein Mensch im Westen kümmerte sich um den Osten — es war als ob ein Ozean zwischen den beiden Hälften der Stadt läge. Da brachen mit einem Mal eine ganze Reihe ansteckender Krankheiten im Westen aus. Als man genauer Nachforschungen hielt, erkannte man, daß sie aus dem Osten gekommen waren — und zwar durch die Kleider und Mäntel, die in den Schneiderwerkstätten im Osten genäht wurden und dann nach Westen wanderten. Diese Werkstätten aber waren wahre Höhlen des Elends und der Krankheit; eine ganze Familie wohnte, kochte, schlief und arbeitete oft in einem einzigen Zimmer und wenn ein Kind krank war, so wurden die Kleider trotzdem ruhig auf seinem Bett ausgebreitet, denn man hatte ja keine andern Räume. So kam der Jammer Ostlondons nach Westlondon — einfach weil Ostlondon für Westlondon arbeitete. Da gingen den Leuten im Westen die Augen darüber auf, wieviel es sie anginge, welches Leben die Armen im Osten führten und wie sich die Verlassenheit ihrer Mitmenschen an ihnen selber zu rächen beginne.

Nun werdet ihr vielleicht fragen: Ja — wie soll sich denn nun aber die Fernstenliebe in uns zeigen? Wir können doch unmöglich jedem Menschen, der in irgend einem der fünf Erdteile für uns arbeitet, unser Herz und unsere Gedanken schenken? Oder gar ihm wirklich Hilfe bringen? Wenn wir z. B. Kohle aus England heizen und Wolle aus Australien tragen und Ochsenfleisch aus Amerika essen oder Brot aus russischem Korn und Lebertran von den Eskimos — würde es nicht schon unser halbes Leben in Anspruch nehmen, wenn wir uns nur nach dem Befinden all der Leute erkundigen wollten, die da für uns arbeiten? Würde da nicht die Nächstenliebe doch zu kurz kommen vor lauter Fernstenliebe? Gewiß — aber so ist es auch nicht gemeint. Sondern so wie man in ein frommes Gebet alle diejenigen einschließt, die uns teuer sind und denen wir Gutes wünschen, auch ohne daß

wir dabei jeden Einzelnen bei Namen nennen — so sollen wir in unser brüderliches und dankbares Gefühl die Fernsten und Letzten einschließen, auch ohne daß wir Jeden kennen, dessen geistige oder körperliche Arbeit in unser Leben verwebt ist. Wir können nicht Jedem helfen — aber wie wir mit Jedem umgehen, mit dem uns das Schicksal zusammenführt, und wie wir einst unsern Einfluß auf unser Vaterland verwenden — das hängt davon ab, ob solch ein Segenswunsch in unserm Herzen gefühlt und gesprochen wurde. Es würde Friede sein auf der Erde, wenn alle Menschen ihn sprächen; denn dann würde jeder dem Fernsten und Letzten auch treu bleiben in jedem Wort und jeder Tat seines täglichen Lebens und seines Berufes; auf dem Grunde seiner Seele würde das Bild der Bruderschaft aller Menschen leuchten wie dem fernen Wanderer das Bild seiner Mutter und ihn zurückhalten von allem kurzsichtigen Eigennutz und aller rohen Überhebung. Und die Nächstenliebe? Wie verträgt sie sich mit solcher Fernstenliebe? Glaubt ihr, daß sie schwächer werden wird dadurch? Nein, wer feinfühliger wird auch für die fernste Wohltat und Hilfe, die ihm zufließt, wer sein Herz daran gewöhnt, nichts anzunehmen, ohne dem Geber ein treues Andenken zu widmen — der wird die Wohltaten seiner Nächsten doch gewiß noch weit inniger und dankbarer empfangen, als so ein grobkörniger Mensch, der überhaupt nicht nachdenken mag über das, was er Andern schuldet, und nur durch die allergrößten Gaben ein wenig aufgerüttelt wird. Wer die Gaben der Fernsten nicht spürt und sie stumpfsinnig hinnimmt, der wird auch bei den Nächsten schließlich alles für selbstverständlich halten, was ihm zuteil wird, und Liebe mit träger Gleichgültigkeit erwidern.

Dankbarkeit ist die höchste Bildung — je dankbarer jemand ist, um so mehr kennt er die Geschichte all seiner leiblichen und geistigen Güter, ihre Herkunft und Abstammung — und diese Geschichte ist für das Herz des Menschen weit wichtiger als alle Jahreszahlen der großen Land- und Wasserschlachten.

2. Unser Frühstück.

Sagt einmal, Kinder, habt ihr wohl eine Ahnung davon, wieviel Menschen arbeiten müssen, bloß damit morgens euer Frühstück auf dem Tisch steht? Und in wieviel Erdteile ihr gehen müßtet, um ihnen die Hand zu drücken und dafür zu danken? Da ist zuerst der Kaffee. Woher kommt er? Meist aus Brasilien, vielleicht auch aus Java oder Arabien. Stellt euch einmal vor, durch wieviel Hände er geht, bevor er vom Kaffeestrauch gepflückt, übers Meer gebracht, gebrannt und gemahlen, endlich dampfend auf eurem Tisch steht. Das Korn eures Brotes ist vielleicht auf den Ebenen Rußlands oder in Amerika gewachsen und von Menschen gemäht und gedroschen, deren Sprache ihr gar nicht versteht. Ist es gedroschen, dann bekommt's der Müller und dann der Bäcker, der die halbe Nacht daran arbeitet, euch warmes Gebäck zum Frückstück herzustellen. Wenn ihr noch im warmen Bett liegt, klingelt's draußen und wenn das Mädchen endlich aufmacht, steht ein Korb mit Brot vor der Tür und der Bäckerjunge ist auf der Treppe eingenickt. Dann denkt daran, wieviel Menschen nötig sind, um euren Zucker zu bereiten, entweder aus der Rübe oder aus dem Zuckerrohr. Milch und Butter hat auch schon viele Hände in Bewegung gesetzt, bevor sie endlich zu euch kommen, und wenn ich nun erst anfangen wollte zu fragen, wer die Tassen, die Teller und Löffel gearbeitet, wer die Kohlen gehackt und gefahren, die euch das Zimmer wärmen, wer den Tisch und die Stühle gemacht, und woher er wieder das Holz und das Rohr und den Lack bezogen hat; wieviel Hände gehämmert und geklopft haben, um euer Haus zu bauen und wieviel Köpfe darüber nachgedacht haben — wahrhaftig, es käme eine unabsehbare Menschenmenge zusammen, die euch bei eurem Frühstück zusähe. Und wenn nun gar alle die aus den Gräbern aufstünden, welche die Werkzeuge und Maschinen erfunden haben, mit denen sich heute unsere Versorgung so leicht und reichlich bewirken läßt — es wäre auf der ganzen Erde nicht Platz.

Und das Alles bloß wegen des Frühstücks — denn von den andern Mahlzeiten und von der Kleidung wage ich gar nicht einmal zu reden.

Sagt einmal ganz offen — habt ihr wohl morgens beim Kaffeetrinken schon jemals daran gedacht? Oder habt ihr bloß geschlürft und gedacht: „Ei, schmeckt das gut!“ Wißt ihr auch, daß solch gedankenloses Essen noch viel gefährlicher ist für den Menschen, als das schnelle Herunterschlingen der Speisen? Man gewöhnt sich nämlich dadurch überhaupt daran, zu vergessen, wie sehr ein jeder abhängt von seinen Mitmenschen und wie all unser äußeres Glück und Behagen und die Sicherheit unseres täglichen Lebens ein Geschenk der gemeinschaftlichen Arbeit von tausenden von Seelen und Händen ist. Wer das aber vergißt, oder wem das überhaupt niemals deutlich wird, der wird sich dann im Leben so aufführen, als ob er allein da sei und überall die Menschen so behandeln, daß sie Lust und Freude daran verlieren, für ihn zu arbeiten. Er wird mit plumpen Händen das feine Gewebe der Leistungen und Gegengaben zerreißen. Er wird undankbar nach allen Seiten werden — denn wer auf einem Auge blind wird, der verliert nur zu leicht auch das zweite — er wird auch die Liebe seiner Eltern und seiner Freunde ruhig hinnehmen, ohne bei der Gabe an den Geber zu denken. Dankbar kommt nämlich von Denken und bedeutet eben gerade, daß man nicht alles so gedankenlos einschlürft wie der Walfisch das Wasser, sondern sieht, wie alles zusammenhängt und wie ohnmächtig man durch sich selber ist. Undankbare Menschen aber werden früher oder später ausgestoßen so wie Fremdstoffe aus dem Körper, sie passen nicht in das menschliche Leben — denn der ganze Bau der Gesellschaft ruht auf Gemeinschaft, und Gegenseitigkeit und der Kitt ist die Dankbarkeit, ohne die alles zusammenbrechen müßte. Und wenn es irgendwo einmal kracht und ächzt im Bau der Gesellschaft und die Fugen sich lockern, so könnt ihr sicher sein, es kommt daher, daß an irgend einer Stelle nicht genug Dankbarkeit sitzt.

Darum segnet schon euer Frühstück durch Dankbarkeit — denkt

wenigstens einmal an den Bäckerjungen, der euch die Nachtruhe opfert und morgens auf den kalten Straßen herumklappert — seid sicher, die Gewohnheit wird euch segensreich werden im ganzen Leben — weil sie nämlich die Gedanken und die Phantasie des Menschen daran gewöhnt, immer einen möglichst großen Teil des wirklichen Lebens vor Augen zu haben und nicht bloß einen winzigen Ausschnitt. In manchen Familien spricht man ein Tischgebet: „Komm, Herr Jesus, sei unser Gast und segne, was du uns bescheret hast". Das ist gewiß ein schöner Brauch — aber wißt ihr auch, daß unser Essen nur dann gesegnet wird durch Jesus Christus, wenn wir dankbar an alle die Menschen denken, die mit ihrer Hände Arbeit unsere Nahrungsmittel erzeugt und bereitet haben?

Wer so der Arbeit gedenkt, der kann nie mehr hochmütig und gedankenlos handeln, wo immer er mit Arbeitern zu tun hat. Er wird den einfachsten Handlanger ehren, weil seine Arbeit für das Ganze ebenso unentbehrlich ist wie die Berechnungen des Leiters — er wird Platz machen, wenn ihm ein beladener und bepackter Arbeiter begegnet, statt es ruhig anzunehmen, daß dieser seinetwegen einen Umweg macht; er wird aufstehen in der Tram, wenn Arbeiter schwer ermüdet von der Arbeit heimkehren und keinen Platz mehr finden — er wird die Leute nicht draußen im Korridor stehen und warten lassen, sondern ihnen einen Stuhl hintragen. Und er wird seinen Hut vor ihnen mindestens so tief ziehen wie sie vor ihm — kurz, er wird durch jedes Wort und jedes Tun zeigen, daß er zu dem Orden der Eingeweihten gehört und nicht zu den Stumpfen und Blinden, die ihre Suppe einlöffeln und ihre Kleider anziehen genau so gleichgültig, wie die Pferde im Stall ihren Hafer käuen und sich ihr Geschirr anlegen lassen.

Das Leben der Eingeweihten ist ein frommes und seliges Leben, denn alle Dankbarkeit macht fromm und selig.

---

3. Wem wir unser geistiges Leben verdanken.

Wir haben neulich gesehen, wieviel Menschen an allen Enden der Welt für unser leibliches Dasein zusammenarbeiten müssen. Wie

ist es denn nun mit den geistigen Gütern, mit unserm Wissen und unserm Gewissen, mit den Kunstwerken und den Dichtungen — kurz, mit allem, was unsere Seele reich und tüchtig macht und unser Herz erquickt und erhebt? Verdanken wir es nur uns selbst? oder nur den Menschen unserer Stadt oder unserer Heimat?

Beginnen wir einmal mit der Bibel. Waren etwa Moses und die Propheten und die Apostel Deutsche oder Schweizer? Und waren nicht die Begründer der christlichen Kirche meist Römer und Griechen? Waren nicht irische Mönche die ersten, welche das Christentum nach Germanien und Helvetien trugen und von ihren Klöstern aus die Wälder ausrodeten und Gesittung verbreiteten?

Dann betrachtet die Herkunft unseres Wissens. Heilkunde, Chemie und Physik — wer kennt die Völker, zählt die Namen, die da alle zusammenarbeiten? Wieviel Völker haben allein schon an der ältesten Wissenschaft, der Astronomie, gearbeitet? Chinesen, Assyrier, Ägypter, Griechen — und Alles, was wir wissen, das entstammt wiederum dem gemeinsamen Beobachten und Nachdenken aller zivilisierten Nationen der Erde. Einer lernt vom andern, und an der Entdeckung eines wichtigen Sternes oder an der Berechnung seiner Bahn arbeiten oft die Sternwarten mehrerer Länder gleichzeitig zusammen. Ihr lernt heute, daß sich die Erde um die Sonne bewegt, und lächelt mitleidig über die alten Zeiten, in denen man noch meinte, die Sonne kreise um unsere kleine Erde. Aber denkt ihr wohl auch daran, wieviel Menschen sich das Hirn zersonnen und kopfschüttelnd ihre Beobachtungen verglichen haben, bis endlich einer auf den Gedanken kam, daß sich alle Schwierigkeiten lösten, wenn man annähme, die Erde kreise um die Sonne? Das war ein alter Grieche, namens Aristarch. Und dessen Lehre konnte natürlich nicht ohne Prüfung angenommen werden, sondern es mußte erst ein Anderer kommen, der noch einmal ganz genau bis ins Kleinste ausrechnete, wie wohl Alles zusammenpaßte, wenn man annähme, die Sonne bewege sich um die Erde. Das war ein Grieche, Ptolemäus. Und ehe man endlich ein-

sah, daß die wirkliche Welt nicht zu dieser Annahme stimme — da vergingen wieder viele Jahrhunderte, bis endlich der deutsche Domherr Copernikus eine Riesenrechnung ausführte, um zu zeigen, daß sich die Erde um die Sonne bewege. Von seinem Sterbebette schickte er die Arbeit an den Papst. Und von da vergingen wieder Jahrhunderte, bis seine Lehre angenommen wurde — ja man verbrannte zuerst diejenigen Männer oder kerkerte sie ein, welche die neue Wahrheit zu ungestüm und ohne Schonung für die am alten Glauben Hängenden verkündigten. Also schwer erkauft ist die Wahrheit, die ihr heute in einer Minute erfahrt — ja, wenn man alle die durchwachten Nächte zusammenzählen würde, die sie gekostet hat, von Anbeginn aller Sternwissenschaft an, es gäbe wohl weit über eine Million Nächte — ägyptische, babylonische, indische, griechische, englische, französische, skandinavische, deutsche und italienische Nächte. Wären diese Nächte nicht durchwacht worden, dann hätten wir nicht nur eine wichtige Wahrheit nicht gefunden, sondern es wäre auch das Verlangen nach Wahrheit und die Freude an der gewissenhaften Arbeit nicht so lebendig in unseren Seelen — das alles stammt aus jenen Nächten. Ja, denkt nur daran, wie es in der Welt aussehen würde, wenn die Menschen seit Schöpfung der Welt Nachts nur geschnarcht oder Feste gefeiert und sich betrunken hätten! Wenn wir immer daran dächten, wie eigentlich all unser höchstes Wissen aus stillen und heiligen Nächten stammt — alles, was Menschen erlöst und befreit hat —, wir würden es uns zu Herzen nehmen und nicht alle unsere Wünsche mit so viel Lärm und Geschrei durchzusetzen suchen. —

Nun aber leben wir nicht nur von der Wissenschaft, sondern auch von der Kunst. Wer von euch jemals in einem Museum war oder in einer Gemäldegalerie, der wird wissen, wie wir auch hier von allen Völkern beschenkt wurden und dasselbe ist's im Reiche der Dichtung. Und auch unsere eigenen großen Dichter verdanken einen großen Teil ihres Gedankenreichtums den Gaben, die sie selbst von England, Frankreich, Italien und Griechenland empfingen.

Ja wahrlich, in unsern Adern kreist das Blut der ganzen Menschheit! Wir sind nicht allein — wir können uns nicht trennen von ihr, sie ist unsere gemeinsame Mutter. Daran laßt uns denken, wo immer wir einem ihrer Söhne begegnen — unsern Geschwistern.

---

4. Das Vaterland.

Ihr habt euch gewiß gewundert, daß ich noch gar nicht mit euch über die Liebe zu den Eltern gesprochen habe. Ich tat es deshalb nicht, weil ich es gar nicht nötig finde, daß man darüber überhaupt noch spricht. Wer keine Liebe zu seinen Eltern hat, mit dem kann man überhaupt von nichts sprechen. Es wäre, als wollte man zu einem Steine reden. Wie man dagegen seine Eltern lieben und was man tun kann, um seine Liebe zu beweisen — darüber haben wir noch mancherlei zu sprechen.

Ebensowenig wie ich hier das Gebot der Elternliebe behandelt habe — ebensowenig mag ich eigentlich über die Vaterlandsliebe reden. Denn ich kann mir gar keinen Menschen vorstellen, der nicht mit ganzem Herzen hinge an der heimatlichen Erde und an den heimatlichen Menschen, der das Volk nicht liebte, dessen Wesen er eingeatmet hat von früh auf wie die Luft seines Himmelsstriches, in dessen Sprache ihm jede Zärtlichkeit und jeder Trost gesagt worden ist — das Volk, dessen Menschen ihm sind wie Geschwister, weil er gemeinsame Erinnerungen mit ihnen hat, gemeinsame Feste und gemeinsame Trauer. Der Mensch ist nicht nur ein Kind seiner Eltern, sondern auch ein Kind seines Landes, seinen Volkes und dessen Geschichte — und darum stimmen wir von ganzer Seele in die Worte Schillers: „Ans Vaterland, ans teure schließ dich an — das halte fest mit deinem ganzen Herzen!"

Da es nun aber für jeden Menschen das Allernatürlichste ist, sein Vaterland zu lieben und hochzuhalten, so ist es für uns alle sehr wichtig, darauf zu achten, daß wir in der Liebe für unser Vaterland nicht etwa ungerecht und anmaßend gegenüber andern Ländern werden.

Gerade weil die Rücksicht und die Gerechtigkeit gegenüber den fremden Völkern uns gar nicht natürlich ist — darum müssen wir durch feineres Nachdenken unsere Gefühle ein wenig erziehen und ausweiten. Was meine ich wohl vor allem mit dem feineren Nachdenken? Über welche Art von Gedankenlosigkeit haben wir in den letzten Stunden so viel gesprochen? Wir sahen, wie kurzsichtig viele Menschen sind, indem sie nur ihre allernächsten Wohltäter ins Auge fassen, aber nichts von den Tausenden von fernen Gebern ahnen, denen sie den Schmuck und die Sicherheit ihres Daseins verdanken. Bei solcher Unwissenheit ist es dann auch kein Wunder, wenn in ihrem Herzen gar kein Gefühl der Dankbarkeit gegenüber diesen Wohltätern lebt. Es ist gerade so, wie wenn ihr zu Weihnachten irgend ein herrliches Geschenk bescheert bekommt. Ihr ratet aber nicht, von wem es kam, und so könnt ihr natürlich dem Geber auch keinen Dank bezeigen, selbst wenn er dicht neben euch steht mit einem geheimnisvollen Gesicht. Fällt der Schleier aber und wird er entlarvt, dann fliegt ihr ihm um den Hals. Nun haben wir in den letzten Stunden den Schleier von den tausend fernen Wohltätern genommen, von denen euer leibliches und geistiges Leben gespeist und beschenkt wird. Um den Hals fliegen könnt ihr ihnen nun nicht — aber nicht wahr, es wird euch so warm und dankbar zu Mute werden, daß ihr niemals mehr verächtlich und feindlich von ihnen reden oder so tun mögt, als sei euer Vaterland alles durch sich und sei niemandem etwas schuldig und brauche auf niemand Rücksicht zu nehmen. Solche Art zu reden werdet ihr denen überlassen, denen der Schleier noch nicht genommen ist, den Blinden und Kurzsichtigen. Je gebildeter ein Mensch ist, um so bescheidener ist er, denn desto mehr weiß er, wie wenig er sich allein verdankt und wie groß die Zahl seiner Wohltäter ist. Und je größer und gebildeter ein Volk ist, um so weniger wird es sich überheben und um so bescheidener wird es von seinen eigenen Gaben und Taten reden.

Verantwortlichkeit.

1. Soll ich meines Bruders Hüter sein?

Wenn eure Eltern einmal einen längeren Spaziergang machen und euren kleinen Bruder dann unter eurem Schutz zurücklassen, so sagen sie: „Wir vertrauen ihn dir an, du bist jetzt verantwortlich dafür, daß ihm nichts passiert." Was heißt das „Verantwortlich"? Es heißt: Wenn ihm in dieser Zeit irgend etwas zustößt, so bist du schuld, denn von deiner Aufmerksamkeit hängt es ab, daß er nichts tut, wobei er sich beschädigen kann — oder daß er nicht etwa von Hause fortläuft und sich verirrt. Wenn nun aber ein Gewitter kommt und erschlägt ihn in der Stube — seid ihr dann auch verantwortlich? Warum nicht? Weil es nicht in eurer Hand liegt, wohin der Blitz schlägt. Also verantwortlich werdet ihr nur gemacht, wenn die Ursache eines Unglückes in einer Nachlässigkeit oder einem Fehler von euch liegt. Glaubt ihr nun, daß ihr für eure Geschwister nur dann verantwortlich seid, wenn sie euch gerade besonders von der Mutter zum Hüten anvertraut sind? Oder glaubt ihr, daß ihr nur verantwortlich dafür seid, daß ihrem Körper nichts passiert? Gewiß nicht. Wie von der Sonne beständig Licht und Wärme in die Welt strömen, so strömt von eurem Beispiel ununterbrochen eine Kraft aus, welche die Andern im Guten oder Schlechten bestärkt und ermutigt. Wenn ihr etwas Gutes und Feines sagt oder tut, so ist es, als ob ihr euren Geschwistern den Arm reicht und ihnen helft — wenn ihr Schlechtes tut, so ist es, als ob ihr ihnen ein Bein stelltet, daß sie

fallen. Nichts tut ihr im Grunde allein, sondern all euer Benehmen, all eure Angewohnheiten sind zugleich eine Gabe für Andere. Könnt ihr mir dafür einige Beispiele finden? Nicht wahr, wer schmutzige Worte im Munde führt, der steckt Andere damit an und wer mit schmutzigen Händen zu Tische oder in die Schule kommt, der verführt auch die Andern, das Gleiche zu tun. Bei Allem, was der Mensch tut, sieht er sich um, ob er wohl Gesellschaft hat, und sobald er Einen sieht, der es so macht wie er, dann ist er beruhigt. Wenn jeder Mensch wüßte, daß er ein König ist, auf den die Andern sehen und nach dem sie sich richten, dann würde er sich ganz anders zusammennehmen und sein Scepter ergreifen, um seinen königlichen Einfluß zum Guten zu wenden. Habt ihr einmal beobachtet, wie schon das bloße Gähnen ansteckt, ganz ohne daß man es absichtlich nachahmt? Es ist, als ob zahlreiche unsichtbare Leitungsdrähte von einem Menschen zum andern führten und den Austausch besorgten, selbst wenn man es gar nicht will. Dafür könnte ich noch viele Beispiele geben — aber es ist besser, wenn ihr es selber einmal beobachtet und euch danach richtet. Jedenfalls seht ihr, man ist seines Bruders Hüter, auch wenn man gar nicht extra dazu ernannt ist. Und man kann ihn nur richtig hüten, wenn man weiß, wie viel er Einem abguckt und wie ansteckend alles ist, was man tut und sagt.

Beim Hüten kommt es aber nicht bloß darauf an, daß man seinem Bruder selber ein gutes Beispiel gibt, sondern ihn auch vor der Versuchung bewahrt. Wenn euch z. B. aufgetragen wird, Acht darauf zu geben, daß der Kleine sich nicht in Abwesenheit der Mutter den Magen verdirbt oder ein Bein bricht — werdet ihr dann einen Teller mit Chokolade auf den Tisch stellen oder ihn auf der Treppe spielen lassen? Nein, im Gegenteil, ihr werdet die Süßigkeiten verstecken und ihm irgend etwas erzählen oder ihn spielen lassen, wobei er von allen schlechten oder gefährlichen Dingen abgelenkt wird. Da ihr aber nicht bloß den Magen und die Beine eures Bruders zu behüten habt, sondern auch sein Herz und seine Seele — müßt ihr

da nicht noch viel vorsichtiger sein? Denkt einmal, euer Bruder hätte große Anlagen zum Jähzornigwerden, und eure Eltern fürchten, das könne ihm später im Leben noch einmal furchtbares Unglück anrichten. Wenn ihr nun allein mit ihm seid, wie werdet ihr ihn behüten? Werdet ihr ihn beständig reizen, damit ihm die Zornanfälle immer mehr zur Gewohnheit werden? Nein — ihr werdet jede Gelegenheit vermeiden und ihn ablenken von Allem, was ihn außer sich bringt, denn sonst könntet ihr auch einmal verantwortlich dafür gemacht werden, wenn die Anlage bei ihm zu einer krankhaften Gewohnheit wird, die ihm im Leben schwere Not bereitet.

Als ich einmal in der Sonntagsstunde den Knaben gesagt hatte, daß sie sich selbst beherrschen und niemals ihre Schwester grob anfahren sollten, da sah ich, wie sich die Mädchen nach ihnen umdrehten, als wollten sie sagen: „Seht ihr wohl, ihr Schlingels, da habt ihr's, der sagt's euch einmal"! Und nachher hörte ich, eine Schwester habe ihren Bruder den ganzen Heimweg über gekniffen und immer dazu gesagt: „Beherrsch dich doch". Das klingt sehr lustig, man muß es aber doch sehr ernst nehmen, denn es zeigt, daß die Schwestern nicht daran dachten, daß sie auch verantwortlich seien für die Angewohnheiten ihrer Brüder. Wenn eine Schwester ihren Bruder beständig plagt und reizt und er dann die Selbstbeherrschung verliert, so ist sie mitschuldig daran, daß sein Zorn immer ungezähmter in ihm wird. Ich habe euch einmal von Pestalozzis Zukunftstraum erzählt: Er wünschte, daß künftig nicht nur die Diebe bestraft und ins Gefängnis gesteckt würden, sondern daß sie dort bedient würden von all denen, durch die sie in Versuchung geführt wurden. Nun stellt euch einmal vor, ihr reiztet euren Bruder so oft, daß die Aufgeregtheit und die Heftigkeit bei ihm zur festeingewurzelten Gewohnheit würde und er täte dann später in der Wut einmal etwas, wofür er in's Gefängnis müßte — würde euch nicht das Gewissen schlagen? Würdet ihr nicht meinen, ihr müßtet auch auf der Anklagebank sitzen, da euer Benehmen seine Reizbarkeit immer größer gemacht hat?

Ihr erinnert euch vielleicht aus der Odyssee an die Zauberin Circe, die mit ihrem Zauberstabe die Gefährten des Odysseus in Schweine verwandelte. Jeder Mensch hat im Grunde einen solchen Zauberstab, mit dem er diejenigen verwandeln kann, die mit ihm in Berührung kommen. Wer selber unrein ist, verwandelt auch seine Mitmenschen durch seinen Umgang nur zu leicht in Schweinchen. Viele kleine Schwestern verwandeln ihre Brüder durch fortwährendes Sticheln und Ärgern in bellende Hunde oder wildgewordene Büffel, darum sage ich: Nicht bloß die Schwestern sind den Brüdern anvertraut, sondern auch die Brüder den Schwestern, selbst wenn diese viel jünger sind. Denn ob der Bruder ein liebevoller und edler Mensch wird — das hängt nicht nur von seinen angeborenen Eigenschaften ab und von seiner Erziehung durch die Eltern, sondern auch davon, ob seine Geschwister sich Mühe geben, immer nur bei seinen guten Eigenschaften anzuklopfen und nicht das Wilde und Rohe in ihm zu reizen. Denn je öfter er gereizt wird, um so aufgeregter wird er, wie auch ein Muskel stärker wird, je mehr man ihn übt, oder ein Geleise tiefer, je mehr man darauf fährt. Erinnert euch daran, wie es geht, wenn man Abends beim Einschlafen husten muß. Verkneift man es sich gleich, dann geht es bald vorüber — jedes neue Husten aber macht das Verkneifen schon schwerer, weil der Hals dadurch immer wieder mehr gerötet und gereizt wird. So ists auch mit dem Jähzorn. Jeder neue Wutanfall macht es schon schwerer, den nächsten zu verkneifen, weil die Nerven eben immer empfindlicher und unfähiger zum Widerstand werden. Darum sollte man immer schonend mit reizbaren Menschen umgehen. Viele Schwestern aber machen es mit ihren Brüdern wie mit Kettenhunden, die sie zum Bellen reizen wollen und darum „ks ks" rufen. Meint ihr aber nicht, daß es viel schöner ist, wenn eine Schwester immer still zu sich sagt: „Ich will meines Bruders Hüter sein"?

---

2. Die Erziehung unserer jüngeren Geschwister.

Wenn die Indier wilde Elefanten zähmen wollen, wißt ihr, was sie dann tun? Sie sperren ein paar zahme Elefanten mit ihnen zusammen — durch diese werden die wilden in kürzester Zeit gezähmt. Bei den Menschen sollte es eigentlich auch so sein. Wenn ein Vater und eine Mutter 1—2 Kinder erzogen haben, so sollte man meinen, sie brauchten sich um die Erziehung der nachfolgenden Kinder überhaupt nicht mehr zu kümmern, sondern sie brauchten bloß darauf zu vertrauen, daß die wilden von den gezähmten erzogen werden. Leider aber ist es sehr selten so. Oft werden die wilden Elefanten von den zahmen sogar noch wilder gemacht, weil diese ihre Stärke ausnutzen, um ihnen Spielsachen und Bücher wegzunehmen, Schabernack mit ihnen zu treiben oder an ihnen herumzukommandieren, als wären es ihre gekauften Packtiere. Darum sind die jüngeren Geschwister oft sehr schlecht dran. Sie werden schlecht fürs Leben vorbereitet, denn ihre Eltern können sich nicht mehr soviel mit jedem Einzelnen abgeben und auf ihn aufpassen, wie es beim Erstgeborenen der Fall war. Und die älteren Geschwister helfen ihnen auch nicht zum Guten, und so werden sie leicht rechte Nichtsnutze und gewöhnen sich Allerlei an, was man später nicht mehr ausrotten kann.

Wer von euch nun findet, daß ältere Geschwister, schon um den Eltern eine Freude zu machen, sich recht sorgfältig der Erziehung ihrer jüngeren Brüder und Schwestern annehmen sollten, dem möchte ich heute ein paar Ratschläge geben. Denn das werdet ihr wohl schon wissen — so einfach ist es nicht mit solch einer Geschwistererziehung. Man kann nicht zu seinem jüngeren Bruder sagen: „Komm her, ich will dich erziehen, hier hast du eine Ohrfeige fürs Lügen und da eine fürs Naschen". Man braucht sogar vielleicht eine größere Kunst als die Eltern; denn man muß sich den Respekt erst mühsam erobern, während er den Eltern von Natur gezollt wird.

Darum ist es zunächst die Hauptsache, daß die älteren Geschwister nicht gleich damit anfangen, daß ihnen die jüngeren gehorchen sollen. Damit verdirbt man sich von vornherein das Spiel. Die Jüngeren argwöhnen dann, es komme den Älteren bloß darauf an, zu kommandieren und König zu spielen — und dazu wollen sie sich nicht hergeben. Nein — ihr müßt euch als gute Freunde bei ihnen anmelden und dann so mit ihnen umgehen, daß sie euch schließlich ganz von selbst gehorchen.

Die Hauptkunst beim Erziehen ist überhaupt nicht das Tadeln und Schelten, sondern das Erleichtern des Weges zum Guten. Man muß im Anderen den Wunsch erregen, das Rechte zu tun. Aufrichten muß man ihn, nicht niederschlagen. Ich will euch das an einem Beispiel klarmachen: Wenn ihr mit eurem jüngeren Bruder spazieren geht, und er wird eine Stunde vor der Wohnung schon todmüde, so werdet ihr ihm sicher nicht helfen, wenn ihr ihn „Faulpelz“ oder „Muttersöhnchen“ und dergl. schimpft. Nein, ihr müßt seinen Ehrgeiz wachrufen, sich als Held zu zeigen und dann gerade doppelt stramm nach Hause einzurücken. Das belebt ihn. So ists nun auch mit schlechten Gewohnheiten. Ertappt ihr ihn beim Naschen, so ist es keine Erziehung, wenn ihr ihn „traurigen Schlecker“ und „Naschkatze“ und „Süßhahn“ nennt. Dann denkt er höchstens: „Gut, bin ich das, dann bin ich's eben und werde mich auch so betragen“. Nein — ihr müßt in seinem eigenen Innern Hilfskräfte erwecken gegen seine Begehrlichkeit. Ihr müßt das Verlangen nach Selbstbeherrschung in ihm erzeugen dadurch, daß ihr ihm zu zeigen versteht und ihn kosten laßt, daß sie noch süßer ist als Chokolade und vor allem einen so schönen Nachgeschmack hat. Sagt ihm z. B.: „Lieber Hans, wenn du dich einmal überwunden und nicht vom Kuchenteller genascht hast, obwohl er dir schutzlos preisgegeben war, oder beim Konditor vorübergegangen bist, obwohl es dich mit tausend Fäden hineinzog, dann sage es mir, ich will dir dann etwas erzählen. Am nächsten Tage kommt Hans stolz herein. „Hans, zeig' mal deine

Armmuskeln" — „Da sind sie" — „Wirklich großartig, wie kommst du kleiner Knirps denn zu solchen Muskeln?"

„Ich ziehe jeden Tag zehnmal Klimm."

„Allen Respekt. Man sollte das gar nicht glauben. Deinem Mund und deinem Schritt sieht man die Kraft noch nicht an, die sind beide noch recht wabbelig."

„Wirklich? Ja, aber wie soll ich das ändern? Soll ich recht aufstampfen und den Mund zukneifen?"

„Das würde gar nichts helfen und es merkt auch jeder die Absicht und lacht darüber. Nein, du hast Innen noch nicht genug Kraft, davon kommt's. Du hast dich selbst noch nicht in der Gewalt. Heute zum ersten Male als du kamst, war eine ganz neue Festigkeit in deinem Schritt und auch dein Mund scheint mir schon etwas fester zu sitzen. Ich weiß, es kommt daher, du hast dich heut zum erstenmal selbst beherrscht. Hip Hip Hip Hurrah! Benutze den Konditor jetzt zum Klimmziehen, ich meine, um die Muskeln deiner Selbstbeherrschung zu stärken!" Hans springt nach dieser Unterhaltung hinaus und man hört seinem Schritt den Stolz an. Und diesen edeln Stolz der Selbstbeherrschung müßt ihr in ihm nähren. Habt ihr zufällig in euren Büchern das Bild eines römischen Triumphzuges, z. B. des Germanikus, so zeigt es ihm abends noch einmal und sagt: „Schau Hans, das bist du, da vorn auf dem Pferd und die gebundenen Sklaven dahinten, das sind die unterworfenen Völkerschaften, deine Schleckergelüste. Heil dir, siegreicher Cäsar! Und wer sind die Frauen dort, die von allen Seiten winken und dem Cäsar Rosen streuen? Es sind deine guten Eigenschaften, die du von dem Feinde befreit hast und die nun wieder ihres Lebens froh werden nach langer Angst. Heil Cäsar, heil!" Hans ist ganz beschämt, aber er schlürft den Vergleich ein wie eine Tasse Chokolade. Es schmeckt ihm. Er wird sich die Freude nun öfter verschaffen.

Ein recht schwieriger Fall ist es, wenn jüngere Geschwister ins Lügen kommen. Aber gerade ein Fall für die älteren Geschwister.

Denn die Lügen kommen oft aus Furcht vor dem, was die Eltern sagen werden. Da ist nun nichts wichtiger, als daß ihr euch das volle Vertrauen bei den jüngeren erwerbt, so daß sie euch nichts verschweigen. Ihr dürft sie also nicht verächtlich behandeln und den Verkehr mit ihnen abbrechen, wenn sie gelogen haben, sondern müßt sie erst recht ans Herz nehmen und so tun, als handle es sich bei der Lüge um ein Unglück, das euch Beide getroffen hat und ihr suchtet jetzt zusammen einen Ausweg, wie es künftig zu vermeiden. Das Schlimmste ist, in solchem Falle etwa zu sagen: „Jetzt glaub' ich dir nichts mehr", — nein, im Gegenteil. Vertrauen ehrt. In England gab es einmal eine ganz verlogene Schule. Da kam ein neuer Direktor. Der glaubte jedem aufs Wort, da hieß es bald: „Dem darf man nichts aufbinden" und er rettete die ganze Schule. Das Ehrgefühl ist eben das einzige Rettungsseil, an dem sich ein Mensch emporziehen kann, und wenn man das abschneidet, so fällt er rettungslos ins Wasser. Die rechte Hilfe ist also, daß ihr euch vor Allem an das Verlangen nach Tapferkeit in eurem Bruder wendet und dann überhaupt ruhig mit ihm über die Lüge und ihre Folgen sprecht — und ihn bittet, euch jedesmal zu berichten, wenn ihm wieder einmal eine Unwahrheit entglitten ist. Solltet ihr an der gleichen Krankheit leiden, so könnt ihr euch gegenseitig beichten und euch gegenseitig stützen — das geht noch besser. Nur nicht euch als Tugendheld aufspielen — darüber weiß der Bruder doch schon Bescheid. Übrigens muß man bei sehr kleinen Kindern auch nicht vergessen, daß sie noch gar nicht recht einsehen, warum sie nicht lügen sollen, da es ihnen doch scheinbar etwas Unangenehmes erspart — da müßt ihr euch eben Mühe geben, ihnen das ruhig auseinander zu setzen.

Gegenüber kleineren Schwächen und Unarten ist auch immer die Hauptsache, daß man nicht schilt und tadelt, wenn die Unart da ist, sondern lieber lobt und ermutigt, wenn einmal das Richtige getan wird. Z. B. nicht „Heulmaier" usw. rufen, wenn Max einmal

schreit beim Sturze, sondern ihn loben, wenn er sich einmal die Zähne zusammenbeißt, obgleich es sehr weh tat.

Oder stellt euch einmal den Fall vor: Eine ältere Schwester hat sich ihre Freundinnen eingeladen und trinkt gerade recht feierlich in ihrer Stube mit ihnen Kaffee, da schlägt ihr jüngerer Bruder donnernd mit der Faust an die Tür oder stört ihre Gesellschaft durch andere Flegeleien. Was soll sie tun? Die Polizei rufen? Nein, es bleibt ihr nichts übrig, als abzuwarten, bis er bei irgend einer Gelegenheit recht höflich in ihr Zimmer kommt oder ihren Freundinnen eine Gefälligkeit erweist — dann muß sie das recht hervorheben und etwa sagen: „Ja, was ist das, du hast dich wirklich verändert, fängst an, ritterlich zu werden — und wie gut dir das steht! Ich kenne dich gar nicht wieder!“ Durch solche Ermutigung wird ihm überhaupt die Ritterlichkeit und Manierlichkeit etwas Anziehendes und er wird seine Ehre darein setzen, das nächste Mal noch vornehmer aufzutreten, gerade so, wie er vorher seine Ehre darin sah, sich so flegelhaft wie möglich aufzuführen. Wie schön, wenn ihm dann die Schwester sagen kann: „Du bist in der Ritterlichkeit gewiß schon weiter als die meisten in deinem Alter — nur auf ein paar Dinge will ich dich noch aufmerksam machen.“

Zum Schluß noch ein Rat. Wenn ihr z. B. euren Bruder zur Selbstbeherrschung erziehen und ihm die Heftigkeit abgewöhnen wollt, so ist eines der allerwirksamsten Mittel, daß ihr ihn um Entschuldigung bittet, wenn ihr selbst einmal euch ihm gegenüber habt gehen lassen. „Fritz, wann ist deine Sprechstunde heute, ich möchte dich einmal besuchen.“ Dann kommt man und sagt: „Ich wollte dich nur um Entschuldigung bitten, daß ich heute zu heftig mit dir war. Es ist mir immer gräßlich leid, wenn mir einmal die Zunge durchgeht“. So etwas macht einen ungeheuren Eindruck auf die Kinder. „Wenn sogar er sich beugt vor dem Gebot der Selbstbeherrschung, dann muß ich es wohl auch“ denken sie. Entschuldigt ihr euch nicht, so denkt er einfach: „Selbstbeherrschung ist nur etwas für den Kleinen und

Schwachen, die Großen und Starken dürfen sich gehen lassen". Und da jeder Kleine ein Gernegroß ist, so ahmt er eben auch das Sich-gehenlassen nach. Sieht er aber, wie heilig es den Stärkern selbst ist, sich zusammenzunehmen, dann erscheint es ihm auch als ein Zeichen des Erwachsenseins, daß man sich beherrscht.

Begnadet ist jeder, der kleinere Geschwister zum Erziehen hat. Das ist viel, viel reicher an Freude, als einen eigenen kleinen Garten zu haben. So einem Menschen zum Wachsen zu helfen, ihm die schlechten Triebe wegschneiden, ihm guten Boden, Sonne und Wasser schaffen — und dann sehen, wie sich die Seele entfaltet — etwas Schöneres gibt es nicht.

---

3. Die kleine Schraube.

Ein englischer Dichter erzählt einmal ein Märchen von einer ganz winzigen Schraube, die in einem riesigen Panzerschiff mit tausend andern ebenso kleinen Schrauben zwei große Stahlplatten miteinander verband. Diese kleine Schraube fing mitten in der Fahrt durch den indischen Ozean plötzlich an, etwas locker zu werden und drohte herauszufallen. Da sagten die nächsten Schrauben zu ihr: „Wenn du herausfällst, dann gehen wir auch." Und die Nägel unten am Schiffskörper sagten: „Uns wird es auch zu eng, wir lockern uns auch ein wenig." Als die großen eisernen Rippen das hörten, da riefen sie: „Um Gotteswillen bleibt, denn wenn ihr nicht mehr haltet, dann ist es um uns geschehen." Und das Gerücht von dem Vorhaben der kleinen Schraube verbreitete sich blitzschnell durch den ganzen riesigen Körper des Kolosses. Er ächzte und erbebte in allen Fugen. Da beschlossen sämtliche Rippen und Platten und Schrauben und auch die kleinsten Nägel eine gemeinsame Botschaft an die kleine Schraube zu senden, sie möge doch bleiben, denn sonst würde das ganze Schiff bersten und keines von ihnen die Heimat erreichen. Das schmeichelte dem Stolz der kleinen Schraube, daß ihr solch un-

geheure Bedeutung beigemessen wurde, und sie ließ sagen, sie wolle sitzen bleiben.

Wir haben das letzte Mal von der „Verantwortlichkeit" gesprochen. Da werdet ihr gewiß gleich wissen, warum ich euch diese Geschichte von der kleinen Schraube erzähle. Die kleine Schraube dachte, wenn sie sich's ein wenig bequem mache, so sei das nur ihre eigene Sache und gehe niemand etwas an. Aber an dem Entsetzen, das durch den ganzen Schiffskörper ging, mußte sie sofort merken, wie eigentlich das ganze Schiff von ihrem Beispiel abhing. Darum war sie mit verantwortlich. Denn das, was sie tat, das war von der größten Bedeutung für alle Teile des Schiffes. Und ist es nicht wirklich wahr, daß, wenn ein Nagel sich lockert, bald auch alle andern herausgleiten und die Lockerung immer weiter geht? Denn Eins hält das Andere. Und wenn nun das Schiff zugrunde gegangen wäre — vielleicht hätte die Schiffsgesellschaft dann Bankerott machen müssen und durch ihren Fall wären wieder zahlreiche andere mit ins Gleiten gekommen.

Ist es nun nicht genau so im menschlichen Leben? Ihr hört oft von den Menschen eines Landes oder eines Geschäftes sagen: sie sind treu und unbestechlich. Oder von Anderen: es ist kein Verlaß auf sie, alle sind käuflich. Glaubt ihr nun, daß solche Verderbnis etwa mit einem Mal beginnt? Nein, es lockert sich zuerst eine einzige Schraube. Ein Einziger nimmt ein kleines „Trinkgeld" an, eine ganz kleine Unregelmäßigkeit. Die Kollegen bemerken es und denken: warum sollen wir nicht auch unsere Einnahmen etwas verbessern? In ihren Gesprächen am Wirtshaustisch werden sie über Bestechlichkeit schon viel nachsichtiger reden als früher. „Man muß mitmachen, was überall Gebrauch ist", heißt es. „Man kann nicht rein bleiben wie ein Engel in diesem schmutzigen Leben." Und es dauert nicht lange, so ist Alles vergiftet. Leider geht es hier nicht so wie in dem Märchen von der Schraube, daß alle die Übrigen noch vor der Tat dem, der locker werden will, eine Botschaft schicken

können: „Um Gotteswillen, laß die Hand davon, wenn du nicht fest bleibst, so geht auch unser Gewissen in die Brüche!“ Das Beispiel geht langsam weiter wie schleichendes Gift und der Letzte wird erst angesteckt, wenn der Erste schon wieder eine neue und schlimmere Unregelmäßigkeit plant. Aber jeder, der so im Kleinen untreu werden will, der sollte sich in der Phantasie vorstellen, es kämen wirklich alle die Andern in langem Zuge zu ihm gegangen und bäten ihn auf den Knien, nicht das erste böse Beispiel zu geben, und hinter ihnen kämen die Frauen und die Kinder, die entehrt werden durch die Gewissenlosigkeit des Vaters, entehrt und des festen, treuen Vaterauges beraubt — und dahinter steht noch eine unabsehbare Menschenmenge, das sind Alle die, auf welche das böse Beispiel der gelockerten Treue herabtropft und sie irre macht an der Ehrlichkeit und der gelobten Pflicht. Ein Dichter hat einmal gesagt, die schrecklichste Strafe in der Hölle, schlimmer als Gebratenwerden und mit Zangen gezwickt zu werden, das sei, wenn Einer vom Himmel aus einst alles das mitansehen müßte, was auf der Erde aus seinen Übeltaten, ja schon aus seinen kleinsten Fehltritten folge. Die unendliche Kette von Not und Jammer und Gewissensverirrung von oben mitansehen und sich sagen zu müssen: du bist verantwortlich, du hast den Stein ins Rollen gebracht — das sei doch das Furchtbarste, was man sich ausdenken könne.

Es wäre wohl gewiß das Beste für uns Alle, daß wir die Folgen unserer Taten nicht erst dann sehen, wenn nichts mehr zu ändern ist und das böse Gewissen wie ein elektrischer Scheinwerfer ein Stück der Kette nach dem andern beleuchtet, sondern lieber vorher, bevor sie getan sind. Ach, wieviel Törichtes und Schlechtes bliebe ungetan, wenn wir, solange wir bei gesunden Sinnen sind, ein bischen mehr studierten, wie in den menschlichen Handlungen Eins aus dem Andern folgt und wie jeder Mensch das Schicksal und die Vorsehung seines Nebenmenschen ist!

Ihr habt gewiß schon in den griechischen Sagen gelesen von

Familien, auf denen ein alter Fluch lagerte, wie z. B. auf der Familie des Agamemnon, wo eine Bluttat der andern folgte. Dieser Fluch besteht nicht nur in der Vererbung des Bösen, sondern auch darin, daß das furchtbare Beispiel, das irgend ein Stammesvater der Familie gegeben hat, die Nachkommen immer aufs Neue verführt und irre macht — so wie der Mensch schwindlig wird und seinen Halt verliert, wenn er an einen ungeheuren Abgrund tritt.

Was ich euch hier von der Familie und vorhin von den Angestellten sagte, das könnt ihr am besten in eurem Schulleben beobachten. Nämlich wie verantwortlich jeder mit seinem Beispiel ist und wie Viele von ihm abhängen, auch ohne daß er Direktor oder Oberlehrer ist. Ich erinnere mich aus meiner Schulzeit, daß ein älterer Schüler in unserer Klasse in kurzer Zeit die ganze Klasse mit seinen schmutzigen Redensarten angesteckt hatte. In jedem Menschen, auch wenn er noch so gut erzogen ist, lauert ein kleiner Schmutzfink, der unterhalten sein will — und trotzdem hat jeder daneben ein besseres Ich, das sich schämt und das erste Wort nicht hinauslassen will — aber sowie einer den Anfang macht und die gute Scheu überwindet, dann folgen die Andern reißend schnell. Ebenso hat aber auch das gute Beispiel eine wunderbare Gewalt. Es wirkt wie ein Zauber. In einer deutschen Stadt brach einmal im Theater während der Vorstellung Feuer aus. Das Publikum stürzte den Ausgängen zu und die Gefahr drohte, daß bei dem wahnsinnigen Drängen Hunderte gequetscht und zertreten würden. Da blieb der Großherzog ruhig auf seinem Platze und befahl, daß die Musik weiterspielen solle. Dies Beispiel wirkte so, daß das Publikum sich sofort wieder beruhigte und in größter Ordnung das Theater verließ. Ihr erinnert euch auch vielleicht an Ähnliches in eurem Leben. In der Schule z. B. habe ich manchmal beobachtet, wenn z. B. eine Gruppe von Buben zusammensteht und einer kommt dazu und erzählt eine unanständige Geschichte, so erwartet er natürlich, daß alle in Gelächter ausbrechen. Geschieht das, so freut er sich und wird die Geschichte

weitertragen. Ist aber auch nur ein Einziger darunter, der nicht lacht, sondern ein ernstes Gesicht macht, so wird ihn das sehr verlegen machen und ihn innerlich beschämen und die Andern auch. Vielleicht lassen sie es nicht merken und hänseln den, der nicht lacht — aber im Innern wirkt es doch. Wer immer daran denkt, wieviele Menschen ihm in jedem Augenblick anvertraut sind und wie jeder immer den Andern beobachtet, was der wohl sagt oder tut, der kann einen wahrhaft segensreichen Einfluß in seinem Kreise ausüben.

---

4. Wieviel Menschen wir beeinflussen.

In euren Jugendromanen habt ihr gewiß einmal von einem König oder einem Minister — oder auch von dem Kapitän eines Schiffes gelesen: „Er brach fast zusammen unter der Last seiner Verantwortlichkeit." Was ist damit gemeint? Von seiner Besonnenheit und seiner Weitsichtigkeit hing das Wohl so vieler Menschen ab, daß er beständig in Angst war, ob er auch wirklich das Richtige tue. Denn durch eine einzige falsche Handlung oder ein Vergessen konnte er die Ursache werden, daß Tausende ins Elend kamen. Oder stellt euch einen Arzt vor, der eine schwere Operation auszuführen hat. Der Kranke ist ein Familienvater, dessen ganze Familie ohne Ernährer bliebe, wenn die Operation mißglückte. Wie vorsichtig wird er den Schnitt führen, wie gewissenhaft wird er vorbeugen, daß ihm kein böser Zufall hineinpfuscht. Wenn ihr selber solche Menschen betrachtet, so seht ihr deutlich, wieviel Menschenglück oft von einem einzigen Menschen abhängt, wie er die Ursache von unendlichen vielen und großen Folgen sein kann.

Nun aber sagt einmal: Ist nicht eigentlich jeder, auch der kleinste und unscheinbarste Mensch eine Quelle von unendlich vielen und großen Wirkungen für Andere? auch für Viele, die er weder sieht, noch kennt? Stellt euch einen Teich vor, in dessen Mitte ein kleiner Stein geworfen wird. Es bilden sich Wellenringe, die immer größer werden,

und wenn man es genau messen könnte, so würde man die Wellen von ganz kleinen Steinen noch am fernsten Ufer spüren können — so wie man an feinen Meßinstrumenten noch ein Erdbeben spürt, das viele tausende Meilen von uns entfernt die Erde erschüttert hat. So ist es auch mit dem, was ein Mensch sagt und tut. Er wirft irgend ein Wort in eine Unterhaltung hinein — ein loses oder ein gutes — und nun zieht das Wort seine Wellenkreise, immer weiter und immer weiter; und Menschen, die er gar nicht kennt und nie gesehen hat, werden auf Umwegen davon berührt — im Guten oder im Bösen. Wenn ihr in einen Laden geht und etwas kauft, so glaubt nur nicht, daß der Verkäufer oder die Verkäuferin nur euer Geld bekommt und damit basta. Nein, sie werden von euch beeinflußt. Wenn ihr höflich und freundlich grüßt und bittet und euch entschuldigt, wenn ihr sie unnötig bemüht habt, euch bedankt, wenn sie für euch alle Kästen durchkramen, so werdet ihr auch sie feiner machen, ohne daß sie es selber wollen. Es fliegt ihnen an und indem sie es nachahmen, wirkt es verfeinernd auf sie. Ebenso mit Kellnern und Kellnerinnen. Wer laut und dreist nach ihnen ruft, womöglich auch gar noch „Pst, Pst", wie man Hunden ruft, und wer dann sein Essen oder Trinken so heran kommandiert, als habe er es mit dressierten Affen statt mit Menschen zu tun — der wird sie erniedrigen und ihr Ehrgefühl stumpf machen. Dadurch wird er aber mit schuld daran, wenn sie sich auch selber nicht mehr achten und demgemäß handeln. Wer aber seine Bestellungen bescheiden und respektvoll anbringt und sich für die Bedienung bedankt und beim Abdecken selber etwas mithilft, damit sich die Bedienenden nicht über den ganzen Tisch recken müssen, der übt einen edlen Einfluß aus und sei dieser auch noch so klein. Er stärkt das Ehrgefühl in den Menschen und macht sie froher und aufrechter in ihrem ganzen Wesen.

Auch wer krank in seinem Zimmer liegt und scheinbar ganz abgeschlossen von den Menschen ist, hat fortwährend den größten Einfluß auf die Menschen — oft sogar einen größeren als der Ge-

stunde. Wer stets das Beispiel der Geduld und Heiterkeit gibt und daran denkt, daß er nicht wegen jedes kleinen Wunsches die Andern Tag und Nacht springen läßt — der ist ein Lehrer für Gesunde und Kranke, auch wenn er kein Wort spricht, und ist ein Erzieher für Erwachsene, auch wenn er selbst noch ein Kind ist. Und der Wellenkreis seines Beispiels geht weit hinaus über die, welche ihn pflegen, und niemand weiß, an welches Ufer noch die Kunde von seiner Geduld anschlagen wird.

Auch durch die Art, wie wir über Andere urteilen, üben wir einen großen Einfluß aus. Wenn Jemand sich gewöhnt, das Lächerliche und Unangenehme an Andern schnell zu bemerken und zu besprechen, so denkt er leider meistens, das sei harmlos und gehe nur ihn selbst etwas an. Wenn er nur wüßte, wie viele Menschen nur darauf lauern, das Schwache und Komische an ihren Mitmenschen auszuspähen, damit sie sich dann über sie erhaben dünken können. Wer da mit schlechtem Reden und Klatschen vorangeht, der hat bald eine große Gefolgschaft hinter sich, sichtbar und unsichtbar. Aber er kann auf dies Gefolge nicht stolz sein. Denn das Erste, was ihm passiert, ist, daß man sich auch über ihn lustig macht und auch bei ihm nur das Schwarze sieht. Und wenn er einmal grell wie beim Blitz sehen könnte, wie er weithin die Menschen voneinander entfremdet und gegeneinander aufgebracht und mit gegenseitiger Geringschätzung erfüllt hat — er würde noch weniger stolz sein. Man sollte sich darum geradezu üben, im Gespräch über Andere immer nur die guten Seiten hervorzuheben und die Mängel freundlich zu erklären. Da kann man mit ein paar Worten oft unendlich viel Gutes stiften und Liebe in die Welt bringen. Ja, wenn ihr euch nur einmal vorstellt, wie oft am Tage ihr Gelegenheit habt, über einen Abwesenden etwas Gutes oder etwas Absprechendes zu sagen, da habt ihr eine Ahnung davon, wieviel der Mensch täglich durch ein bloßes Wort Segen oder Unsegen stiften kann und wie sehr verantwortlich darum seine Stellung ist.

5. Der Prügelknabe.

Ich habe einmal gelesen, daß es in früheren Jahrhunderten am Hofe des Königs in Frankreich Sitte war, daß der junge Prinz niemals selber Prügel bekam, wenn er irgend etwas Unartiges getan hatte oder faul gewesen war. Sondern es wurde irgend ein Knabe zu seiner Gesellschaft herausgesucht und dieser bekam dann in seiner Gegenwart die Prügel, die eigentlich der Königssohn verdient hatte. Man hoffte gerade dadurch einen großen Eindruck auf den jungen Prinzen zu machen, daß man ihn dann das Schreien des unschuldigen Kameraden mit anhören ließ.

Soll ich euch einmal verraten, daß jedes von euch auch so einen Prügelknaben oder ein Prügelmädchen hat? Euer Unterschied von dem Prinzen von Frankreich ist nur, daß er das Schreien hörte, während ihr leider so stocktaub seid, daß ihr es gar nicht hört, selbst wenn es in eurem eigenen Zimmer geschieht. Glaubt ihr es nicht? Ja, dann sagt einmal, glaubt ihr wirklich, daß man überhaupt irgend ein Unrecht oder eine Nachlässigkeit in der Welt begehen kann, ohne daß ein Anderer dafür leiden muß, selbst wenn man selber ganz ungeschoren wegkommt?

Wenn ihr z. B. irgend ein schmutziges Wort sagt, so könnt ihr sicher sein, irgend ein Anderer schnappt es auf und braucht es zu Hause wieder und bekommt dann seine Prügel. Oder er verroht dadurch und es schadet ihm im Leben auf andere Weise. Ihr hört weder sein Schreien, noch erfahrt ihr von seiner Not und seinem Mißerfolg und doch ist er euer Prügelknabe. Oder ihr seid unreinlich und unordentlich. Vielleicht bekommt ihr nicht gleich eine Strafe. Aber Andere werden angesteckt von eurem Beispiel und lassen sich auch gehen — und wohin das Gehenlassen führen kann, das haben wir besprochen. Und außerdem müssen immer Andere aufräumen oder waschen, wo ihr unreinlich und bummelig seid — so werden sie Prügelknaben und Prügelmädchen für euch, sie müssen unschuldig

leiden für das, was ihr getan habt. Wenn alle Menschen, die für unsere Fehler unschuldig leiden müssen, zu gleicher Zeit weinen könnten, es würde ein Schluchzen und Schreien geben, daß man glauben würde, die Welt gehe unter. Und dabei sind noch gar nicht einmal die mitgerechnet, die von unseren Fehlern und Unterlassungen erst leiden, wenn wir längst gestorben sind. Wißt ihr z. B., daß die Kinder, die ihr später einmal bekommen werdet und denen ihr gewiß doch alles Gute wünscht — daß auch sie unschuldige Prügelknaben sein werden und zwar für die Fehler, die ihr jetzt begeht? Alle Heftigkeit, alle Unordnung, alles Lügen und Klatschen, worin ihr euch jetzt gehen laßt, und was euch jetzt zur Gewohnheit wird, das wird einst das Beispiel für eure Kinder, wenn ihr es euch nicht mehr abgewöhnen könnt — und sie werden dann dafür Schläge bekommen, nicht nur von euch, sondern auch von den andern Menschen, denen sie damit Schaden und Ärger zufügen. So seht ihr, daß das Geschrei eurer Prügelknaben noch weit in die Zukunft hineinklingt, und ihr versteht nun gewiß, was es bedeutet, wenn im Katechismus die Worte stehen: „Er wird die Sünden der Väter heimsuchen an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied.“ Darum denkt immer daran, daß ihr schon jetzt Vater und Mutter seid und für Kinder zu sorgen habt, obgleich ihr selber noch Kinder seid: Essen und Trinken braucht ihr noch nicht für sie aufzusparen, auch noch keine Strümpfe zu stricken und Geld zu verdienen — wohl aber solltet ihr gute Gewohnheiten aufsparen und wachsam auf euch sein, damit ihnen einst das tägliche Zusammensein mit euch zum Segen gereiche.

Selbständigkeit.

1. Unsere Abhängigkeit.

Habt ihr einmal beobachtet, wie das Gähnen ansteckt? Ohne daß der Mensch es will und es wünscht, reizt der bloße Anblick des Gähnens unsere eigenen Gähnmuskeln zur Tätigkeit, selbst wenn wir gar nicht müde sind und uns gar nicht langweilen. So stark ist der menschliche Nachahmungstrieb und so beeinflußt werden wir von dem, was der Andere tut. Hoffentlich werdet ihr nie erleben, wie Angst und Schrecken anstecken — wie z. B. in einem Theater bei Feuersgefahr eine sogenannte Panik die Menschen ergreift, wie sich der Schrecken des Einen durch den des Andern steigert und eine förmliche Geistesverwirrung wie eine ansteckende Krankheit durch die Massen geht. Ein Mann, der den Kopf oben behält und nicht angesteckt wird — ein einziger solcher Starker kann durch seine Ruhe dann oft Hunderte retten. Oder wenn in der Schlacht, wo Alles vorwärts stürmt, sich plötzlich einer zur Flucht wendet — wie dies Beispiel die anderen ansteckt, so daß sie, ohne es eigentlich zu wollen, ebenfalls wankend werden und nach rückwärts zu blicken beginnen. Oder auch, wie eine heitere oder traurige Stimmung in einem größern Kreise unwiderstehlich ansteckend wirkt auf jeden Einzelnen: Alles das zeigt, wie stark der Mensch unter dem Banne dessen steht, was die Andern tun, denken oder fühlen, selbst wenn er sich dessen gar nicht bewußt ist.

Das ist nun gewiß sehr gut, wenn die Andern auf dem rechten Wege sind, aber es ist zugleich eine große Gefahr für den Menschen, weil er auf diesem Wege auch der Knecht wird von allem Thörichten, Übereilten und Unrechten, was Andere beginnen, statt selber ein Halt zu werden, an dem sich Andere aufrichten und zur Besinnung kommen können.

Habt ihr z. B. schon einmal beobachtet, wenn euch etwas Schlechtes hinterbracht wird über irgend einen Kameraden oder einen andern Menschen oder auch nur ein mißtrauisches oder hartes Urteil ausgesprochen wird, wie euch das sofort beeinflußt in eurem Benehmen gegen ihn, wie leichtgläubig ihr es hinnehmt, statt etwa zu sagen: „Das glaub' ich noch lange nicht, da will ich doch einmal erst selber zusehen". Ein böser Klatsch ist auch wie eine Art Panik, er ergreift die Menschen, ohne daß sie es wissen und wollen, und macht sie hart und höhnisch gegenüber dem, der verklatscht wurde — und es gehört immer schon eine große Selbständigkeit dazu, diesem Verklatschten dann ganz unbefangen entgegenzutreten und ihn zu prüfen ohne das, was man „Voreingenommenheit" nennt.

Wer unter Menschen lebt oder aufwächst, die z. B. große Voreingenommenheit gegen irgend ein Volk oder irgend eine Religion haben, der wird auch, ohne daß er es merkt, in allen seinen Gedanken und Gefühlen davon angesteckt. Man sagt dann: „Er sieht durch die Brille der Andern". Er ist immer nur auf die fehlerhaften oder häßlichen Züge und Eigenschaften aufmerksam gemacht worden, so daß er schließlich gar kein Auge für das Gute und Große mehr hat. Wieviel Stärke des Willens und wieviel Liebe zur Wahrheit gehört dann dazu, sich frei zu machen von den Augen und den Gefühlen der Andern und so zu sehen und zu urteilen, als habe man nie eine fremde Meinung vernommen!

Nun werdet ihr vielleicht fragen: Ist es nicht aber auch eine Versuchung zum Hochmut und zum Besserwissen, wenn man so mißtrauisch wird gegen das, was von den Andern kommt, statt bescheiden

zu sagen: Ich bin nur Einer, sie sind Viele, da ist doch die Wahrscheinlichkeit größer, daß sie recht haben! Ihr habt recht, die Gefahr ist da, wenn man seiner Umgebung mißtraut aus bloßem Eigendünkel und aus bloßem hohen Respekt vor dem eigenen Scharfblick und dem eigenen Tiefsinn. Das Recht, festzustehen gegenüber den Andern und vor ihren Irrtümern auf der Hut zu sein, erwerben wir nicht durch das Pochen auf unsern eigenen kleinen Verstand, sondern nur dadurch, daß wir uns erleuchten und befestigen lassen durch das Wort und das Beispiel der größten und liebevollsten Menschen, die in dieser Welt gelebt und gelitten haben und deren ewige Weisheit vor Allem in den Lehren der Religion niedergelegt ist. Ihnen müssen wir folgen, und wenn ihr daher seht, daß die Andern in ihrem Tun und Reden nicht zusammenstimmen mit dieser ewigen Weisheit — dann seid ihr es nicht nur euch schuldig, daß ihr festbleibt und nicht mittut, sondern auch den Andern seid ihr es schuldig; denn vielleicht werden sie noch rechtzeitig stutzig, wenn sie auch nur Einen bemerken, der traurig und ernst beiseite steht. Es ist wie mit der Feuersangst im Theater. Ihr wißt z. B., wie viele Menschen es für recht halten, Böses mit Bösem, Haß mit Haß zu vergelten. Ist es nun deshalb auch schon das Rechte, weil so Viele dabei sind? Nein, ein einziger Mensch mit einem Fernrohr sieht weiter als eine Million unbewaffneter Augen. Jene größten Menschen aber, von denen ich euch sprach, sie sind höher erhaben über den Nebel der Wünsche und der Leidenschaften als wir Alle, und darum sehen sie in größere Fernen und Tiefen des Lebens. Sie sind die Leuchttürme der Menschheit. Und welches Licht geben sie uns für den Kampf gegen das Böse? Jesus sagt: „Selig sind die Sanftmütigen, segnet, die euch fluchen, tuet wohl denen, die euch hassen", — und Buddha, der große indische Religionsstifter, sagte: „Feindschaft kommt nie durch Feindschaft zur Ruhe", — und Plato, der größte griechische Weise, lehrte: „Es ist niemals recht, Böses mit Bösem zu vergelten; es ist besser, Unrecht zu leiden, als Unrecht zu tun".

Die Übereinstimmung der Weisen aller Zeiten — daran sollen wir uns halten und ihr sollen wir folgen, und wenn auch die ganze Welt wider uns stünde. Wer aber meint, er zeige seine Selbständigkeit darin, daß er auch gegen diese Übereinstimmung der Weisen aufsteht und es besser weiß — der zeigt damit nur, daß er sich selber nicht kennt, denn sonst würde er wissen, daß wir mit der bloßen Hülfe unseres eigenen engen Denkens niemals selbständig werden können, weil wir, ohne es zu ahnen, die Sklaven der Eindrücke und Einflüsse sind, die zufällig auf uns wirkten und die uns immer nur eine kleine Seite des Lebens zeigen — und ebenso auch die Sklaven unserer eigenen Wünsche und Neigungen und vorgefaßten Meinungen, von denen wir frei werden nur durch das Licht, das ausströmt von den großen Seelen.

---

2. Massenmenschen.

Ihr wißt, daß man die Menschen in verschiedener Weise einteilen kann — z. B. nach der Hautfarbe, nach der Schädelform, nach der Sprache und nach der Religion. Man kann sie aber auch noch nach manchen andern Merkmalen einteilen, z. B. nach der Festigkeit des Willens. Dann zerfallen alle Menschen in zwei Arten: Massenmenschen und selbständige Menschen. Diese beiden Arten könnt ihr schon in der Schule deutlich beobachten. Die Massenmenschen, das sind diejenigen, die Alles nachmachen und mitmachen, was die Andern tun, selbst wenn eine innere Stimme ihnen leise sagt, da sei etwas nicht in Ordnung. Sie haben gar nicht den Mut, dieser innern Stimme zu gehorchen, denn sie fürchten sich vor dem Lachen der Leute und vor den verschiedenen böswilligen Mißdeutungen, die man ihrem Widerspruch geben wird. Wer sich in irgend einer Sache absondert von der Masse, der erscheint den Andern immer lächerlich, daher das Wort „absonderlich" soviel wie komisch bedeutet, obwohl es doch ursprünglich nur meint, daß jemand sich absondert von der Masse — und das kann aus sehr ernsten und gesunden Gründen geschehen, ja es kann

sogar zum Besten dieser Masse sein, daß jemand da ist, der nicht kopflos alles mitmacht und gutheißt, was die Mehrheit tut. Aber die Masse nimmt es stets gewaltig übel, wenn man nicht mit ihr geht; sie fühlt die Mißbilligung durch und darum stimmt sie ein Gelächter an, denn sie möchte nicht zugeben, daß der Alleinbleibende weiser sei, darum macht sie ihn lächerlich und sagt, er sei ein Kauz. Deshalb ist es auch so schwer, allein zu stehen, und so wenige haben die Kraft, ihrer eigenen Meinung treu zu bleiben. Ihr kennt ja die Geschichte vom Petrus, der seinen Herrn dreimal verleugnete, ehe der Hahn krähte — er war eben damals noch zu willensschwach, um den Feinden und Spöttern zu sagen: „Ja, ich gehöre zu ihm; was ihm widerfährt, soll mir widerfahren". So verleugnen täglich viele Menschen ihre bessere Einsicht, weil sie sich fürchten, dafür verhöhnt und verfolgt zu werden — und das beginnt schon auf dem Schulhofe. Da kommt so ein Knabe mit einer reinlichen Seele in die Schule und hat den festen Vorsatz, nichts Unanständiges zu reden und zu tun. Aber leider ist es in seiner Schule gerade Mode, unreinliche Reden und Witze zu führen, und als er darüber nicht lachen will und keine eigenen Beiträge gibt, da beginnt man, ihn zu hänseln und zu verhöhnen. Er ist aber ein geselliges Tierchen, darum denkt er: „Mit den Wölfen muß man heulen" — ja, er strebt sogar danach, sich recht beliebt zu machen, indem er alle Andern zu übertreffen sucht und immer einen großen Kreis von Lachern um sich hat. Da habt ihr so einen Massenmenschen. Er hat keine Widerstandskraft. Es ist gerade wie bei der Influenza. Wenn sie durch die Stadt geht, so bleiben Viele unberührt, aber Andere werden aufs Krankenlager geworfen, sie hatten keine Widerstandskraft gegen die bösen Keime.

Schmutziges Reden ist auch so eine Art Influenza, so ein Katarrh der Seele, der von Zeit zu Zeit durch die Schulen wandert und seine Opfer sucht unter denen, die keine Widerstandskraft haben. Diese fallen um und machen mit — die Andern, die Selbständigen gehen fest und sicher durch das Lazarett hindurch, ja sie können sogar

die Erkrankten pflegen, ohne daß sie sich anstecken. Oder nehmt ein anderes Beispiel. Ein Knabe, der nicht so blind durch die Welt läuft und nicht bloß das Leben der Salamander und Maikäfer, sondern auch das Leben und Leiden seiner Mitmenschen zu beobachten versteht, dieser Knabe weiß, wie schwer ein Lehrer leidet, wenn er keine Ruhe in der Klasse halten kann, und wie viele Lehrer früh sterben, weil sie einfach aufgezehrt werden vom täglichen Ärger. Nun kommt solch ein Knabe in eine Klasse, der es Vergnügen macht, sich durch allerhand Störungen des Unterrichts zu unterhalten und den Lehrer dadurch außer sich zu bringen. Ist der Knabe ein Massenmensch, so wird er nach kurzer Zeit auch mitmachen und denken: verhindern kann ich es ja doch nicht — warum soll ich mich nicht auch amüsieren? Und wozu soll ich mir die Gunst der Klasse verscherzen? Sie werden dann nur sagen, ich wolle mich beim Lehrer beliebt machen. Ist er aber ein selbständiger Mensch, der sich nicht anstecken läßt von Allem, was die Andern tun, sondern den Mut hat, seiner innern Stimme treu zu sein und allein zu stehen — dann... nun, dann wißt ihr, was er tun wird.

Ich brauchte vorhin das Sprichwort: „Mit den Wölfen muß man heulen". Das ist so ein praktisches Hülfswort für die Massenmenschen. Man muß einstimmen in alles rohe und wüste Gerede, in allen Klatsch und alles Häßliche, man muß kräftig mitmachen, wenn die andern es mit der Wahrheit oder Ehrlichkeit nicht so genau nehmen — damit sie uns nämlich für ihresgleichen halten: sonst wird man eben von den Wölfen aufgefressen. Die große, große Angst vor dem Aufgefressenwerden — das soll also unsere Führerin durch's Leben sein! Wer möchte dann noch leben?

Wahrlich, wenn dieses Sprichwort die Weltgeschichte regiert hätte, dann wäre sie wirklich nicht viel mehr als ein Wolfsgeheul. Es würde keine großen Männer oder Frauen geben, an denen sich das Herz erquicken könnte — weder Christus wäre da, noch Paulus, auch nicht die Weisen des Altertums oder Indiens und auch die edlen Menschen

der neuen Zeit wären nicht da. Garrison der Sklavenbefreier wäre nicht und alle die andern nicht, die fest gestanden sind gegen alles Geheul der Verleumdung und der falschen Anklage, die ihrer Erkenntnis treu blieben bis ans Ende und allen Schwächlingen gezeigt haben, daß schließlich auch die Wölfe nicht mehr zu heulen wagen, wenn man nur fest bleibt in eiserner Treue gegen sich selbst. Darum gebe ich euch statt des Sprichwortes von den heulenden Wölfen ein anderes kräftigeres Wort, das heißt: „Aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt nach sich".

---

3. Die Angst vor dem Lachen.

Es war einmal ein Mann, der zog mit seinem Sohn und einem Esel ruhig des Weges.... Nun, ihr wißt gewiß schon, wie es weiter geht: Sie begegneten einem Wanderer, der blieb stehen und sagte: Nein — so etwas Lächerliches! Wozu habt ihr denn euren Esel? Warum setzt ihr denn nicht den Buben hinauf? Der Mann befolgte den Rat und war ganz zufrieden, denn nun ging es schneller vorwärts. Da kamen sie an einer Mühle vorbei. Der Müller lag gerade unter dem Fenster und hatte nichts zu tun, als sich über andere Leute aufzuhalten. Und er rief hinunter: „Schämt sich denn der Bub dort gar nicht, seinen alten Vater laufen zu lassen und selber zu sitzen? Das ist ja eine Schande!" Der Bub wurde ganz rot und rutschte schnell herunter. Der Vater stieg hinauf, und weiter ging es. Und als sie in der Nähe der Stadt waren, da kam ein Mann, der trug eine Mütze, auf welcher zu lesen stand: „Tierschutzverein Babenhausen". Der trat mit grimmigem Gesicht auf sie zu und sagte: „Sie, schäme Sie sich denn au gar nit, das arme Tierle so z'schinde? Was würde Sie wohl sage, wenn das Tierle so auf Ihne herumreite tät?" — Da kletterte der Vater schnell herunter von dem armen Tierle und sie zogen alle drei nebeneinander in die Stadt ein. Da liefen die Gassenbuben zusammen und riefen laut hinter ihnen her: „Das Tierle

hat die scheint's beide abg'schmisse, sonst täte sie nit so dumm danebe laufe!"

Welche Art von Leuten mit dieser Geschichte gemeint ist, das wißt ihr wohl sofort. Es sind diejenigen, welche niemals den Mut haben, sich selber treu zu bleiben, sondern bei Allem, was sie tun oder lassen, immer danach fragen, was wohl die Leute dazu sagen und ob auch nicht irgend jemand über sie lachen könnte. Und dabei sehen sie gar nicht, daß die Leute immer irgend etwas zu lachen oder auszusetzen haben — man mag es machen, wie man will. Nur wer sich gar nicht um sie kümmert und ruhig und fest tut, was sein Herz und seine Vernunft ihm vorschreiben, der sichert sich allmählich Respekt; denn Alles, was Charakter hat und Festigkeit, das imponiert schließlich den Menschen — wenn sie sich auch noch so dagegen wehren. Wißt ihr, daß z. B. die Panther in Südamerika selbst den kleinen Kindern nichts tun, wenn sie nicht vor ihnen fortlaufen? Sowie aber jemand den Rücken dreht und sich in Trab setzt, dann mag es sogar ein Erwachsener sein: Der Panther springt auf ihn zu. Ebenso könnt ihr es täglich bei den Hunden auf der Straße sehen — fängt ein Kind an zu schreien und vor ihnen fortzulaufen: gleich ist eine ganze Meute hinterdrein. Dreht man sich dann um und sieht ihnen fest in die Augen — dann tun sie Alle, als wenn sie es nicht gewesen wären, schnuppern am Boden und verteilen sich. Das kann man dann noch beschleunigen, wenn man einen Stein nimmt und ihnen damit droht — aber dann bellen sie aus der Ferne weiter; besser ist schon, sie durch gänzliche Nichtachtung zu beschämen. Leider sind bisweilen die Leute in diesem Punkte noch nicht viel weiter als die Tiere, besonders wenn Mehrere zusammen sind — das muß man sich eins für allemal merken. Wer da meint, daß er sich vor dem Gerede und Geklatsche und Gespötte sichert, wenn er den Leuten nachgibt, der irrt sich gründlich — denn haben sie einmal gesehen, daß man auf sie hört und sich nach ihnen richtet, dann spielen sie erst recht mit Einem wie die Katze mit der Maus.

Es gibt z. B. manche Söhne, die sich genieren, mit einem Korb auf die Straße zu gehen, wenn ihre Mutter sie darum bittet. Sie selber möchten der Mutter gern den Gefallen tun — aber sie fürchten sich vor dem lachenden Gesicht irgend eines Knaben, und wenn sie sich schließlich doch dazu bequemen, dann gehen sie mit ängstlich schielenden Augen — so als wenn sie ein böses Gewissen hätten. Und dabei singen sie in der Schule: „Freiheit, die ich meine — die mein Herz erfüllt" und begeistern sich für Wilhelm Tell, der kein fremdes Joch tragen wollte, und für die Stauffacherin, die lieber ins Wasser springen wollte, als Fremden zu Willen sein! Ich finde, ein tapferer Knabe sollte sich sogar eine Gelegenheit suchen, den Kampf mit dem Lachen der Leute aufzunehmen um irgend einer guten oder hilfreichen Tat willen. Und wenn er den Korb seiner Mutter trägt, so sollte er stolz einhergehen, als wenn eine Krone darin läge, und sogar zu der Zeit gehen, wo gerade eine Schule aus ist, und mitten durch den Knäuel hindurch, nur um zu zeigen, daß er seinem guten Gewissen gehorcht und nicht erst bei den andern anfragt, ob sie ihn gütigst ohne Spott und Gerede passieren lassen wollen. Wo wären wir heute, wenn es nicht einmal solche Menschen gegeben hätte, die keine Angst vor dem Lachen gehabt haben? Wißt ihr nicht, wie man über Kolumbus gelacht hat, als er mit seinen Schiffen auszog, um den neuen Weg nach Indien zu finden? Da die Erde rund sei, so werde er an der andern Seite herunterrollen — und ähnliches hat man ihm zugerufen, aber er ließ die Leute lachen und entdeckte Amerika. Und so gibt es fast keinen Entdecker und Erfinder, hinter dem nicht gellendes Gelächter dreingeschallt hätte — das ist einmal so bei allen Menschen, die vorangehen. Sicher waren aber alle diese Erfinder und Entdecker Leute, die als Knaben sich nicht geniert haben, mit dem Korb für ihre Mutter hinzugehen, wohin sie wollte. Also ihr seid in guter Gesellschaft, wenn ihr euch nicht um's Lachen und Schwatzen schert, wo ihr das Rechte tut. Als ich einmal mit einem Knaben aus dem Fenster blickte, da sahen wir

eine alte Frau, der auf der Straße alle Äpfel aus dem Korbe gefallen waren. Als ich dem Knaben sagte: „Schnell spring hin und hilf einpacken", da merkte ich, er genierte sich, es hätte Aufsehen erregt, wenn er da mit eingepackt hätte — er fürchtete sich vor den Leuten. Und dabei las er den ganzen Tag von Helden und Rittern. Was soll man da machen? Soll man ihn an den Ohren zu der Frau führen? Das hätte nicht geholfen, denn man will doch, daß er es aus eigenem Antriebe tut. Ich denke, ich konnte nichts tun, als ihm sagen: „Tu mir jetzt einmal die einzige Liebe und laufe hinunter und hilf — ich will dir dann nachher auch ein Geheimnis sagen." Und als er wiedergekommen, da sagte ich ihm: „Ich danke dir, daß du dich selbst überrumpelt hast und gegangen bist. Das Geheimnis ist folgendes: Wenn du dich nicht jetzt einfach zwingst, nicht rechts und nicht links zu sehen, wenn dir dein Herz und dein Gewissen etwas befehlen — dann kannst du sicher sein, daß sich dir keine Seele auf der Welt jemals anvertrauen wird. Die Angst vor den Leuten wird eine Gewohnheit, von der du nicht wieder loskommst: Du wirst einst deine Freunde verleugnen, und der Klatsch der Leute wird dich hinfegen, wo er will, und wenn sie dir deine eigenen Eltern verlästern — du wirst den Leuten recht geben. Hast du einmal auf der Straße den kleinen Lohndiener gesehen, der auf seiner Mütze die Worte trägt: „Müller & Co."? Siehst du, auf deiner Stirn, in deinen Augen und auf deinem Munde wirst einst geschrieben stehen: „Müller & Co." — das heißt: Ich bin nicht ein fester Mann und gehöre mir selbst, sondern ich bin „Müller & Co.",[1]) ich gehöre jedem Beliebigen, ich gehöre den Leuten, ich bin der Laufbursche von jedem, der über mich zischelt und lächelt, und stehe gern zu Diensten, hochachtungsvollst und ergebenst".

Wenn ihn das nicht aufweckt — nun dann hilft nichts, dann

[1]) Natürlich kann auch ein Laufbursche ein sehr selbständiger Charakter sein — wenn er nämlich in bezug auf das Gute und Rechte niemals der Laufbursche der Leute ist, sondern nur der Stimme des Gewissens folgt.

muß er eben den Dienst bei Müller & Co. antreten und ich kann ihm nicht helfen. Denn zum Manne kann sich jeder nur selbst erziehen.

4. Meine vornehmen Bekannten.

Habt ihr wohl schon davon gehört, daß man die Sterne einteilt in selbstleuchtende und solche, die ihr Licht nur erborgen? Die Sonne z. B. ist ein selbstleuchtendes Gestirn, die Erde dagegen leuchtet als Stern für die andern Weltkörper nur, so lange sie von der Sonne bestrahlt wird. Sie ist also kein selbstleuchtender Stern, sondern hat nur erborgtes Licht. So gibt es auch auf der Erde viele Menschen, die leider glauben, daß sie nur dann etwas wert sind, wenn sie von der Sonne irgend einer vornehmen Bekanntschaft bestrahlt werden und damit renommieren können. Wenn solche Menschen ihre Reiseerlebnisse erzählen, so heißt es immer: Mein Freund, der Graf Hasenstein, hat mir den Kurort empfohlen und so reiste ich dahin, glücklicherweise nicht allein, denn siehe da, im Coupé saß der Wirkliche Geheimrat Schulze, ein Verwandter meiner Frau. „Ah, guten Tag, lieber Doktor", sagte er, „na, sieht man Sie auch einmal wieder, ich höre durch Exzellenz Kühlemann ja viel von Ihnen, aber da Sie jetzt immer nur in diesen Kreisen verkehren, so haben wir leider nicht viel von einander!" So hat man in zwei Minuten drei vornehme Bekannte aufmarschieren lassen — als wollte man damit sagen: Ich bin selbst nichts, kein selbstleuchtender Stern, ich muß mir leider mein Licht erborgen. Und so versäumen sie niemals, alle Leute gleich bei der ersten Bekanntschaft auf die großen Sonnen aufmerksam zu machen, von denen sie ihr Licht beziehen. Und leider tun das oft schon Kinder in der Schule. Sie prahlen mit den Titeln ihrer Eltern oder suchen Gelegenheit, um deren Reichtum ans Licht zu setzen — als ob ihr eigener Wert dadurch erhöht würde. Es finden sich wohl schon einige, die sich durch solches Renommieren imponieren lassen — aber um deren Hochachtung und Freundschaft braucht man sich wirklich keine Mühe

zu geben. Jeder aber, der den Kopf auch nur einigermaßen auf dem rechten Flecke hat, der wird bedauernd sagen: Schade um den Kerl — aber wer so sein Licht von außen holt und so darauf ausgeht, einen großen Eindruck auf die Leute zu machen mit erborgtem Glanze, der wird sicher in die Gefahr kommen, sich auch sonst mit fremden Federn zu schmücken und vor lauter Sorge um ein effektvolles Auftreten ganz vergessen, sich zu einem selbstleuchtenden Licht zu machen. Er hat keinen Stolz — denn sonst würde er es gar nicht nötig finden, immer seine vornehmen Bekannten oder seinen berühmten Vater im Munde zu führen — und er hat auch keine Bescheidenheit, denn sonst würde er gar nicht so eifrig nach der Beachtung der Leute jagen und sich ihnen mit seinen Bekanntschaften aufdrängen.

Der ärmste Mensch, der ganz versenkt ist in ehrliche Arbeit und hilfreiches Tun, der leuchtet weiter und heller als alle offenen und heimlichen Prahler, auch wenn sie mit Kaisern und Ministern verkehren und mit lauter Wirklichen Geheimräten verwandt sind.

Aber darf man denn nicht stolz sein auf tüchtige Eltern? Gewiß — aber nur im Herzen und in der Stille, aber nie auf der Zunge und vor andern. Und nur auf ihre Tüchtigkeit und ihre Güte, aber nie auf Titel, Geld und Abstammung. Wer auf Äußerlichkeiten Gewicht legt, der verkündet damit den andern nur, daß er ungebildet ist; denn Bildung heißt: das Hauptsächliche vom Nebensächlichen unterscheiden zu können.

---

5. Selbständigkeit.

Selbständig zu werden, danach trachtet sehnsüchtig der junge Mann — es kommt ihm vor, als sei er erst Mensch geworden, wenn er aus eigener Tasche lebt, vom selbstverdienten Geld; und Manchem genügt auch das nicht, ein Angestellter mit genügendem Gehalt zu sein — nein, er möchte sein eigenes Geschäft gründen,

und selbst wenn es ihm weit unsicherere Einnahmen abzuwerfen verspricht, als die Anstellung bei einem Andern. Er möchte selbständig sein.

Nun, das Verlangen nach Selbständigkeit und Unabhängigkeit von den Andern ist gewiß etwas Tüchtiges und Männliches. Nur gibt es leider viele Menschen, die meinen: dadurch, daß man sein Taschengeld nicht mehr von Andern bekomme und äußerlich auf eigenen Füßen stehe, sei man auch wirklich schon unabhängig von den Andern. Nein, die rechte Selbständigkeit ist etwas Inneres und hat mit der äußeren Freiheit eigentlich gar nichts zu tun. Es kann ein Mensch sich in dienender und abhängiger Stellung befinden und doch ein ganz selbständiger Mensch sein, und ebenso kann jemand äußerlich ganz auf eigenen Füßen stehen und mit eigenen Pferden fahren und doch ganz der Sklave der Andern sein. Selbständigsein bedeutet, daß man nicht gegen sein Gewissen handelt, und daß Alles, was man für Andere tut und mit Andern tut, nur getan wird aus eigener vernünftiger Einsicht in das, was nötig ist, aber nicht aus Eitelkeit und Ruhmsucht oder aus Angst vor dem Lachen oder aus Furcht vor Schaden und Strafe. Der selbständigste Mensch kann dienen, wenn er das für seinen Unterhalt oder für das Glück Anderer oder für seine eigene Erziehung und Ausbildung für gut hält — er dient und gehorcht aus Selbständigkeit und bleibt selbständig dabei, wenn er nur seinem Gewissen treu bleibt und nichts tut oder sagt, bloß weil Andere ihn aufhetzen oder weil Andere ihm ein albernes oder schlechtes Beispiel geben. Dagegen kann z. B. die reichste oder freieste Frau unselbständig sein, wenn sie Andern nach dem Munde redet oder eine Sklavin der Mode ist, oder kein eigenes Gewissen hat und ihre Ansichten über Gut und Böse von jedem dummen Buch oder jedem übermütigen Geschwätz bestimmen läßt.

Welchen merkwürdigen Begriff manche Knaben von der Selbständigkeit haben, das kann man oft gelegentlich der Konfirmation beobachten. Da meinen sie: die erste Zigarre rauchen oder das

erste Glas Bier in der Wirtschaft trinken, das sei der Anfang der Selbständigkeit. Ich frage euch: was ist schwerer, wenn man so ein junger Mann ist: eine Zigarre zu rauchen oder keine Zigarre zu rauchen? Ihr werdet mir recht geben: keine Zigarre zu rauchen ist schwerer, eben weil man ausgelacht wird, und weil die Andern es tun, und weil so eine Ansicht herumgeht, es gehöre zum Erwachsensein, daß man aus dem Munde qualmt. Darum ist es gerade ein Zeichen von Selbständigkeit, so etwas nicht mitzumachen und trotz alles Hohns und Spottes auch an keiner Trinkerei teilzunehmen. Wer das fertig bringt, von dem kann man sagen: er macht sich selbständig — während die meisten ihre Selbständigkeit damit feiern und zeigen wollen, daß sie alberne Moden mitmachen, die ihnen oft auch noch im Innersten zuwider sind und töricht vorkommen, aber sie wagen es nicht, allein zu stehen — und nennen das dann „Männlichkeit". Sie fürchten sich, man könnte sie Muttersöhnchen rufen — aber sie bedenken nicht, daß es weit besser ist, das Söhnchen einer liebevollen Mutter zu sein, als das gehorsame Söhnchen einer ganzen Schar von qualmenden und biertrinkenden Hansnarren.

Was ich von Knaben und Jünglingen gesagt habe, das gilt auch für die Mädchen. Auch für die Mädchen ist es höchster Wunsch, selbständig zu werden — aber auch sie vergessen dabei nur zu oft, daß man äußerlich sehr selbständig und doch Sklave von jeder spöttischen Miene oder jedem albernen Gerede der Andern sein kann. Wahrhaft selbständig wird ein Mädchen erst, wenn es Herrin wird über seine Eitelkeit, denn die Eitelkeit ist ja auch nichts als eine Abhängigkeit von den Andern — man lebt gar nicht mehr für sich, sondern nur für die Augen der Leute; darum haben alle eiteln Menschen auch so etwas Unfreies in ihren Bewegungen, es ist, als trügen sie unsichtbare Ketten mit sich herum; sie können nichts tun oder sagen, ohne heimlich zu denken: Wie mag es den Andern gefallen? Da macht ihnen die Mutter mit vieler Liebe und Sparsamkeit aus einem alten Kleide ein neues Kleid, das allerdings im Schnitt

nicht recht nach der Mode ist, und sie finden auch, es sei vernünftig, das Kleid zu tragen wegen der großen Ersparnis, und es sei liebevoll und dankbar gegen die Mutter, kein Gesicht zu ziehen und sich dagegen zu wehren — aber auf dem Schulwege haben zwei aus der oberen Klasse hinter ihnen gelacht und gesagt: „Schau mal, die Großmutterröcke“ — und jetzt ist ihnen der Rock verleidet und sie benehmen sich zu Hause unausstehlich. Warum? Weil sie nicht selbständig sind. Und wenn sie heute Königinnen würden, sie blieben doch unselbständig, sie würden es nie wagen, ein Kleid nach ihrem Geschmacke zu tragen, denn sie hätten Angst, es könnten zwei Hofdamen einander zutuscheln: „Geschmack hat sie keinen, mon dieu!“

Wenn ihr euch im Leben umseht, dann werdet ihr überhaupt entdecken, wie wenig wirkliche tapfere Selbständigkeit es gibt. Viele Menschen sind gern ehrlich, wahrhaftig und liebenswürdig, solange die Andern es auch sind — aber sobald die Andern das Gegenteil tun, da denken sie: Wenn ich allein recht tue, da werde ich doch den Kürzeren ziehen und zum Schluß nur noch den Spott haben. Solche Menschen haben kein selbständiges Gewissen — sie machen es von den Andern abhängig, ob sie sich selber treu bleiben wollen oder nicht. Nehmen wir einmal den Fall, ihr seid in einem großen und schlecht kontrollierten Geschäft, in dem die Angestellten untreu sind und allerlei kleine Unterschlagungen begehen. Werdet ihr jetzt denken: „Nehm ich es nicht, so nimmts ein Anderer, und da nehm ich's doch lieber für mich, ich kann es gerade sehr gut brauchen“. Wenn ihr so handeltet, so wäret ihr Schwächlinge, die immer erst abwarten müssen, was die Andern tun, ehe sie selbst wissen, wie sie handeln werden. Habt ihr mal beobachtet, wie es Hunde machen, wenn sie einen Korb voll Würste vom Metzger im Maul nach Hause tragen müssen und nun unterwegs von andern Kötern angegriffen werden? Sie knurren zuerst, dann setzen sie den Korb nieder und beißen tüchtig um sich. Wenn aber einer der Angreifer das benützt und den Korb umwirft, so daß die Würste herausfallen und nun alle die Räuber über die

Beute herstürzen — was wird dann geschehen? Wird der gelehrige Pudel auch jetzt noch die Würste verteidigen? Nein, jetzt schnappt auch er zu und frißt, soviel er bekommen kann. Denn er sagt sich: Gefressen werden sie jetzt doch — fress' ich sie nicht, so fressen sie die Andern, da wäre ich doch ein Narr, wenn ich dabei stünde und heulte. So macht es selbst der bestdressierte Hund. Und wie kann man auch von einem Hunde ein selbständiges Gewissen verlangen? Sollte der Pudel sagen: „Was die Andern tun, geht mich nichts an, ich bin ich und rühre nichts an, was mir anvertraut worden ist"? Nein, von einem Pudel wäre das zu viel verlangt, denn leider, leider gibt es genug Menschen, die auch noch so unselbständig sind, daß sie das Rechte nur tun mögen, wenn sie große Gesellschaft dabei haben — stehen sie aber allein mit ihrem guten Gewissen, dann gruselt's ihnen wie dem Kind im Dunklen und sie laufen schnell zu den Andern.

Also vergessen wir nie: Äußere Selbständigkeit ist schön und gut — aber weit wichtiger ist es, ein selbständiges Herz zu haben, das treu und ehrlich bleibt, wenn Andere untreu werden, ein Herz, das wahr bleibt, wenn Andere lügen, das liebevoll und geduldig bleibt, wenn Andere hassen und verleumden — ein Herz, das rein bleibt, wenn Andere alle Zügel von sich werfen. Darum heißt es in der Bibel: „Es ist ein köstliches Ding, daß das Herz fest werde".

6. Gassenbuben.

Es war einmal eine Witwe, die hatte mit ihrem einzigen Sohne allein in einem weltfernen Landhause gelebt und hatte ihn erzogen mit der größten Liebe und Sorgsamkeit und alles Häßliche und Rohe von ihm ferngehalten, damit er ein echter Edelmann werde, wie sein Vater es war, dessen Bildnis über dem Arbeitstische des Knaben hing und dessen reines und gütiges Antlitz mit so felsenfester Vornehmheit auf die Seinigen herabschaute.

Jetzt war sie in die Stadt gezogen, damit ihr Sohn die höheren Schulen besuche. Sie hatten eine Wohnung, die auf einen großen Platz mit Anlagen hinaussah. Dort saß sie am Fenster und blickte auf ihren Einzigen hinunter, der fröhlich mit den Knaben der Umgegend auf der Straße spielte. Es waren darunter viele Kinder aus den ärmsten Familien, und mit Sorge fragte sich die Mutter, ob es wohl im Sinne ihres verstorbenen Gatten sei, wenn sie den Knaben dort der Gefahr aussetzte, von unerzogenen oder verwilderten Kameraden Roheiten oder noch Schlimmeres zu lernen.

Und schon öffnete sie das Fenster, um den Knaben von der Straße fortzurufen — da kam ihr der Gedanke: Was werde ich ihm nun sagen, wenn er mich fragt, warum er mit den Knaben dort nicht spielen dürfe. Soll ich ihm sagen, er könne sich dort anstecken und schlechte Manieren und rohe Dinge lernen? Aber wenn ich das sagte, würde ihn das nicht eingebildet und hochmütig machen gegenüber den Kindern des Volkes, und wäre das nicht die schlimmste Verrohung des Herzens, die ihm begegnen könnte? Lebt nicht im Volke selbst unter Hunger und Not so viel unerschütterliche Rechtlichkeit, so viel Herzensgüte und so viel Gesundheit der Seele und des Verstandes? Und steckt hinter unsern saubern Manieren und zierlichen Gebärden und unserm vielfältigen Wissen nicht oft so viel Herzenskälte, so viel Fäulnis der Seele und grobe Unwissenheit über das, was gut und böse ist? Wenn ich meinem Sohne jetzt den Umgang mit den Volkskindern verbiete und hintertreibe — wird er dann nicht meinen, es komme im Leben auf die äußere Schale mehr an als auf den Kern, auf die Hosen mehr als auf das Herz, auf die Handschuhe mehr als auf die Hand, auf die Seife mehr als auf die Seele, auf die Worte mehr als auf das Leben? O Gott, ist das schwer!

Bei diesen Gedanken schloß sie das Fenster wieder, legte die Hände in den Schoß und schaute lange, lange in das Antlitz ihres verewigten Getreuen und hielt Zwiesprache mit ihm und ward ruhig

und klar in ihrem Herzen. Und als endlich der Knabe heiß und fröhlich von der Straße ins Zimmer trat, da bat sie ihn, er möge sich einmal stille zu ihr setzen. Und da die letzte Träne noch in ihrem Auge schimmerte, so ward ihm gleich feierlich zu Mut und er lauschte mit zärtlichem Ernste, als sie begann:

Mein lieber Werner — du hast da jetzt eine große Schaar neuer Kameraden, und ich möchte dir einmal sagen, wieviel Gutes ich mir davon für dich verspreche. Du weißt, wieviel Sorgfalt wir auf deine Ausbildung verwenden konnten — für deinen Körper und deine Seele. Du konntest stets in der reinsten Luft leben, die besten Bücher lesen und immer das essen und trinken, was der Arzt für dich verlangte. Deine Mutter brauchte nicht außer dem Hause zu arbeiten, sondern konnte nur für dich leben und für deine Bedürfnisse. Und jetzt darfst du noch die Geige erlernen — und wer weiß, was noch alles dazu kommt. Aber ein Unterricht ist dir nicht zuteil geworden, der für den ganzen Menschen oft stärkender ist als alle Stärkungen der Wohlhabenheit: und das ist Armut und Not. Wieviel Heldentum gibt es da oft schon bei kleinen Knaben und Mädchen, die mithelfen müssen beim Geldverdienen und Vater- und Mutterstelle vertreten bei ihren jüngeren Geschwistern; wie früh lernen sie ihren Hunger und Durst mit den bescheidensten Bissen stillen, und wie stärkt sich ihre Willenskraft im Kampf mit all den Widerwärtigkeiten und Entbehrungen! Und wie schlicht und gesund werden oft ihre Herzen durch das strenge und einfache Leben, welche Kraft des Opfers und der Liebe gedeiht oft an den leeren Tischen und leuchtet in sonnenlosen Wohnungen! Du wirst nun Kinder kennen lernen aus solchem Lebenskreise — du wirst Eigenschaften bei ihnen entdecken, die in glücklichen Wohnungen und an nahrhaften Tischen höchst selten so früh und so stark emporwachsen, wie dort in der Welt der Entbehrungen — so wie auch die herrlich leuchtenden Alpenblumen nicht in fetter Gartenerde gedeihen, sondern auf dürrem Felsenboden. Und dabei wirst du Ehrfurcht lernen vor der Größe der Armut

und du wirst sehen, eine wie hohe Schule der Bildung des Herzens und des Willens denen verschlossen bleibt, die es im Leben gut haben, und welche Gefahren für den Menschen die Wohlhabenheit hat.

Aber auch die Armut hat ihre Gefahren. Hunger und Elend treiben oft die Menschen zum Alkohol, und da geht dann nur zu bald alles Beste verloren und nichts als Roheit und Stumpfsinn bleiben übrig. Und wie oft müssen die Kinder Alles mit ansehen und mit anhören, was da geschieht und was da geredet wird! Und wie wenig haben sie meist von Vater und Mutter! Abends kommen beide müde von der Arbeit und dazu häufig von einer freudlosen Arbeit — da bleibt oft wenig Herzensfreude und viel Trauriges und Trostloses für die Kinder: Sie wachsen in Straßen und Hinterhöfen heran wie in der Wildnis, und das verträgt nicht jedes Menschenherz — da gibts arme verwahrloste Buben, die zuerst nur roh und schmutzig reden und dann auch so handeln, und schließlich endet's bei Manchem im Gefängnis. Wissen wir, was aus uns geworden wäre, wenn wir hätten so aufwachsen müssen?

Und hier, mein liebster Sohn, komme ich zur Hauptsache: Sieh ich weiß, wie viele Mütter im Volke so kummerharte Gesichter haben, nicht wegen ihrer eigenen Entbehrungen und wegen ihres eigenen lichtlosen Lebens, sondern weil sie ihre Kinder nicht zu schützen vermögen gegen all das Rohe, was von früh an auf sie eindringt. Wie habe ich es verdient, so muß ich mich immer fragen, daß ich dich stets mit allem Schönen und Guten umgeben durfte, während sie für ihre Lieblinge nichts haben als Straßenlärm und bittere Sorgen und Abends ein totmüdes Herz? Ein ganz klein wenig vielleicht kann ich für dieses unverdiente Glück danken, wenn auch nur ein armer Knabe durch den Verkehr mit dir ermutigt und bestärkt wird, festzustehen im Kampfe gegen alles Häßliche und Gemeine und seiner Mutter treu zu bleiben. Aber das ist nur möglich, wenn du nie, niemals um ihren augenblicklichen Lachens und ihrer Kameradschaft willen in irgend etwas Rohes mit einstimmst oder gar den Ton

angibst und sie zu übertreffen suchst, sondern durch dein Beispiel das Beste in ihrem eigenen Herzen lebendig machst. Denke stets, sie seien dir anvertraut, vergiß nie, daß sie gewiß manchen Verführer zum Unreinen unter sich haben, der sich nicht wohl fühlt, solange ihm noch jemand widersteht — und daß du für sie vielleicht der einzige Verführer zum Reinen bist, in dessen Gegenwart sie sich noch schämen und an das Bessere glauben; danke ihnen für alles Gute, was du von ihnen lernst — danke ihnen dadurch, daß du ihnen nie nachgibst, dort, wo sie schwach und zügellos sind.

Vielleicht, wenn sie heute von dir erzählen, sagt nachher im Kämmerchen so eine müde, sorgenvolle Mutter: „Ach, wäre das ein Gottessegen, wenn mein Junge von dem etwas Gutes annehmen würde!“ Nicht wahr, du enttäuschest sie nicht?

Neulich fand ich bei der italienischen Dichterin Ada Negri ein Gedicht „Der Gassenbube“, aus dem ich dir einige Verse vorlesen möchte, weil sie aus dem Herzen kommen und zu Herzen gehen.

„Seh' ich im Staub der Gasse ihn spazieren
So schmutzig und so schön,
Mit Kleidern, die aus Flicken nur bestehen,
Zerriss'nen Schuh'n und pfiffigen Manieren,
Seh' ich ihn springen, hör ihn lachen helle,
Das arme Dornenreis,
Das seine Mutter in der Werkstatt weiß,
Die Hütte leer, den Vater in der Zelle,
Dann greift die Angst um ihn mir an die Seele.
Wie findst du, frag ich mich,
So ausgestoßen und so schutzlos dich
Zurecht in dieser Welt von Schuld und Fehle?
Was wirst du wohl, du muntrer Hungerleider,
In zwanzig Jahren sein?
Ein Gauner und Betrüger schlau und fein,
Ein fleiß'ger Arbeitsmann, ein Beutelschneider?
„Ach sieh, ich möcht zu ihm heruntersteigen
Und ziehn ihn an mein Herz;
Ich möchte, ihn umarmend, meinen Schmerz,

Mein Mitleid, meine Traurigkeit ihm zeigen.
Und warme Küsse möchte ich ihm drücken
Auf Stirn und Wangen gleich
Und flüstern ihm, an Bruderliebe reich,
Die heil'gen Worte zu, die mich ersticken:
Auch mir ist stets das Unglück treu geblieben,
Ein Dornenreis bin ich gleich dir,
Die Mutter schafft auch in der Werkstatt mir,
Ich kenne jedes Leid — ich muß dich lieben."

---

7. Der reiche Kamerad.

Es war einmal ein armer, alter Handwerker, der hatte für viele reiche Leute gearbeitet, und jetzt hatte er einen Enkel, einen lieben, frischen Buben, den jeder gern sah — auch die reichen Leute; daher hatten sie ihn auch eingeladen, er solle doch in den großen, schönen Garten kommen und dort mit ihren Söhnen spielen und ihnen zeigen, wie man aus der Borke der Kiefernbäume kleine Boote schnitzen könne, und noch manche andere Dinge.

Als der Knabe ein paarmal der Einladung gefolgt und immer ganz begeistert von all den Herrlichkeiten nach Hause gekommen war, da nahm ihn der Großvater einmal mit in die Werkstatt und begann zu ihm, während er mit dem Hobel an einer Tischplatte auf- und abfuhr: „Also es gefällt dir dort gut? Na, ich gönn's dir, und ich glaube, du wirst da auch manches Gute lernen, es sind ja brave Kinder, die Hofers. In einem schönen, reinen Hause, fern von aller Not und Angst, da wird dem Menschen oft so zu Mute wie in einem Tempel, man fühlt sich so sonntäglich, nicht wahr, so festlich, und man möchte auch im Herzen so hell sein, so wohlgelüftet, so sauber und so stille! Aber, mein lieber Junge, du hast gute Augen und wirst hoffentlich bald sehen, daß die Wohlhabenheit auch ihre großen Gefahren hat, und wirst deinen neuen Kameraden helfen, daß sie davor bewahrt bleiben. Sag mir mal ganz offen: als du

so all die schönen Spielsachen sahst und die Schokolade trankst und den Kuchen aßest, dachtest du da nicht bei dir: Wenn ich's doch auch so hätte? Und auch eine eigene Uhr und viel Taschengeld und bunte Bleistifte und ein Velo — und so weiter? Nicht wahr, du dachtest es? Nun sag einmal, hast du schon einmal gesehen, wie der Gärtner im Herbst die Rosenstöcke beschneidet und wie er im Frühjahr die kleinen grünen Triebe abschneidet, die neben dem Stamme aus der Wurzel heraussprießen? Warum tut er das wohl? Will er, daß der Stock nicht mehr wachsen soll, oder fürchtet er, es könne zuviel Rosen geben, so daß sie im Preise sinken? Nein, er fürchtet gerade, daß, wenn zuviel grüne Triebe an allen Seiten heraussprießen, die Kraft des Stockes vergeudet und zersplittert wird, so daß er nicht mehr Saft und Wachstumsstärke genug hat, um die Rose selbst hervorzubringen — und diese ist doch seine schönste und herrlichste Leistung. Es ist aber bei den Menschen genau so. Wenn es ihnen zu gut geht und wenn sie allen ihren Wünschen und Neigungen folgen können, so daß nach allen Seiten die grünen Triebe herausschießen wie beim Rosenbaum, dann ist oft nicht mehr Kraft und Sammlung genug da für die Rose — und wozu ist dann der ganze Baum?

Die Rose, das ist beim Menschen die stille, große Kraft des Willens und des Gemütes, die auch nur reift und zur Blüte kommt, wenn die grünen Triebe tüchtig beschnitten werden, d. h. wenn durch all die vielen Bedürfnisse nicht die Kraft des Menschen zersplittert und überwuchert wird, so daß er die Nebensachen nicht mehr von der Hauptsache unterscheiden kann und den äußerlichen Krimskrams für das wichtigste hält und darüber ganz die Blüte des inwendigen Menschen vergißt. Jeder Trieb, den man beschneidet, kommt der Rose zu gut, d. h. er stärkt die Kraft der Selbstüberwindung, aus der alles wahre Heldentum in der Welt kommt und alle große Liebe. Bei uns Armen gibt's nun manchmal trotz allen Beschneidens doch keine Rosen, weil der Boden zu trocken und der Platz zu sonnenlos

ist — aber bei den Wohlhabenden ist die andere Gefahr. Darum denke nicht, daß du nur zu lernen und zu bewundern hast in dem reichen Garten, sondern bei aller Bescheidenheit sei froh und fest in deiner Einfachheit und bestärke sie nur ja nicht in ihren vielen Wünschen, indem du sie beneidest und glückselig preisest, sondern frage sie, warum man die Rosen den grünen Trieben vorzieht und warum es gar nicht beneidenswert ist, alles zu bekommen, was man haben möchte.

In unserer Religionsstunde hat uns der Pfarrer einmal von einem reichen italienischen Jünglinge erzählt, der vor vielen Jahrhunderten lebte und der Alles tun und genießen konnte, was er wollte, und dabei mit einem Male zu merken begann, wie unter all den wuchernden Wünschen und Launen sein Herz zu ersticken und zu verkümmern drohte, indem er immer nur an sich und sein Begehren dachte und doch nie zufrieden war. Diese Beobachtung wurde ihm immer klarer, und als er an einem großen Feste gefragt wurde, welche von all den Schönen er sich denn nun aussuchen wollte, da sagte er: „La povertà" — die Armut, und ging fort und gab all seinen Reichtum auf und gründete den Bettelorden der Franziskaner. Ich erzähle dir diese Geschichte nicht, weil ich meine, daß nun jeder ein Bettler werden oder bleiben solle, sondern nur darum, daß du nicht meinst, das größte Gut im Leben sei der Reichtum; daß du begreifst, wieviel Gefahr im Wohlsein liegt, und daß nur derjenige diese Gefahren ertragen kann, der sie kennt und freiwillig selbst inmitten großer Lebensgüter einfach bleibt und seine Bedürfnisse und Neigungen wachsam beschneidet, damit die Kraft zur Rose nicht in wucherndem Grün vergeudet werde. Also sei deinen reichen Kameraden ein treuer Freund, lerne von ihnen alles Feine und Gute — aber behüte sie auch vor ihren Gefahren!

---

8. Der Stärkere.

Knaben haben nichts lieber, als die Kräfte aneinander zu messen. Wer wohl der Stärkste in der Klasse oder in der ganzen Schule ist, das wird bald ausprobiert. Und wenn ein Neuer in die Klasse kommt, dann reizt und stößt man ihn gern, damit er eine Prügelei beginnt und zeigt, ob er seinen neuen Kameraden „über" ist oder ob man ihn leicht werfen kann.

Nun wißt ihr alle, daß es sehr verschiedene Arten von Stärke gibt. Es kann einer sehr starke Muskeln und einen sehr schwachen Geist haben. Es kann einer einen sehr großen starken Geist und sehr wenig Willenskraft haben. Und der, welcher mit den Muskeln siegt, kann lauter Niederlagen erleiden, wenn es auf die Stärke des Geistes und des Willens ankommt. Und habt ihr wohl schon beobachtet, daß einer, der einen schwachen Körper hatte, aber viel Willenskraft und eine feine und ernste Seele, allmählich einen Einfluß bekommen hat in der Klasse, die Groben beschämt und die Feinen um sich gesammelt hat wie eine Leibgarde, so daß er schließlich der Sieger war über alle, ohne daß sie es merkten? Die Hauptsache ist nur, daß er den Mut hat, die Niederlage im Reiche der Muskelkraft zu ertragen, ohne Gleiches mit Gleichem zu vergelten oder etwa giftig zu schimpfen und zu klagen — solche Selbstüberwindung macht schon einen großen Eindruck auf die Bessern in der Klasse und zieht ihre Herzen heimlich zu ihm hin; und selbst wenn sie in der Schule noch über ihn lachen sollten, so wird er im spätern Leben doch siegen über sie: In ihrer Erinnerung wird er wieder auferstehen und sie zwingen, sich vor seinem Beispiel zu beugen. Das ist die Zauberkraft des starken Herzens.

Beobachtet nur einmal, wie sich in der Schule die Herzen miteinander messen: das ist ein unsichtbarer Kampf, der neben den großen Prügeleien einhergeht, und in diesem unsichtbaren Kampf da siegen oft die, welche in dem sichtbaren Kampf am Boden liegen.

Und wer in dem unsichtbaren Kampfe der Herzen siegt, wer das größere und festere Herz hat, der wird auch schließlich in dem Kampfe der Fäuste siegen — weil er die Herzen bändigt und beruhigt, die hinter den Fäusten klopfen.

Habt ihr einmal gehört von dem Glauben des Mittelalters an die weiße und die schwarze Magie? Die weiße Magie sei die Zauberkraft Christi, und diese sei stärker als die der bösen Dämonen, die das Zeichen des Kreuzes fürchten. Darin liegt der tiefe Sinn, daß in der höchsten Liebe und Selbstüberwindung auch die größte Kraft liegt und daß der Zauber dieser Kraft schließlich doch immer siegen muß, auch wenn im Augenblick das Edlere in den Staub geworfen und verhöhnt wird. Besiegt kann das Edlere nur werden, wenn es keinen festen Willen zum Siege hat: Dann wird es leicht irre gemacht durch das Grobe und verliert seine eigene Zauberkraft. Und nicht nur in der Schule, nein, überall wo zwei Menschen zusammenkommen, da messen sich die Kräfte, und man sieht bald, wer der Stärkere war, ob der Gröbere den Feineren, der Jähzornige den Ruhigen, der Reine den Unreinen angesteckt und „verzaubert" hat oder umgekehrt. Da kommt z. B. ein neuer Knabe in die Schule und gleich in den ersten Tagen macht sich ein Mitschüler an ihn heran und zieht ihn in eine Ecke und will ihm allerlei Unreines in die Ohren tuscheln. Der aber sagt: „Warte noch einen Augenblick, gehst du vielleicht mit mir erst noch einmal drüben in die andere Ecke, ich will dir da etwas Wichtiges sagen." Und als der dort die Ohren spitzt, da sagt der Neue zu ihm: „Hast du wohl morgen nachmittags Zeit, einen Spaziergang ins Freie mit mir zu machen, ich sehne mich so nach reiner Luft — und darum mag ich auch keine Gespräche über unreine Dinge, weil mich das immer an die Rinnsteine in den Straßen erinnert und an schlechte Ausdünstungen und an faule Eier und Müllkasten; entschuldige also, daß ich da nicht zuhöre, aber nicht wahr, du kommst morgen mit in den Wald?" Er wird gewiß nicht ablehnen und die Luftkur wird dem kleinen

Ferkelchen sicher gut bekommen. Vielleicht hat er ein Arbeitszimmer nach dem Hinterhaus hinaus mit Aussicht auf den Müllkasten — und da hat seine Nase etwas den feinen Geruchsinn verloren. Wer weiß, wie ihm der Wald tun wird:

„Im Walde steht geschrieben
Ein stilles, ernstes Wort
Von rechtem Tun und Lieben
Und was der Menschen Hort.“

Wer hat nun hier gesiegt? Die weiße Magie hat die schwarze Magie überwunden. Aber stellt euch vor, der Neue habe nur so ein paar gute Vorsätze, aber keine wirkliche Kraft des Herzens gehabt, dann hätte es ganz anders kommen können. Dann hätte er den Ausflug in den Müllkasten und in den Rinnstein mitmachen müssen und wäre nach Hause gekommen so mit dem dunkeln Gefühl des Besiegten und Niedergeschlagenen, ob er gleich keine sichtbaren Spuren an sich getragen hätte. Draußen aber weht die schöne, reine Luft um die schaukelnden Zweige:

O Täler weit, o Höhen —
O frischer, grüner Wald,
Du meiner Lust und Wehen
Andächt'ger Aufenthalt!

Oder noch ein anderes Beispiel. Stellt euch einmal zwei nahezu gleichaltrige Brüder vor. Sie kämpfen und ringen zuweilen miteinander, um ihre Körperkraft zu messen. Daneben aber gibts noch einen andern Wettkampf zwischen ihnen, von dem niemand etwas merkt. Und in diesem Wettkampf siegt oft derjenige, der im Faustkampf den kürzeren zieht. Der ältere Bruder ist nämlich sehr jähzornig. Nun messen sich die Kräfte der beiden miteinander: ob der Jähzornige den andern ansteckt und auch zügellos und aufgeregt macht, oder ob der andere soviel Kraft des Willens und des Herzens hat, daß er allmählich den Jähzornigen beruhigt und durch sein

Beispiel beschämt und ändert. So gibt es in jeder Familie, in jeder Klasse, in jedem Geschäfte Sieger und Besiegte: wer den Andern bezaubert, der hat gesiegt. Wer geduldig bleibt und versöhnlich, wer höflich bleibt und reinlich im Reden und Handeln, wenn's ihm auch in allen Fingern kribbelt, der mäßigt auch die Andern und macht sie stiller — er ist der Sieger, seine Fahne weht auf den Zinnen der eroberten Stadt.

Vielleicht habt ihr eine Schwester, die gern tagelang Schmollgesichter macht. Man nennt das Gesichtsrose und es ist sehr ansteckend. Wenn ihr nun merkt, daß auch ihr schon mit den Schmollgesichtern anfangt, dann würde ich an eurer Stelle sagen: „Aha — schön hat es mich behext, das teure Schwesterlein. Ich bin doch ein schwaches Männchen, daß ich mich von so einem kleinen Mädchen verzaubern lasse. Ich will doch mal sehen, wer der Stärkere ist. Ob ich sie vielleicht von ihrem bösen Zauber erlöse?“ Und wie ein Feldherr seine schon zurückweichenden Truppen wieder sammelt und vorstürmen läßt, so sammelt er alle seine Gedanken und seine besten Brudergefühle und geht zum Angriff vor. Als sie wieder einmal in den Starrkrampf verfallen will, da bittet er sie so demütig um Entschuldigung und beschimpft sich selber so fürchterlich, daß sie lachen muß und Alles vergessen hat. Es war ein schwerer Sieg — aber er hat jetzt einen festen Punkt erobert, von dem er die Schmollgesichter beschießen kann. Und nach einem halbjährigen Feldzuge bemerkt er zu seiner Freude, daß sie sich auch einmal zu einer Entschuldigung überwindet und noch früher das erste gute Wort sagt als er. Nach einem Jahr ist das Schmollgesicht ganz fort; da ladet er sie zu einem großen Obstessen ein und sagt ihr dabei: „Endlich habe ich mir das niederträchtige Schmollen abgewöhnt, und zwar durch dein gutes Beispiel; zum Danke dafür habe ich dir heute dies Festessen gerichtet. Ich esse diese Birne auf dein Wohl, du mein guter Geist, mein besseres Ich!“

An diesem Tage hat er den größten Sieg erfochten. Und

niemand hat es gemerkt, denn Paula glaubt fest, daß es wahr ist und daß sie es gewesen, die ihm das Schmollen abgewöhnt hat.

---

9. Spielverderber.

Es gibt eine Art Mädchen und Knaben, die man Spielverderber nennt, weil sie zu Allem, was die Andern vorschlagen, den Kopf schütteln — manchmal, weil sie einen bessern Vorschlag zu haben glauben, von dem sie nicht ablassen wollen, manchmal aber auch bloß, weil der Vorschlag von den Andern kommt und nicht von ihnen. Werden nun vielleicht diese Knaben und Mädchen sagen dürfen: „Wir wollen eben selbständig sein und nicht immer das tun, was die Andern wollen — wir sind keine Massenmenschen, sondern wir haben unsern eigenen Kopf und unsern eigenen Willen, während die Andern immer geduldig mit dem großen Haufen mittraben". Was würdet ihr darauf antworten? Denkt daran, was ich früher vorhin von der äußerlichen und innerlichen Selbständigkeit gesagt habe. Besteht die Selbständigkeit darin, daß man immer seinen eigenen Willen durchdrückt? Darf der Selbständige nachgiebig sein? Gewiß darf er das, wenn die Nachgiebigkeit nicht aus Angst oder aus Eitelkeit oder aus bloßer Schwäche und Nachäfferei geschieht, sondern aus tapferer und freundschaftlicher Selbstüberwindung. Also nicht daß man sich Andern unterordnet, sondern *warum* man es tut — ob aus Feigheit oder aus Kraft —, das macht die Selbständigkeit aus. Eigensinn ist gar kein Zeichen von Selbständigkeit, Eigensinn ist ein Zeichen von Schwäche: Man kann sich nicht dazu aufraffen, seine eigenen Wünsche zu unterdrücken, und das ist der Anfang aller Unselbständigkeit. Daher sind Eigensinnige meist Menschen, die sehr gern mit der Masse laufen, wenn sie etwas Angenehmes in Aussicht sehen: ihr Mangel an Selbstüberwindung kommt dabei ebenso zu Tage wie bei ihrem Eigensinn: Der wahrhaft Selbständige gibt gern den Andern nach und ordnet sich unter, weil er gelernt hat,

sich selber nicht nachzugeben, sondern aus Tapferkeit gerade das zu tun, was ihm unangenehm ist — darum wird es ihm nicht schwer, friedlich mit Andern zu spielen oder zu arbeiten, während der Weichliche in jedem Augenblicke seinem Kitzel und seiner Laune folgen will und darum auch immer mit dem Willen der Andern zusammenprallt. Darum ist die Nachgiebigkeit im Verkehr mit Kameraden die beste Schule der Selbständigkeit, weil sie den Menschen dazu erzieht, hart gegen sich selbst zu sein und sich nicht selber nachzugeben.

Rettung.

1. Von den Ärzten aufgegeben.

Es ist ein tieferschütternder Anblick, wenn die Ärzte mit düsterm Gesicht von dem Bette eines Kranken zurücktreten und den Angehörigen sagen: „Wir können ihn nicht mehr retten, es ist vorbei". Kein Arzt wird das den Angehörigen sagen, solange auch noch der leiseste Hoffnungsschimmer vorhanden ist. Denn wie oft ist es vorgekommen, daß ein Totkranker wieder zu Kräften gelangte, oder daß ein Gelähmter den Gebrauch seiner Glieder wieder erhielt, obwohl die Ärzte ihn schon verloren gegeben hatten. Ja, sogar solche, die für tot gehalten wurden, sind im Sarge wieder zum Bewußtsein gekommen. Man kann eben nie wissen, ob nicht in dem Kranken noch irgend eine verborgene Heilkraft ist, die man noch nicht auszunützen verstanden hat, oder ob es nicht doch noch irgend ein Mittel gibt, das wie ein erlösender Zauber auf sein Übel wirkt. Bei Manchem war es ein neues Klima, bei dem Anderen ein Kräutlein, bei dem Dritten Elektrizität, bei dem Vierten ein wunderkräftiges Bad, bei dem Fünften eine große Freude, die plötzlich Genesung gebracht. Stumme sind sogar schon durch einen großen Schreck wieder in Besitz der Sprache gelangt, nachdem man schon alle Hoffnung aufgegeben hatte. Auf Grund all solcher Erfahrungen kann man nicht vorsichtig genug sein, ehe man das schwere Wort ausspricht: Er ist nicht mehr zu retten — wir müssen ihn aufgeben.

Noch viel vorsichtiger aber muß man sein, bevor man es wagt, von einem Menschen zu sagen: „Seine Fehler sind so schwer und sein inneres Wesen so verdorben, daß er niemals wieder ein guter Mensch werden kann. Er ist nicht mehr zu retten.“ Bei der Krankheit hat man wenigstens bestimmte äußere Anzeichen, wenn es für immer zu Ende geht. Aber wer kann so ins Herz des Menschen schauen, daß er verkündigen könnte: „Da ist keine Besserung möglich, da ist alles verloren, der wird niemals zur Besinnung kommen!“ Und doch könnt ihr überall hören, wie leichtfertig und vorschnell die Menschen bei der Hand sind, ihren Mitmenschen aufzugeben und ihn zu den Bösen zu werfen, die nicht mehr geheilt werden können — mit denen man sich darum auch keine Mühe mehr zu geben braucht. Das fängt schon in der Schule an. Wenn Einer so recht lügt, verstockt und bissig ist, so geht alles in großem Bogen um ihn herum und verachtet ihn, man spielt nicht mit ihm und behandelt ihn wie eine Art Verbrecher, der aus der guten Gesellschaft ausgestoßen werden muß. Vielleicht wird er nun auch wirklich ein Verbrecher, aber nicht deshalb, weil er unheilbar verdorben war, sondern weil man ihn ausgestoßen und weil keine Freundeshand sich mehr nach ihm ausgestreckt hat.

Ich sehe in Gedanken ein Krankenzimmer vor mir, darin liegt ein schwer kranker Mensch, dessen Leiden von seinen Ärzten für unheilbar erklärt ist. Da tritt ein neuer Arzt hinein, der schon viele geheilt hat, die von Anderen aufgegeben waren. Er betrachtet den Kranken lange und eingehend und dann sagt er mit fester Stimme: „Er wird genesen“. Welche Seligkeit kann solch ein Mensch verbreiten! Aber noch schöner ist es, wenn ein Mensch, dessen Herz verstockt ist und der schwere Fehler hat, plötzlich jemanden trifft, der an seine Genesung und an das Gute in ihm glaubt und zu den Anderen sagt: „Habt nur Geduld und Liebe: Er wird genesen!“ Solche Ärzte könnt ihr alle werden!

2. Die Rettung des Trunkenboldes.

Mir wurde einmal ein Mann gezeigt, der schon wegen unheilbarer Trunksucht im Irrenhaus gewesen war und nun vollständig geheilt umherging und wieder ein guter Familienvater geworden war. Ich fragte den Leiter des Irrenhauses, wie diese Rettung zustande gekommen sei. Er erzählte mir: „Ich hatte ihn längst aufgegeben, denn sobald er wieder in Freiheit kam, fing auch das Trinken wieder an. Da hörte ich von einem armen Schuhmacher: der hatte einen kleinen Verein gegründet von lauter Menschen, die das Gelübde geleistet hatten, nie wieder einen Tropfen Alkohol zu trinken. Weil so entsetzlich viel Not und Elend in der Welt vom Alkohol stammt, so viel Familien zerstört werden durch Trunksucht und so viel Stumpfsinn durch die Trinkerei erzeugt wird — darum hatten sie gelobt, ein Beispiel zu geben. Und wie man sich bei einer Gletscherpartie anseilt, damit Einer den Anderen hält und vor dem Absturze schützt, so glaubten sie eben ihren Entschluß am besten dadurch ausführen zu können, daß sie sich durch einen solchen Verein gegenseitig anseilten, damit Einer der Halt des Anderen sei. In diesen Verein ließ ich nun den Unheilbaren eintreten. Seitdem ist er völlig geheilt." Daß er in die gute Gesellschaft dieser Männer aufgenommen war und sich als Mitglied fühlte und einen Schein unterschrieben hatte, worauf er sich mit dem Ehrenwort verpflichtete, kein Bier, Wein und Schnaps mehr zu trinken — das hatte ihn gerettet. Er brauchte ein Seil und das Gefühl, daß Andere mit ihm gingen, erfüllt von gleichen Vorsätzen, und ihn stärkten durch ihr Beispiel. Seitdem sind viele, viele „Unheilbare" auf die gleiche Weise geheilt worden. Nicht durch Herausstoßen, sondern durch „Hereinnehmen". Wenn man dann die Frauen solcher Geretteten fragt, wie es nun gehe, dann leuchtet ihr Gesicht und sie sagen: „Gut, gut — er hat ja unterschrieben."

3. „Siehe, ich will das Verlorene wiedersuchen."

Der Direktor eines Londoner Gefängnisses war einmal ganz verzweifelt über eine verwilderte Frau, die sich wie ein Raubtier im Gefängnis benahm und Allen als eine ganz unheilbare Verbrecherin erschien. Da erbot sich eine Frau von der Heilsarmee, sie einmal zu besuchen, um mildernden Einfluß auf sie auszuüben. Sie ließ den Wärter draußen, trat ganz allein in die Zelle, eilte auf die Gefangene zu, die gerade auf ihrem Stuhl saß und aus dem Fenster starrte, und gab ihr einen Kuß auf die Stirn. Dann faßte sie ihre Hand. Die Gefangene wußte gar nicht wie ihr geschah. Vielleicht hatte sie niemals in ihrem Leben einen Kuß bekommen. Sie brach in lautes Schluchzen aus und ließ mit sich reden wie ein Kind. Sie vertraute der Besucherin ihr ganzes Leben an. Und als sie aus dem Gefängnisse entlassen wurde, war sie wie verwandelt und ist seitdem eine der aufopferndsten Mitarbeiterinnen der Heilsarmee. Wie mancher scheinbar unheilbare Mensch könnte da noch gerettet werden durch solch einen Besuch voll brüderlicher und schwesterlicher Teilnahme! Wenn warmherzige Männer und Frauen regelmäßige Besucher von Gefängnissen würden — statt daß die Gefangenen da nur mit ihren eigenen dunkeln Gedanken zusammengesperrt sind! Ich sah einmal von der Kanzel einer Gefängniskirche eine große dunkelrote Decke herunterhängen, darauf stand in goldenen Buchstaben gestickt: „Siehe, ich will das Verlorene wiedersuchen". Wer aber sucht denn heute — außer den Geistlichen — das Verlorene wieder? Da sitzen die Menschen düster und einsam oder in der schlechten Gesellschaft von anderen Verbrechern ihre Zeit ab und der Wärter weiß: Sind sie entlassen, so werden sie nur allzubald wiederkommen — meist auch längere Zeit als das erste Mal.

Einmal nahm mich ein Gefängnisarzt mit in die Zellen von einigen jugendlichen Verbrechern. Da dachte ich, es würden nun lauter kleine Raubtiergesichter zum Vorschein kommen. Wie erstaunt

war ich, statt dessen ganz ruhige und angenehme Gesichter zu sehen, einige sogar mit sehr guten freundlichen Augen und feinen Zügen. Manche wohl mit einem frechen und verwilderten Ausdruck — aber Keiner so, daß ich hätte sagen mögen: der ist nicht mehr zu retten. Als der Arzt ihren Kopf streichelte und sie fragte, wie es ihnen ginge, da lächelten sie ihm so dankbar und bescheiden ins Gesicht, daß es einen tief rühren mußte. Meist waren sie wegen Banden-diebstahl in Strafe genommen — aber ich bin sicher, daß sie nicht gestohlen hätten, wenn man rechtzeitig liebevolle Sorge für sie gehabt hätte und ein bischen mehr Freude im Leben. Wie sollte es wohl auch sonst kommen, daß die meisten Verbrecher aus den armen Klassen stammen, wo soviel Hunger und Kummer von früh an auf den Kindern liegt, wo sie mitverdienen müssen, statt zu spielen und zu lachen und wo die Eltern ihre Kinder nicht erziehen können, weil sie oft Beide den ganzen Tag im Geschäft oder in der Fabrik arbeiten müssen? Es ist ja gewiß wahr, daß die meisten armen Menschen ehrlich bleiben bis an ihr Lebensende und der größten Versuchung aus dem Wege gehen, selbst wenn sie hungern und frieren — aber die haben dann wenigstens ein treues und gütiges Mutterauge gehabt, das unauslöschlich über ihrem Leben leuchtete oder irgend eine glückliche Anlage des Charakters — aber wo auch das fehlt und wo das Kind nur Zank und Streit und Grobheit sieht und hört den ganzen Tag — wie soll da das Gute in seine Seele kommen? Fragt Euch einmal selber: Wie würde es wohl in Euren Herzen aussehen, wenn Ihr Eure Wünsche nicht auf einen Weihnachtszettel schreiben dürftet, sondern müßtet Alles im Herzen traurig verschließen und müßtet Streichhölzer auf der Straße verkaufen, wenn bei Andern der Lichter-baum brennt? Ob ihr wohl nicht in Versuchung kämet, etwas zu nehmen, was euch nicht gehört? Denkt nur daran, wie mürrisch ihr schon seid, wenn euch nur ein Lieblingswunsch nicht erfüllt wird!

Ich sag euch dies Alles, damit ihr seht, wie leicht man den rechten Weg verlieren kann, auch wenn man gar kein schlechter

Mensch ist, und daß es gar nicht unser eigenes Verdienst ist, wenn wir gut bleiben und daß wir vielleicht auch verwildert wären, wenn wir in unserer Kindheit keine rechte Liebe und Freude und kein gutes Beispiel gehabt hätten. Wenn ihr darum unter euren Kameraden irgend einen habt, der so recht versteckt und roh und heimlich ist, so sagt nicht gleich: „Er ist von den Ärzten aufgegeben — mit dem reden wir nicht.“ Denn sonst könntet ihr daran schuld werden, daß er wirklich einmal verloren geht. Gerade ihr könnt ihm vielleicht die Güte und Freundschaft schenken, an der er gesund werden kann und die er bisher vergebens mit durstigem Herzen gesucht hat. Und wenn euch eure Eltern sagen: „Mit dem sollt ihr nicht verkehren, der könnte euch anstecken mit seinen schlechten Eigenschaften,“ — so geht zu ihnen und sagt: Wir wollen ihn anstecken mit der Liebe, bitte laßt es uns versuchen! Ihr lest ja soviel in den Märchenbüchern von Prinzen und Prinzessinnen, die durch irgend eine böse Zauberin verhext und in ein Tier verwandelt sind und nun auf Erlösung warten. Und da kommt dann endlich irgend Einer, der sie recht lieb hat und sich vor nichts fürchtet — der bricht den Zauber und erlöst sie. So ist's auch in Wirklichkeit mit vielen Menschen: Sie scheinen behext und in ein böses Tier verwandelt zu sein — nicht durch einen wirklichen Zauberer, wohl aber durch Unglück und schlechtes Beispiel oder durch falsche Behandlung und Lieblosigkeit. Und ihr könnt sie erlösen, nicht nur durch Freundlichkeit und Achtung, die ihr ihnen zeigt, sondern auch indem ihr ihnen irgend eine Freude ins Leben zu bringen sucht.

Ein großer russischer Dichter war mehrere Jahre lang im Gefängnis in Sibirien und hatte dort reiche Gelegenheit, die schlimmsten Verbrecher zu beobachten. Er erzählt, wie leicht es dort ein guter Kommandant gehabt habe. Einige wenige freundliche Worte oder gar eine achtungsvolle Behandlung, und die Leute seien wie umgewandelt gewesen. Sie hätten sich wie Kinder gefreut und die unbegrenzteste Dankbarkeit gezeigt. Wenn man also selbst die ver-

rohtesten Menschen durch gütigen und menschlichen Umgang besser machen kann — hat man dann noch ein Recht, von Kameraden zu sagen: „Man kommt bei ihnen nur mit Grobheit durch — es ist schade um jedes gute Wort?“

---

4. Das Erkennen.

„Ein Wanderbursch mit dem Stab in der Hand — kommt wieder heim aus fremdem Land“ — wer von euch erinnert sich nicht an das schöne Gedicht? Wie ihn niemand wieder erkennt, selbst seine besten Freunde, ja sogar seine Braut nicht. Traurig geht er weiter. Ein Thränlein hängt ihm an der braunen Wang. Und dann heißt es weiter:

> Da wankt auf dem Kirchsteig sein Mütterchen her
> „Gott grüß euch!“ so spricht er und sonst nichts mehr.
> Doch sieh — das Mütterchen schluchzet voll Lust:
> „Mein Sohn!“ und sinkt an des Burschen Brust.
> Wie sehr auch die Sonne sein Antlitz verbrannt,
> Das Mutteraug hat ihn doch gleich erkannt!

Ja, — das Mutterauge sieht tiefer als alle anderen Augen; mag das Gesicht auch noch so entstellt sein durch Sonne und Staub, durch Irrtum und Schuld — die Mutterliebe sieht was dahinter ist, das tausendmal gesegnete Kindergesicht, und sie wird immer aufs Neue glauben und hoffen, wenn auch alle Anderen den Wanderer nicht mehr kennen wollen. Aus seinem Gruß hört sie noch einen Klang aus ferner guter Zeit, in seinem Auge sieht sie noch einen Strahl einstiger Treue und Offenheit, — ja, es ist ihr Sohn, wie sehr auch die Sonne sein Antlitz verbrannt!

Wie anders würden wir wohl über manches verstockte und verwilderte Gesicht urteilen, wenn wir es mit Mutteraugen ansehen könnten! Wir wären nicht so schnell fertig mit aller Hoffnung. Leider aber kann man sich Mutteraugen nicht so leihen wie eine Lupe

oder ein Mikroskop. Oder vielleicht doch? Versucht es nur einmal und denkt an seine Mutter, gerade wenn ihr jemand so recht wegwerfen wollt. Ob ihr ihn dann nicht mit einer ganz neuen Sorgfalt betrachtet? Ob nicht mit einem Mal vieles abfällt von seinem Gesicht, was ihn entstellt hat?

Und wenn wir auch nicht in sein Inneres dringen — der Gedanke an die Mutter eines Menschen wird doch eine Gewissensstimme in uns, die unserer bitteren Rede ins Wort fällt und sagt: „Still — still — wenn sie das hörte, wenn sie das sähe?“

---

5. Die Abfallkiste.

Habt ihr wohl einmal davon gehört, wo all das Gerümpel hinkommt, das sich in solch einer Abfallkiste zusammenfindet, wie sie in manchen Städten alle Sonnabend von den Dienstmädchen vor's Haus gestellt wird? Ihr denkt vielleicht, das verschwindet nun auf Nimmerwiedersehen irgendwo in der Unterwelt? Denn es sind ja lauter Dinge darin, die von „den Ärzten aufgegeben“ und als „unheilbar“ erklärt sind, oder als durch und durch verdorben, als unnütz und unbrauchbar fortgeworfen sind: zerrissene Puppen, zerbrochene Spielsachen, Töpfe, Teller, Lumpen, Knochen — na, ich brauche ja hier nicht die ganze Abfallkiste vor euch auszuleeren.

Es gibt nun ein kleines Buch, betitelt: „Entdeckungsreisen in Haus und Hof“ von Hermann Wagner: der hat sich einmal die Mühe gegeben, all den verschiedenen Dingen nachzuforschen, die er in der Abfallkiste vorgefunden hat. Und dabei hat er entdeckt, daß fast Alles durch menschliche Kunst wieder in irgend einen brauchbaren Gegenstand verwandelt wird. Zum Beispiel die Knochen. Die größten und schönsten kommen in Fabriken, in denen sie gereinigt, gebleicht und zu Messergriffen, Pianofortetasten und dergleichen umgewandelt werden. Aus den geringeren Stücken wird Phosphor gemacht und der brennt dann wieder an euren Streichhölzern. Die

übrigen werden zu Knochenmehl vermahlen und als Düngemittel vom Landmann sehr geschätzt. Auch in der Wichse, mit der ihr eure Stiefel wichst, sind Knochen enthalten, denn man gewinnt das sogenannte Beinschwarz aus geglühten Knochen. Aus Kalbsfüßen wird Öl gewonnen, das bei der Lederbereitung Verwendung findet. Lederstückchen wandeln zum Leimsieder. Fischschuppen werden zu Perlen, Armbändern und Ornamenten umgewandelt; aus Fischaugen machen die Blumenmacher unentwickelte Blütenknospen. Alte Lumpen, aus denen man früher nur Papier machte, wandern jetzt in die Fabriken, werden dort zerfasert und mit neuer Wolle zusammengekrempelt, sodaß sie aufs neue ihren Lauf beginnen. Die Abfälle, die dabei übrig bleiben, schmücken als Prachttapeten unsere Zimmerwände. Lumpen, die zur Papierbereitung kaum tauglich waren, verwandeln sich in Papiermaché und kommen als Theebrettchen wieder. Glasscherben und zerbrochene Flaschen werden von neuem geschmolzen und zu Geschirren geformt. Kurz — alle die Mitglieder solch einer Abfallkiste werden so sehr in alle Winde zerstreut und machen so grundverschiedene Schicksale durch, daß sie sich wohl beim Abschiede fragen dürfen: „Wann sehen wir uns, Brüder, in einer Kiste wieder?“ Wenn man nun das Alles bedenkt, wie hier durch menschliche Kunst die schlechtesten Lumpen und die verdorbensten Abfälle wieder zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft gemacht, ja sogar zu Prachtstücken verwertet werden, muß es dann nicht doppelt armselig erscheinen, daß man noch so sorglos und kunstlos mit Menschen umgeht, wenn sie ein wenig in Scherben gegangen oder lumpig geworden sind, und sie gleich als unbrauchbar und unverbesserlich ausstößt und fortwirft, wenn ihr Benehmen häßlich und ungenießbar geworden ist — statt auch nur halb so viel Verwandlungskunst auf sie zu verwenden, wie heute auf Kalbsfüße, Fischgräten und Knochen verwendet wird?

Aus den Stücken einer Abfallkiste sucht man das dauernd Wertvolle durch die verschiedensten, sorgfältigsten Prozesse zu lösen, beim

Menschen aber soll es gleich heißen: „Mit ihm spielen wir nicht mehr, mit ihm reden wir nicht mehr — aus ihm ist nichts mehr zu machen?"

6. Die Larve.

Stellt euch einmal vor, ihr fändet eine Larve, und wüßtet nicht, daß aus diesem kalten, toten Gespinnst im Frühling ein schöner Schmetterling herauskommt. Ihr würdet denken, es sei irgend ein totes Tier und würdet es vielleicht wegwerfen. Genau so ists mit manchen Menschen. Ihr ganzes Wesen ist wie eine Larve, sie haben sich eingepuppt und zugeschlossen, und wer sie so bloß von außen ansieht, der meint, es könne nie wieder etwas Erfreuliches aus ihnen werden. Und doch fehlt ihnen nur die Sonne, die Frühlingssonne, um neues Leben in ihnen zu wecken. Und diese Sonne könnt ihr sein. Denn was für die Larven die Sonne ist, das ist für den verstockten und verhärteten Menschen herzliche Teilnahme und Güte. Wenn ihr die Larve im dunkeln Keller behaltet, dann wird aus ihrem Gespinnst kein bunter Schmetterling mit Flügeln kommen — und wenn ein Mensch keine Zärtlichkeit und keine Liebe erfährt, so bleibt er eben zeitlebens eine Larve. Wenn ihr jemals so einen eingepuppten Menschen antrefft — stoßt ihn nicht von euch, wie die vielen Gedankenlosen das tun —, erprobt lieber einmal eure Sonnenkraft und versucht es, ob ihr nicht doch noch seine Flügel wieder hervorlockt. Und wenn es nicht gelingt, dann laßt es nicht ihn entgelten, sondern fragt euch, wieviel Kälte und Dunkelheit und wieviel Kellerluft wohl dazu gehörte, ihn so für immer zu erstarren?

7. Der Maler.

Es waren einmal ein paar recht garstige Kinder, die sollten zum Geburtstag ihrer Großmutter gemalt werden. Die Eltern brachten sie zu einem berühmten Maler und fragten, ob er die Arbeit

übernehmen wolle. „Ja", sagte er mit saurer Miene, denn es reizte ihn nicht gerade, solche ungezogene Fratzen auf der Leinwand zu verewigen. Es wurde alles verabredet und die Kinder saßen ihm täglich. Nach vier Wochen brachte er das Bild; da war alles ganz erstaunt über den lieblichen und reinen Ausdruck der Gesichter. Und doch konnte niemand sagen, daß die Bilder unähnlich seien. „Wo haben Sie nur diesen Ausdruck hergezaubert?" so fragte man den Maler. „Ich brauchte gar nicht zu zaubern", sagte der, „ich habe ihn hervorgelockt aus den Kindern. Ich habe ihnen schöne Geschichten erzählt während des Malens und sie selber erzählen lassen — da sah ich alles Liebe und Gute, was im Innern verborgen lag, plötzlich in den Gesichtern aufleuchten, und schnell fing ichs auf und brachte es auf die Leinwand. Ich habe nichts verschönert, ich habe das vorhandene Schöne nur hervorgeholt. Dazu sind wir Maler da. Wir sind die Entdecker des verborgenen Schönen!"

Ja, wenn nur jeder Mensch solchen Entdecker fände! Ich sage Euch aber: Wer Geduld hat, kann solche Kunst schon lernen. Zwar nicht das Malen — aber doch das Hervorlocken des verborgenen Schönen. Ärgern euch Geschwister oder Kameraden durch Garstigkeit, so denkt einmal, Ihr müßtet sie malen und benützt ihr eigenes Gesicht dazu. Ob ihr in einigen Wochen nicht einen anderen Ausdruck hineinmalen könnt durch doppelte Freundlichkeit und Güte? Lernt einmal beobachten wie ein Maler und seht, ob sie nicht durch den Widerschein eurer guten Behandlung schon ganz andere Augen bekommen und einen anderen Zug um den Mund. Wie schön, wenn sich das festhalten ließe! Und es läßt sich festhalten, wenn ihr nur fest bleibt in der Güte! Wie schön, wenn sich dann die Eltern der „Garstigen" auch einmal über das schöne Gemälde freuen, was ihr gemalt habt — gemalt nicht mit Ölfarbe auf die Leinwand, sondern mit der Kunst des Herzens auf lebendige Gesichter!

8. Der Geigenunterricht.

Es war einmal ein elfjähriger Knabe, mit dem mochte niemand mehr spielen, weil er jedes Spiel verdarb und seine Freude hatte, wenn er die Anderen quälen und ärgern konnte, und obendrein noch hinter Jedem drein schimpfte. Da besuchten seine früheren Spielgenossen und Genossinnen einmal seine Mutter, um sich über ihn zu beklagen. Da sahen sie denn, wie traurig und freudlos es in seiner Wohnung aussah. Und seine Mutter zeigte eine alte geborstene Geige und sagte, darauf spiele er immer, weil er solche Freude an Musik habe — aber es sei kein Geld da, ihm Unterricht geben zu lassen oder gar eine Geige zu kaufen. Das erzählten die Kinder zu Hause. Da beschlossen mehrere Eltern, Geld zu sammeln, damit der Junge Musikstunde haben könnte. Die Sammlung glückte und der Knabe bekam seine Stunden. Und siehe da — von dem Tage an war er ganz verändert. Es kam Allen vor, als habe er ein ganz anderes Gesicht bekommen. Nun hatte er etwas in der Welt, worauf er sich freuen konnte — und da war's, als bräche das Eis in seinem Herzen und käme alles Liebenswürdige und Gute hervor, was vorher geschlafen hatte.

Und doch war er von seinen Kameraden schon als unheilbar erklärt worden! Zuletzt hatten sie gemeint, er würde vielleicht durch eine tüchtige Tracht Prügel geheilt werden. Aber die Mutter hatte gesagt: „Ich wichse ihm alle Tage durch und et hilft doch nischt." Da hatte also nur die Geige geholfen. „An ihren eigenen Liedern klettert die Lerche in die Luft empor", hat einmal ein Dichter gesungen. So kletterte der kleine Max Schulze an seinen eigenen Geigentönen ins Licht empor.

Habt ihr mal einen eingewachsenen Nagel gehabt? Es tut heillos weh, nicht wahr? Weil der Nagel eben keinen Platz zum Geradeauswachsen hat, wegen der engen Stiefel, darum biegt er sich rückwärts und wächst aus Rache ins eigene Fleisch!

Max Schulze hatte viel Phantasie und Fröhlichkeit und Lust am Leben. Aber das Alles konnte nicht geradeaus wachsen. Da bog es sich um und wuchs ins eigene Fleisch und machte ihn wild und kratzig. Was half da die Wichse und das Ausstoßen?

---

9. Was man im Pferdestall lernen kann.

„Der Gaul ist ein- für allemal verdorben", hörte ich einmal einen Stallknecht sagen. Es war ein schönes starkes Pferd, von dem er sprach — aber niemand wollte es mehr reiten, weil es gar keinen andern Gedanken mehr zu haben schien, als seinen Reiter abzuwerfen oder ihn an Bäume und Zäune zu drücken und beim Auf- und Absteigen nach ihm zu beißen und zu schlagen. Jeder Stallknecht, der ihm Futter brachte, schlug es denn auch an die Nase oder brüllte es grob an und der Stallmeister in der Reitbahn setzte seinen Stolz darein, eine ganze Stunde auf ihm herumzuschlagen und doch im Sattel zu bleiben trotz aller Sprünge — besonders wenn Zuschauer auf der Galerie waren.

Da kam eines Tages ein weitgereister Herr, dem das Perd gefiel, und sagte, er wolle es in vier Wochen so ziehen, daß man es um den Finger wickeln könne. Alle dachten, er verstünde wahrscheinlich das Peitschen und Sporenschlagen noch besser als der Stallmeister und freuten sich auf das Gestampfe in der Reitbahn. Aber es kam ganz anders. Als das Pferd für ihn gesattelt wurde, sprach er beständig in sanftem, fast zärtlichem Ton auf das Tier ein und gab ihm Zucker. Dann führte er es mehreremale in der Reitbahn herum, fortwährend ruhig zu ihm sprechend. Mit einem Mal saß er droben. Jetzt machte das Pferd einige gewaltige Sprünge und erwartete dann seine Hiebe. Es kam nichts. Nur drückte er es mit eisernen Schenkeln vorwärts. Kein heftiges Wort, kein Zügelreißen, kein Hieb. So trieb er es zwei Wochen. Danach war das Pferd gar nicht wieder zu erkennen. Es bewegte sich ebenso gebändigt wie der Mann, der mit ihm sprach.

Fragt nur jeden erfahrenen Pferdekenner, ob er euch nicht das Gleiche erzählen wird. Sind doch die arabischen Pferde vor allem deshalb so adlig im Auftreten, weil der Araber mit ihnen umgeht wie mit Freunden. Das edelste Pferd wird durch rohe Behandlung ruiniert und das verwildertste Tier kann durch vornehme und liebevolle Behandlung wieder zurecht gebracht werden.

Daraus könnt ihr am besten sehen, daß vornehme Güte nichts Schwächliches ist, sondern eine große Naturgewalt, die sogar Tiere bändigen kann, mit denen der gröbste Stallknecht nicht fertig wird. Mancher, der nicht an die Macht des guten Wortes glauben wollte, der hat es endlich im Pferdestall gelernt.

So, — nun hab' ich euch in vielen Bildern die Antwort gesagt auf die Frage, was man machen soll mit widerwärtigen und verwilderten Menschen, oder mit solchen, die häßliche und grobe Fehler haben, sodaß der Verkehr mit ihnen keine Freude ist.

Ich wollte euch nicht selber antworten: So sollt ihr's machen oder so — sondern ich wollte das Leben selbst antworten lassen. Darum gab ich euch die Bilder. Was erzählen sie Alle — die Geschichte von den genesenen Kranken, die schon als unheilbar erklärt waren, von dem Trunkenbold, der seiner Familie zurückgegeben wurde, von der Macht der Güte gegenüber den Gefallenen, von der Umwandlung eines Knaben durch die Freude, von dem Maler, von dem Mutterauge, von der Larve, von der Abfallkiste und endlich von der Zähmung des verdorbenen Pferdes? Das Alles erzählt davon, daß ein jedes Wesen seinen Retter finden kann — und sei es noch so erstarrt, noch so verhärtet, verlumpt und verwildert, und scheine es auch noch so unbrauchbar, unheilbar und unrettbar.

Wenn das nun schon im Großen der Fall ist, darf man dann im Leben der Jugend, wo alles noch wächst und neue Triebe treibt — darf man da wirklich von irgend einem Knaben oder Mädchen sagen: „Alles vergeblich — nichts mehr zu machen — muß sich selbst

überlassen werden"? Oder ist es nicht weit herrlicher, die Hand hin zu reichen und ein Retter zu sein? Aber kein hochmütiger, sondern ein demütiger Retter, der immer daran denkt: wo wäre ich wohl, wenn ich nicht soviel Retter gefunden hätte und Erbarmer auf meinem Lebenswege?

---

10. Die zwölf Brüder.

Erinnert ihr euch noch aus eurer Kinderzeit an das Märchen von den zwölf Brüdern? Wie die Brüder verzaubert wurden, als ihre Schwester geboren ward, und wie die Schwester dann auszieht, um sie zu erlösen? Und wie sie schon in ihrer Nähe ist und in einem Gärtchen zwölf weiße Blumen bricht, um sie den Brüdern zu schenken. Da tritt eine alte Frau zu ihr und sagt: „Mein Kind, was hast du angefangen? Die zwölf weißen Blumen, das waren deine Brüder, die sind nun auf immer in Raben verwandelt." Da fragte das Mädchen weinend: „Ist denn kein Mittel, sie zu erlösen?" „Nein", sagte die Alte, „es ist keins auf der ganzen Welt als eines — das ist aber so schwer, daß du sie damit nicht befreien wirst. Denn du mußt sieben Jahre stumm sein, darfst nicht sprechen und nicht lachen und sprichst du ein einziges Wort und es fehlt nur eine Stunde an den sieben Jahren, so ist alles umsonst und deine Brüder werden von dem einen Wort getötet." Da sprach das Mädchen in seinem Herzen: „Ich weiß gewiß, daß ich meine Brüder erlöse." Sie ging allein in einen großen Wald und spann dort. Da aber fand sie ein König und nahm sie auf sein Schloß und machte sie zu seiner Königin — obwohl sie stumm war. So lebte sie einige Jahre neben ihm, dann aber wurde sie als Zauberin verleumdet; zuerst wollte es der König nicht glauben — aber endlich schenkte er dem Gerede doch Gehör und gab seine Zustimmung, daß sie als Hexe verbrannt werden sollte. Als sie aber schon an dem Pfahl festgebunden war und das Feuer an ihren Kleidern mit roten Zungen leckte und sie immer noch nicht den Mund auftat, da war

eben der letzte Augenblick von den sieben Jahren verflossen. Es rauschte und schwirrte in den Lüften und die zwölf Raben kamen und verwandelten sich in ihre Brüder, die schnell das Holz auseinanderrissen und die Stricke lösten. Da konnte die Königstochter wieder sprechen und dem König das Geheimnis ihres Schweigens erklären und Alles war voll Freude.

Nun sagt einmal, kommt das bloß in Märchen vor, daß eine Schwester ihre Brüder durch Schweigen erlöst, oder ist das auch in der Wirklichkeit möglich? Kann man wirklich durch Schweigen einen Menschen erlösen, d. h. kann man ihn durch Schweigen von dem Zauber irgend einer bösen Gewohnheit befreien? Zum Beispiel wenn ein Bruder ein rechthaberisches und heftiges Wesen hat, das ihn für seine Freunde ungenießbar macht und eine große Gefahr für sein späteres Leben ist — kann ihn die Schwester erlösen? Gewiß, sie kann's, sie allein, wenn sie die große Liebeskraft hat, ihm das Opfer zu bringen. Welches Opfer? Nun, daß sie im Streite nicht das letzte Wort zu behalten sucht, auch wenn sie Recht hat, sondern freundlich schweigt — ach, das ist so ein herrlich beschämendes Beispiel, es dringt durch die dickste Haut und bringt den großartigsten Zänker zur Besinnung. Nicht mit einem Mal, vielleicht oft auch erst nach sieben Jahren — aber es ist das einzige Mittel — darin hatte die alte Frau Recht, und auch darin hatte sie Recht, daß es so ungeheuer schwer ist und daß nur sehr wenige es können. Ihr müßt dabei nicht etwa denken, daß der Bruder nun jedesmal bei jedem Streitfall meinen wird, im Rechte zu sein, bloß weil ihr schweigt. Nein, im Grunde weiß jeder Mensch ganz genau durch seine eigene innere Stimme, wann er im Unrecht ist, wo er zu weit gegangen, wo er sich unschön benommen hat. Darum hat auch der mittelalterliche Dichter Dante in seiner Dichtung von der Hölle es so dargestellt, daß jeder, der in die Hölle kommt, gar nicht erst von den Teufeln geführt zu werden braucht, sondern er weiß selbst ganz genau, worin er gesündigt hat und an welcher Stelle er seine

Strafe findet. Aber nach außen hat eben jeder die Schwäche, daß er es den Anderen nicht zugeben will, daß er Unrecht hat. Wenn die Schwester daher streitet und hadert und selber kämpft, um das letzte Wort zu behalten — dann verbohrt sich der Bruder immer mehr in seine Verteidigung und wird verstockt und es nimmt kein Ende. Und das ist schrecklich. Habt Ihr einmal durchs Fenster zwei Menschen zanken gehört? Ich finde, es ist das Häßlichste und Traurigste, was es in der Welt geben kann. Es ist, als ob gar keine Sonne mehr schiene, sondern statt dessen eine Petroleumlampe am Himmel hinge mit fahlem Licht und zerbrochenem Zylinder. So zanken manche Menschen ihr ganzes Leben lang, und wenn sie gestorben sind, so meint man, sie hielten es nicht im Grabe aus, sondern träfen sich als Geister wieder auf der Wiese, und der Eine sagte „widi bum" und der Andere immer „widi bam" — gerade wie im Leben. Und Jeder meint, er habe Recht bis in alle Ewigkeiten. Gesegnet seien darum alle Schwestern, die das Gelübde des Schweigens in ihr Herz schließen wie die Märchenschwester und sich auf den Weg machen und sagen: „Ich bin gewiß, ich werde sie erlösen."

Seht ihr auch, daß es ein feines Gleichnis ist im Märchen, daß die Schwester schon im Feuer steht und die Flammen an ihr emporlecken und sie doch schweigt? So ist's auch im Leben; das Schweigen wird Einem furchtbar schwer gemacht. Es ist oft, als hielte man's nicht mehr aus, es brennt förmlich. Man fühlt sich ungerecht verurteilt und falsch beschuldigt und möchte sich reinwaschen. Nur *ein* Wort möchte man abschießen. Aber dadurch kommt dann eben der Zank ins Rollen, denn so ein Murrpeter und Zänker sucht ja gerade meist irgend einen Gegenstand, den er beschuldigen und an dem er seinen Ärger auslassen kann. Also Erlösung durch Schweigen — das ist's.

Und wenn eure Brüder wie zwölf Raben auf Euch einkrächzen, so beißt die Lippen aufeinander und denkt: „Wartet nur, ihr armen

Raben, ihr seid ja doch meine Brüder, nur Geduld, ich krächze nicht mit, ich werde euch erlösen!"

---

11. Dornröschen.

Wir haben eben davon gesprochen, wie eine Schwester ihren Bruder erlösen kann. Nun sagt einmal, kann denn auch ein Bruder seine Schwester erlösen? Es müßte doch merkwürdig zugehen, wenn er das nicht könnte, denn so ein Bruder ist doch meistens stärker als seine Schwester — und was sie kann, das sollte er doch auch können. Freilich, zum Erlösen gehört etwas anderes als tüchtige Fäuste und lautes Geschrei — es gehört sehr viel Liebe dazu und davon haben die Frauen meist mehr als die Männer — auch schon in der Jugend. Aber wenn es beim Bruder vielleicht auch nicht dazu reicht, zwölf Schwestern auf einmal zu erlösen, so kann er doch vielleicht *eine* erlösen.

So eine Schwester mit blauen Augen, blonden Haaren und roten Backen ist etwas Reizendes für den Bruder — nur schade, daß sie oft so kratzig ist. Bei dem geringsten Scherz bekommt man einen Stich, beim Spiel ist sie reizbar und bissig, und wenns gar zum Streiten kommt, so ist gar nicht mit ihr zu reden. Es ist eine Rose in Dornen — es ist ein Dornröschen, das verzaubert in dichtem Kratzgestrüpp sitzt — ja wirklich, bei dem Märchen von Dornröschen muß ich immer an eine kratzige Schwester denken, die so von Dornen umgeben ist, daß man von den Rosen überhaupt nichts merkt.

Wie erlöst man sie denn nun aus ihrer stachligen Hecke? „Man gibt ihr einen Kuß!" Ja, wenn sie dann auch wieder kratzt? Es gibt solche Exemplare. Ich denke, mit dem Kuß im Märchen ist nur gemeint: Man muß sie unendlich lieb haben und ihr das zeigen — dadurch allein kann man sie allmählich aus ihrer Dornenhecke befreien, und dadurch allein kann man ihr auch ein ernstes Wort beibringen. Aber ein Bruder, der mit dem Stock in die Dornenhecke schlägt und

hineinschimpft, der wird seine Schwester sicher nicht erlösen — im Gegenteil. Er muß einfach von den Stacheln gar keine Notiz nehmen und immer gleichmäßig freundlich und gefällig sein — dann biegen sich die Dornenzweige willig auseinander und lassen ihn durch wie den Königssohn im Märchen, denn nichts beschämt so, wie die verzeihende Güte — es liegt derselbe Zauber darin, wie in der Sonne, wenn sich alle Pflanzenkelche ihr zuwenden. Sehr gut wirkt es auch, wenn der Bruder nach einer recht unangenehmen Kratzerei sofort in die Stadt läuft oder in den Wald und einen kleinen Blumenstrauß oder etwas Obst oder sonst eine Überraschung mitbringt und es der Schwester überreicht mit den Worten: „Ich habe dich vorhin ungeschickt behandelt — hier hast du einen kleinen Trost dafür!" Das wirkt wie der Kuß im Märchen.

---

12. Die Tränen der Reue.

Ich will euch einmal eine alte italienische Legende aus dem Mittelalter erzählen. Es lebte einmal zur Zeit des Kaisers Mauritius im alten byzantinischen Reiche ein wilder Räuber, der kein Erbarmen kannte und kein göttliches und menschliches Gesetz, und der sich mit einer kleinen Schar auf einem Berge verschanzt hatte — von wo er mordend und plündernd das Land verherrte. Wer ihm den Tribut verweigerte, der konnte sicher sein, daß eines Nachts sein Besitztum in Flammen stand und er selbst grausig erschlagen darunter. Und immer weiter verbreitete sich der Schrecken, Da wandte sich das Volk endlich an den mächtigen Kaiser. Er sandte hundert Krieger — aber sie wurden fast alle erschlagen und die zurückkehrten, die meldeten, der Räuber stehe mit den Dämonen im Bunde. Und das Volk begann zu glauben, er sei unüberwindlich. Als der Kaiser die Nachricht vernahm, wurde er sehr ernst und ging lange in seinem Gemache auf und ab. Endlich hatte er einen Plan gefaßt.

Er nahm das reinste Gold aus seinem Schatze und ließ einen

frommen Mönch kommen, den größten Künstler seines Reiches und befahl ihm, aus diesem Golde einen herrlichen Heiligenschrein zu verfertigen. Und der Mönch arbeitete Tag und Nacht in seiner Zelle. Er war ein heiliger Mann, der nicht um des Lohnes willen arbeitete, sondern nur um Gott zu dienen. Sein ganzes Herz verschmolz mit seiner Arbeit. Schon war das Kreuz fertig und die Gestalt des Heilands und die Taube des Friedens mit dem Olivenzweige. Und während er schaffte, ließ er nicht ab zu beten, und in seinem Gebete gedachte er voll tiefsten Erbarmens an das dunkle Herz, das harte, hoffnungslose, gottesferne, für welches das Heiligenbild bestimmt war. Und als der Schrein fertig gestellt war, da schickte ihn der Kaiser durch seine Gesandten zu dem Räuber. Es war mitten im Winter als die Gesandten den Berg bestiegen. Die Wälder starrten von Eis und Schnee — nur unter dem Strahl der Mittagssonne tropften die Bäume ein wenig. Endlich traf man auf das Lager des Räubers. Er stand finster wie ein großes Raubtier im Kreise der Seinen und fragte nach dem Begehr der Gesandten. Da trat einer vor und reichte dem Räuber das heilige Bildnis und sagte: „Dies Geschenk sendet dir der Kaiser als ein Zeichen seines gnädigen Herzens". Der Räuber hielt den kostbaren Schrein in seiner schuldbeladenen Hand und war starr. „Für mich?" rief er aus, „für mich?" Dreimal mußte der Gesandte seine Botschaft wiederholen, dann hing er die Kette mit dem Schrein um seinen Hals — den Schrein mit all den tausend Gebeten. Und sie waren nicht verloren. Mit jedem neuen Tag ging eine größere Veränderung in seinem Innern vor sich. Er konnte an nichts mehr Freude finden, was er sonst begehrte. Ein Zauber ging von dem Kunstwerke aus, der seine ganze Seele gefangen nahm; er saß da und versenkte sich voll nie gekannter Ruhe in jedes einzelne heilige Zeichen. Aber was ihn so still machte, das war nicht das Gold und die äußere Pracht des Kunstwerkes — es war die heilige Seele des Mönches, die in jeder Linie lebte. Und allmählich erwachte er von dem schweren Traume seines Lebens und

neue Gedanken und Gefühle kamen in ihm auf und in ihrem Lichte sah er sein ganzes blutiges Leben vor sich und ward von verzehrender Reue ergriffen. Aus vergessenen Gräbern standen seine Verbrechen wieder auf und starrten ihn an und der Abscheu vor sich selbst überfiel ihn so grimmig, daß er heimlich des Nachts seine Genossen verließ und tagelang wanderte, bis er die Stadt des Kaisers erreichte — gerade als die heilige Osterwoche begann. Da warf er sich vor allem Volke zu den Füßen des Kaisers und flehte um Verzeihung. Der Kaiser sah sein zerknirschtes Herz und sagte: „Mag Gott mir im Himmel meine Sünden vergeben, so wie ich dir die Deinen verzeihe." Aber der unglückliche Mensch konnte sich selbst nicht mehr verzeihen! Er wurde Tag und Nacht verfolgt von den Schatten seiner Verbrechen. Er siechte dahin und starb in einem Krankenhause. Und als der Morgen dämmerte, da träumte der Arzt, der bis zu seinem letzten Augenblicke bei ihm gewacht hatte, daß die Dämonen und die Engel um seine Seele kämpften. Der Oberste der Dämonen hielt eine Wagschale und legte auf die eine Seite alle Schandtaten und zeigte höhnend den Engeln, wie die andere Schale emporschnellte, weil auch nicht eine einzige gute Tat in seinem ganzen Leben zu finden war. Da ergriff der Engel das Tuch des Toten, das ganz von Tränen der Reue durchweicht war und warf es auf die leere Schale. Und die Schale sank und sank — und die Dämonen zogen knirschend von dannen. Da erwachte der Arzt und sah, wie der erste Strahl der Morgensonne das beruhigte Antlitz des Toten beleuchtete.

Welches Geheimnis des menschlichen Herzens wird uns nun wohl in dieser Erzählung entschleiert? Ich frage nicht: Was kann man aus dieser Erzählung lernen? Denn solche Legenden sind nicht dazu da, daß man etwa aus ihnen lernt wie aus einer Grammatik oder einem Rechenbuche. Sie sind von Menschen geschaffen, die tiefer ins menschliche Herz und weiter ins Dunkel des Lebens hineinblicken als wir andern, und wenn wir ihre Schöpfungen an-

dächtig in uns aufnehmen, dann wird es uns, als ob unsere eigenen Augen größer und heller würden und als ob wir vieles sähen, was uns sonst verborgen blieb.

Wenn ich diese alte Legende lese, dann scheint es mir immer, als lebten viele Menschen in einem solchen verschanzten Lager und das Lager sei der Trotz und die verstockte Selbstsucht — nur ist weit und breit kein frommer Mönch da, der ihnen einen Heiligenschrein brächte, d. h. es ist kein Mensch da, der sich die Mühe und Geduld nähme, sich selber ganz von allem Trotz und aller Selbstsucht zu reinigen und sie durch ein Zeichen des tiefsten Erbarmens zu erlösen und zur Einkehr zu bringen. Meist fliegen nur Steine und Drohungen und Flüche in das verschanzte Lager und dann heißt es: „Es nützt Alles nichts — er bekehrt sich nicht!“ Fragt euch selber einmal — wie oft habt ihr einem Kameraden, oder eurem eigenen Bruder schon wütend den Rücken gewendet, statt ihm einen Heiligenschrein zur Besinnung zu schicken, d. h. irgend einen Beweis recht großer und rührender Liebe und Bescheidenheit? Wenn wir z. B. von einem solchen Menschen hören oder lesen, wie es jener Räuber war, dann läuft uns das Grausen über den Rücken und wir denken: Er ist nicht mehr als ein Raubtier, man muß ihn totschlagen wie einen tollen Hund. Aber wer weiß, ob nicht tief verborgen in der dunklen Seele noch der Keim des Guten liegt — und vielleicht nur deshalb im Dunkeln blieb weil er nie geweckt wurde? Wenn es nun aber wahr ist — und man hat viele Beispiele dafür, — daß die rohesten und verstocktesten Menschen erlöst werden können von dem, der den Schlüssel zu ihrem Herzen findet, müssen wir dann nicht sagen, daß es meist nur unsere eigene Schuld und Ungeschicklichkeit ist, wenn wir mit einem Menschen nicht auskommen können und fortwährend in Streit mit ihm geraten? Euer Bruder ist kein Räuber, der sich auf einem Berge verschanzt und mit bösen Geistern einen Bund geschlossen hat, und doch tut ihr oft so, als sei er ein Mensch, bei dem man mit Güte und Freundlichkeit nichts mehr erreichen könne, sondern nur

noch durch klotzige Gewalt oder zischende Gehässigkeit und Schmollgesichter, tagelange. Ich weiß schon, ihr sagt: Ich war neulich ganz ruhig und freundlich als ich mit ihm sprach — aber es half doch nichts. Ich meine: Ihr habt es euch vielleicht doch etwas zu leicht gemacht. Wirklich zum Herzen dringend freundlich kann man nur sein, wenn man sein Herz ganz gründlich vorher gereinigt hat von jedem Ärger, jeder Überhebung und nur daran denkt, wie man dem Bruder helfen könne. Der Ton ist das Geschöpf der Seele, und wenns in der Seele hart und kalt ist, dann bleibt auch der Ton ohne herzbewegende Milde und hat keine Macht über den Andern. Man kann sein frömmstes Mitleid und seine tapferste Liebe nicht nur in ein Bildwerk legen — auch der Ton, in dem wir sprechen, kann ein Kunstwerk sein, aus dem so viel tiefes Mitgefühl und so viel bescheidene Hilfsbereitschaft redet, daß der Andere davon ebenso ins Herz getroffen wird, wie der Räuber von dem Heiligenschrein. Aber diese Tonkunst ist vielleicht die schwerste Kunst auf Erden. Denn sie verlangt, daß man sein Herz und seine Gedanken ebenso in Zucht und Übung nimmt wie seine Stimme. Und dazu haben die wenigsten Menschen Kraft und Liebe genug. Wirklich große und starke Menschen aber erkennt man immer daran, daß sie einen Überschuß von Kraft für andere haben, — daß sie Erlöser sind in Worten und Werken und tausend Tränen der Reue fließen machen, wo andere nur Trotz und Zorn und kalte Selbstsucht fanden.

---

13. Tonkunst.

In der Gesangstunde habt ihr gewiß schon gemerkt, wie außerordentlich schwer es oft ist, den richtigen Ton zu treffen. Wißt ihr aber was das Allerschwerste ist? Den richtigen Ton zu treffen, wenn man jemand einen Fehler sagt. Warum ist das wohl so schwer? Weil man sich über den Anderen ärgert, und dann ist der Ton sofort belegt, er geht nicht zum Herzen, weil er nicht aus dem Herzen kommt,

sondern aus der großen Pulverkammer der Gereiztheit oder aus dem kalten Gewölbe des Hochmutes oder aus dem engen Zimmerchen der Selbstsucht oder gar aus allen dreien zusammen. Es hat einmal jemand gesagt: „Man macht niemals größere Fehler, als wenn man einem Andern einen Fehler sagt". Das kommt eben daher, daß die meisten Menschen sich bei ihren Vorwürfen und Ermahnungen niemals daran erinnern, wie ihnen selber zu Mute ist, wenn ihnen etwas vorgeworfen wird, und was Alles dazu gehört, damit ein Tadel Eingang findet in die Seele, statt sie nur noch mehr zu verstocken. Wer einmal darüber genau nachdenkt und sich selber gut beobachtet, der wird bald wissen, was eigentlich die richtige Tonkunst ist.

Damit ihr ein Beispiel vor euch habt von der falschen Tonart, will ich euch einmal einen Brief vorlesen, wie heute viele in der Welt geschrieben werden — es ist der Brief eines Knaben an seinen Freund; der Knabe möchte dem Freunde das viele Prahlen und Reden von sich selber abgewöhnen und das macht er auf folgende Weise. Er schreibt:

Lieber Adolf! Schon lange wollte ich Dir einmal gründlich die Wahrheit sagen. Jetzt endlich ist meine Geduld gerissen. Schon hundert Mal hab ich Dir gesagt, Du sollest nicht in einemfort bloß von Dir und Deinen Sachen sprechen und was Du für ein herrlicher Vogel seist. Als Du gestern bei uns warst, war es geradezu ekelerregend. Ohne Unterbrechung warst Du immer mit Deiner armseligen kleinen Person beschäftigt. „Ich habe das getan, ich weiß das, ich habe das gelernt, ich kann das" rc., so gings über eine Stunde — ich hab mich wahrhaft geschämt, solchen Freund zu haben. Meine Mutter sagte nachher: „Paul, ich begreife Deinen Geschmack gar nicht, daß Du Dir so einen eingebildeten Laffen zum Freund nimmst". Und ich muß Dir gestehen: Ich begreife es auch nicht mehr. Wenn Du Dich nicht umgehend gründlich änderst, so breche ich den Verkehr mit Dir ab und die Andern sagen auch, sie mögen Dich nicht mehr leiden.

Es grüßt Dich Dein Freund Paul.

Glaubt ihr nun, daß Adolf sich nach diesem Briefe umgehend und gründlich ändern werde? Gewiß nicht. Statt dessen wird er Paul

einen Brief schreiben mit großen wütenden Buchstaben, und darin wird es heißen: „Du bist mindestens so eingebildet wie ich und hast noch andere weit ekelerregendere Eigenschaften als ich und obendrein noch immer Suppenflecken auf Deinem Anzug und auf Deine gekündigte Freundschaft pfeife ich"!

Nun sagt aber einmal, worin liegen denn eigentlich die Fehler in dem Tone des ersten Briefes? Und wie muß man reden und schreiben, um einen Menschen wirklich zur Umkehr zu bringen?

Eins werdet ihr sofort bemerkt haben: In Adolfs Brief fehlt jeder Ton der Liebe und Freundschaft. Und darum ist es von vornherein unmöglich, daß er Paul dazu bringt, über sich selbst nachzudenken und sich verbesserungsbedürftig zu finden. Erinnert euch nur an eigene Erlebnisse: Nicht wahr: Wenn euch ein Fehler in grobem Tone gesagt wird, so schließen sich alle Pforten eures Herzens, es kribbelt in eurem Innern wie in einem Ameisenhaufen, wenn jemand einen Stein hineingeworfen hat, und ihr seid nicht in der Stimmung, den Fehler zuzugeben, sondern denkt nur über die Verletzung nach und über die Grobheit des Andern, und wie ihr den Angriff abschlagen könnt. Ihr fühlt deutlich: der Andere wollte sich selbst entladen, aber nicht euch einen Liebesdienst erweisen. Ihr denkt, es sei nur Abneigung bei ihm und Gehässigkeit, daß er immer auf Fehler Jagd macht und z. B. von Prahlerei rede, wenn ihr nur einmal ganz harmlos etwas erzählt habt usw. Also ihr nehmt euch die Sache nicht zu Herzen — im Gegenteil, ihr geht geschwollener umher als vorher. Nun aber gibts in Adolfs Brief noch etwas Anderes zu bemerken, was besonders wichtig ist, wenn's auch eng mit dem eben Gesagten zusammenhängt. Ihr wißt, wenn jemand einem Andern den Tod eines Angehörigen mitteilen soll, so sagt man: „Bringen Sie ihm die Trauernachricht so schonend wie möglich bei." Nun, die Nachricht von einem wirklichen Fehler im Charakter ist auch so eine Trauernachricht, die man dem Andern schonend beibringen muß, wenn sie nicht Unheil in der Seele anrichten soll. Und ge-

rade Menschen mit Ehrgefühl, die an sich selber arbeiten und etwas auf sich halten und nur eines kleinen Winkes bedürfen, um sich zu ändern — diese können oft ganz aus dem Gleichgewicht gebracht werden durch eine grobe Kanonade von Vorwürfen. Ihr müßt euch einmal folgendes ganz klar machen: kein Mensch mag leben, wenn er sich selbst verachten muß. Mehr noch als Speise und Trank, als Luft und Sonne braucht er die Achtung vor sich selbst. Beobachtet euch nur selber, wenn euch ein Vorwurf gemacht wird, z. B. daß ihr Feiglinge seiet, weil ihr eine Lüge gesagt hättet. Wie ihr euch dann vor euch selber anstrengt, euch reinzuwaschen und die Lüge zu beschönigen und euch selber einzureden, es sei nicht Feigheit gewesen, sondern Rücksicht auf irgend jemand oder sonst etwas — aber nur nicht Feigheit. Nun stellt euch einmal vor, es hätte euch ein guter Freund oder Bruder doch mehreremals bei kleinen Lügen aus Feigheit ertappt und wollte euch davon befreien. Wie müßte er es anfangen, um euch zu gewinnen und doch nichts zu verschweigen? Nun, er müßte es so sagen, daß ihr die Achtung vor euch selbst nicht zu verlieren braucht. Dafür, daß er euch ein kleines Stück Achtung an einer Stelle nehmen muß, dafür muß er euch im ganzen desto mehr geben, euch doppelt ermutigen, statt euch niederzudrücken. Er müßte also etwa folgendermaßen sagen: „Ich habe mich oft darüber gefreut, daß in dir ein großes Stück Tapferkeit steckt, in der Art, wie du Schmerzen erträgst und Gefahren gering achtest. Ich habe großen Respekt davor. Aber darum wirst du es mir gewiß nicht übel nehmen, wenn ich dich darauf aufmerksam mache, daß du an einem kleinen Punkte noch etwas nachlässig bist und etwas tust, was aus bloßer Furcht vor Unangenehmem entspringt. Ich bin sicher, wenn du dir das nur ganz klar machst und siehst, daß hier wirklich etwas Feigheit hinter deinem Benehmen steckt, dann wird deine schöne Tapferkeit sofort hervorspringen und nicht länger dulden, daß sich irgend etwas Schwaches an einer unbewachten Stelle in deinen Charakter einschleiche, nicht wahr?

Ihr seht, was ich mit diesem Beispiel zeigen will, und Ihr könnt es euch auch für die Erziehung eurer jüngeren Geschwister merken: nicht gleich mit den stärksten Worten und mit „Schmach" und „Schande" anrücken, sondern im Gegenteil, recht aufrichten und ermutigen und zeigen, daß der Andere gute und achtungswerte Eigenschaften hat, mittels deren es ihm ein Leichtes werden müsse, den Fehler zu überwinden.

So z. B. auch, wenn man jemand eine Unfeinheit oder Rücksichtslosigkeit vorwirft. Niemand möchte gern ungebildet sein und sich selber für ungebildet halten, und wenn man ihm daher in übertreibendem und wegwerfendem Tone auf seinen Fehler aufmerksam macht, so kratzt er eifrig aus allen Winkeln seines Innern die Erinnerung an feine und rücksichtsvolle Handlungen hervor, die er irgendwo und irgendwann getan hat, und betäubt sich damit gegen den Tadel; denn sein ganzer Stolz und seine Freudigkeit beruht darauf, daß er sich für keinen Flegel hält. Ist man also genötigt, ihn auf eine kleinere oder größere Nachlässigkeit oder Taktlosigkeit aufmerksam zu machen, so muß man ihm zum Ersatz für die Demütigung und Entmutigung sofort einen noch größeren Zuschuß an Selbstvertrauen und Selbstachtung geben, indem man ihm z. B. sagt, daß man einem weniger feinen Menschen gar nichts vorwerfen würde — aber gerade weil er schon oft so außerordentliche Zeichen von Feinheit und Rücksicht von sich gegeben habe, wolle man ihn nur auf ein kleines Versäumnis aufmersam machen usw.

Nun könnt ihr vielleicht fragen: „Wozu soll man sich denn aber so große Mühe geben? Was schadet denn dem Menschen einmal ein tüchtiger Puff? War er unfein, so soll er's auch gründlich zu hören bekommen, hat er's mit der Wahrheit nicht genau genommen, so braucht man ihm das doch nicht so himmlisch zart ins Ohr zu säuseln!"

Der Einwand klingt sehr schön, aber er ist doch nicht treffend. Denn auch ich bin ja doch dafür, daß ihm seine Missetat oder sein

Fehler mit aller Deutlichkeit vor Augen geführt werden solle. Aber es kommt eben nicht bloß darauf an, daß einem etwas vor Augen geführt wird, sondern vor allem doch darauf, daß es in Herz und Seele eingehe. Sonst nützt ja doch alles Klarmachen und Lärmen nichts. Daß ein Vorwurf in die Seele einziehe, dazu aber ist die gütige Mitwirkung des Besitzers notwendig. Wenn er seine Seele zuschließt, so kann selbst die berittene Polizei nicht den Eingang erzwingen. Also wer überhaupt etwas in der Seele seines Mitmenschen ausrichten und nicht bloß seinen eigenen Ärger austoben will, der muß schon durch seine Tonart dafür sorgen, daß freiwillig geöffnet wird. Er muß also neben dem Unangenehmen auch etwas Erfreuendes und Belebendes bringen, so wie man eine bittere Pille in eine süße Hülle einwickelt. Dazu braucht er durchaus nicht zu lügen und zu schmeicheln, er braucht sich nur mit etwas Liebe in die guten Eigenschaften des Andern hineinzudenken. Man muß eben nie vergessen, daß es nicht genug ist, einen Menschen auf eine Schwäche aufmerksam zu machen; man muß ihm auch soweit irgend möglich die Kraft und Freudigkeit geben, seine Schwäche zu überwinden. Man muß also sein Selbstvertrauen stärken. Darum eben ist es die größte Lieblosigkeit und Gedankenlosigkeit, wenn man einen Tadel in wegwerfendem und herabsetzendem Tone sagt und niederdrückende Bezeichnungen dabei braucht, die dem Andern das Gefühl geben, daß er nicht recht geachtet wird und auch sich selber nicht mehr recht achten darf.

Damit komme ich auf einen wichtigen Punkt. Wir haben uns klar gemacht, wie wichtig die Selbstachtung für einen Menschen ist, damit er es überhaupt der Mühe wert hält, an sich zu arbeiten. Selbstachtung aber braucht zu ihrer Nahrung auch die Achtung Anderer. Es gibt darum nichts Falscheres, als mit Menschen, denen man zum Bessern helfen und die man von irgend einer schlechten Gewohnheit befreien will, nun in recht verächtlichem Tone umzugehen, als seien sie Menschen zweiter Klasse. Nein, wer als Mensch

zweiter Klasse angeredet wird, der handelt auch als Mensch zweiter Klasse. In Venedig gab es im Mittelalter einmal einen bekannten Geizkragen, der hieß Shylock. Er wurde von jedermann beschimpft und getreten. Als man ihm einmal seine niedrige Gesinnung vorwarf, da antwortete er: „Ihr nennt mich immer einen Hund — darum bin ich auch ein Hund." Das soll man sich merken, auch in den kleinsten Vorfällen des täglichen Lebens. Wenn euer Kamerad oder Bruder viel von Eltern und Lehrern getadelt wird, so helft ihr ihm nicht, wenn ihr ihm auch noch „Faulpelz" oder „Ferkel" nachruft. Ihr könnt ihn nur aufrichten, wenn ihr ihn an eurem ganzen Umgangston merken läßt, daß ihr wißt, er sei noch etwas Besseres als ein Faulpelz oder Ferkel, er habe auch feine und gute Eigenschaften, deretwegen ihr ihn hochschätzt und an ihn glaubt. Viele Menschen hätten gerettet werden können, die von Stufe zu Stufe gefallen sind, von einer schlechten Gewohnheit bis zum Verbrechen, wenn sie rechtzeitig Jemand gefunden hätten, der an sie glaubte und sie achtete. Dann hätten sie auch wieder selber an sich geglaubt und sich selbst wieder geachtet und wären daran gesund geworden. Aber sie wurden zu viel und ohne Schonung getadelt und haben nun jede Selbstachtung verloren, darum prallt alles Ermahnen an ihnen ab. Es ist ihnen alles egal. Sie sind wie Kranke, die Auszehrung haben, da nützt alles Essen nichts mehr; es fehlt im Körper die Kraft, das Essen zum Aufbau des Körpers zu verarbeiten.

Es gibt Menschen, die immer gleich mit dem gröbsten Geschütz anrücken und für das, was Andere verfehlen, gleich die härtesten Worte wählen und dann sagen: man müsse doch die Dinge beim rechten Namen nennen. Als ob der gröbste Name immer der richtigste wäre, und als ob man immer das Innere des Nächsten durchschauen und wissen könnte, was ihn zu seiner Tat gebracht hat! Streng gegen sich, mild gegen andere, das ist ein schönes Lebenswort!

Hochwichtig für die richtige Tonkunst ist es auch, daß man sich bei einem Tadel von jeder eigenen Überhebung reinigt, denn nichts

bringt den Getadelten mehr auf und verstockt ihn stärker, als wenn der Andere seinen Fehler benutzt, um sich selber als Tugendheld aufzublasen. Da gibt er sofort mit Recht die Antwort: „Faß dich nur zuerst an deine eigene Nase“ und erinnert euch an Christi Wort von dem Menschen, der den Splitter in seines Bruders Auge sieht, aber nicht den Balken in seinem eigenen. Nun ist es ja manchmal ganz gut, daß man einen Flecken auf dem Rocke oder auf dem Charakter seines Bruders leichter sieht als bei sich selber. Man kann sich auf diese Weise gut gegenseitig aushelfen. Aber betont werden muß das Wort „gegenseitig“, — und wenn man immer daran denkt, wie notwendig gerade diese Gegenseitigkeit ist, dann wird man schon den rechten Ton treffen. Man könnte einen freundschaftlichen Rat z. B. damit beginnen, daß man sagt: „Ich weiß ja, daß auch ich meine großen Fehler habe, sogar schlimmere als du, und ich kann in Manchem sehr viel von dir lernen, z. B. bewundere ich so deine Ordnungsliebe und Pünktlichkeit — aber ...“ Es kommt nicht immer darauf an, daß man das sagt, mindestens aber muß man es tief fühlen, daß man keinen Grund zur Überhebung habe, dann kommt es schon von selbst in den Ton hinein.

Ihr seht also, wieviel Glück und Unglück von dem Ton abhängt, in welchem man die schlechten und unangenehmen Eigenschaften seiner Mitmenschen bespricht und ihr seht auch, daß diese Tonkunst hauptsächlich dadurch erlernt wird, daß wir uns einmal selber beobachten, wann ein Tadel auf uns wirkt und wann nicht, und dann das Rezept befolgen: „Wie du nicht willst, daß man zu dir rede, so rede auch du mit keinem Andern“.

Freilich ists nicht immer damit getan, daß man genau weiß, wie die Tonart sein muß, damit der Andere wirklich bewegt und zur Besinnung gebracht wird. Der Mensch hat mit dem Tiere einen mächtigen Trieb der Abwehr gemeinsam: Wenn irgend etwas Störendes in sein Leben eingreift, so treibt es ihn zunächst heftig, auf das Störende loszuschlagen und es durch lautes und drohendes Schreien

und Stirnrunzeln zu verscheuchen und zurückzudrängen. Daher kommt es auch, daß die Menschen immer so ein Bedürfnis nach niederschlagenden Worten haben, wenn sie durch Fehler ihres Mitmenschen gestört werden — es ist das Tier, was sich da regt. Um dieses Tier etwas zu beschönigen, redet man dann vom „edlen Zorn" — aber glaubt mir nur, edel ist nur, was aus dem Reiche der Liebe kommt; der Zorn aber kommt aus dem Reiche, wo der Puter kollert und der Stier brüllt und die Katzen fauchen — darüber wollen wir uns doch nur nichts vormachen. Und merkwürdigerweise finden wir den Zorn nur edel, wenn wir selber uns in der Wut gehen lassen — wenn Andere uns aber mit „edlem Zorn" begegnen, dann sagen wir, sie seien sackgrob und mit ihrer Selbsterziehung sei es nicht weit her.

Es ist gut, sich das klar zu machen, dann wird man etwas mißtrauischer gegen das hochtrabende Schnaufen werden, mit dem wir uns gegen fremde Fehler und Fehltritte zur Wehr setzen und man wird sich mehr danach sehnen, aus dem Tierreich in das Reich der Menschlichkeit emporzusteigen — und Menschlichkeit heißt Hilfe und Erbarmen und heißt bescheidenes Erinnern an alle Hilfe und alles Erbarmen, das uns selber den Lebensweg erleichtert und beim Straucheln gestützt und ermutigt hat.

Nun wißt ihr Alles, woran man denken muß, wenn man den rechten Ton treffen will, um seinen Mitmenschen von Irrtum und Starrsinn zu befreien und ihr wißt nun auch warum der richtige Ton in solchen Fällen so schwer ist und warum es auf diesem Gebiete so selten einen wirklichen Tonkünstler gibt.

---

14. Unangenehme Menschen.

Neulich fragte mich ein Knabe, was man eigentlich machen solle, wenn unangenehmer Besuch käme. Daß man ihm Freude über sein Kommen zeige, das sei doch eigentlich Lüge und Verstellung — und andererseits könne man doch auch nicht ausrufen: „Um Gotteswillen,

da sind Sie schon wieder, ist man denn auch nie vor Ihnen sicher? Sie sollten doch schon längst gemerkt haben, daß ich Sie nicht leiden mag!"

Ich habe dem Knaben folgende Antwort gegeben: Gewiß soll man kein Vergnügen heucheln, das man nicht empfindet. Aber wenn man ein wenig nachdenkt, dann kann man vielleicht doch dahin kommen, daß man auch den Besuch eines unangenehmen Menschen als etwas Erfreuliches betrachten lernt — und dann braucht man sich auch zu dem freundlichen Gesicht garnicht zu zwingen. Ich meine so: Denke einmal nach darüber, welch trauriges Schicksal es ist, „unangenehmer Mensch" zu sein — also Eigenschaften mitbekommen oder sich angewöhnt zu haben, die anderen Menschen unausstehlich sind. Wer es je erlebt hat, daß Andere sich auf ihn freuen, wenn er naht, der sollte sich auch einmal fragen: Wie wäre es, wenn statt dessen Alles davonliefe, wenn ich käme oder fürchterlich brummte und wetterte und dann mit künstlichem Grinsen die Tür öffnete? Wie ein böser Traum ist solch ein Gedanke, nicht wahr? Und sicher ist es, daß die Menschen, wenn sie so etwas merken nur noch unangenehmer werden und verbitterter. Und was mag die erste Ursache ihres unerquicklichen Wesens gewesen sein? Vielleicht eine traurige Kindheit, Mangel an Heimat und Liebe und schwere Schicksale und Enttäuschungen![1]) Wenn man dem nachsinnt, dann steigt schon das Mitleid in uns auf und fast eine Art Scham über unser unverdientes Glück, — der unangenehme Besuch wird uns plötzlich angenehm weil es uns drängt, an ihm etwas gut zu machen, was das Leben ver-

---

[1]) Leopold Schefer sagt: „Begegne jedem Bösen zart und sanft, begeg'n ihm hilfreich! Denn du kannst kaum denken, welch schmählich Sein er trägt, wieviel er Kraft verschwendet, um sich aufrecht in der Fülle der Edleren zu halten! Sei dem Herben und Mürrischen recht mild! Du weißt es nicht, welch schwere jahrelange Leiden nur als leises Murren auf die Lipp' ihm treten, wie seine ganze schwere Zukunft nur als düstres Antlitz ihm erscheint und du vermöchtest herber ihm zu sein als er dir?"

säumt hat, und zu versuchen, ob sich hinter der unerquicklichen Hülle nicht noch ein edler Kern finde. Es ist ja viel leichter, angenehmen Besuch zu empfangen — aber gerade das sollte uns reizen, unsere Kraft einmal an dem Unangenehmen zu erproben und uns zu bemühen, unser kleines Selbst mit seinen Abneigungen und Launen einmal im Dienst der Liebe zu überwinden. Das wird auch uns für das ganze Leben zu gute kommen. Denn der Mensch ist niemals in der Lage, sich seinen Umgang ganz nach seinem Geschmacke auszusuchen und selbst die Nächsten und Vertrautesten haben oft Züge, die unsere Geduld und Selbstüberwindung stark in Anspruch nehmen.

Glaubst du mir nicht, daß man sich nun nicht mehr zu zwingen braucht, dem Besuche ein ehrlich-freundliches Gesicht zu machen?

Ich will dir einmal eine alte Legende erzählen, die all das, was ich eben sagte, in ein schönes Bild einkleidet:

Ein Heiliger besuchte einst in einer Sommernacht einen verlassenen Totenacker, um dort für die vergessenen Toten zu beten. Stunde auf Stunde verrann und sein Gebet wurde immer glühender. Aber als um Mitternacht der Mond die alten Kreuze mit seinem Schimmer umspann und die Lichter in den Fenstern des Dorfes längst erloschen waren und er allein für die Toten wachte — da kam plötzlich durch das Kirchhofstor eine Schar von Engeln. Ihre weißen Gewänder schimmerten im Mondlicht und des Heiligen Augen folgten ihnen staunend, als sie vor einem versunkenen bemosten Steine stillstanden und ihre Rauchfässer schwangen, als ständen sie vor eines Heiligen Schrein — jedoch kein irdischer Weihrauch duftete jemals so lieblich. Dann gingen sie weiter durch die Gräberreihen und der Weihrauch brannte vor einem namenlosen hölzernen Kreuze. Weiter wanderten sie an die Kirchhofsmauer, wo die Nesseln hochstanden und keine Spur eines Hügels mehr war, und beugten sich tief und ließen die Rauchwolken steigen; dann noch zu drei oder vier anderen vergessenen Gräbern — und stille wie sie gekommen, schieden sie ....

Nun sieh: Die Engel beten vor den Gräbern vergessener Toten und wir lebendigen Menschen sollten nicht kalt vorübergehen an den lebendig Vergessenen und Verstoßenen und sollten ihnen nicht auch noch eine abgeneigte Miene machen und ein kaltes Wort geben, sondern einmal niederknien vor all den zertretenen Blumen ihres Lebens und ihnen aus unserm Glück heraus auch nur ein wenig Liebe gönnen — dann sind sie schon nicht mehr unangenehm.

Wer sich dazu nicht aufschwingen kann, dem könnte es passieren, daß die Rollen vertauscht werden und er selbst, ohne daß er es merkt, „unangenehmer Besuch" wird und seinen Mitmenschen unausstehlich vorkommt.

Eltern und Kinder.

1. Formen und Manieren.

„Er hat aber auch gar keine Formen", so sagt man wohl manchmal von einem recht ungehobelten Menschen. Wozu braucht man denn aber Formen? Es heißt doch immer: Der Inhalt ist die Hauptsache und die äußere Form ist eigentlich etwas ganz Wertloses, ja oft sogar etwas Gefährliches, da sie manchmal über die innere Leere hinwegtäuscht.

Erinnert ihr euch noch an unser Gespräch über die Reinlichkeit? Wir fanden, daß Reinlichkeit gewiß auch nur eine Äußerlichkeit sei, aber daß man dies äußere Mittel benutzen könne, um etwas Inneres auszudrücken — das Verlangen nach fleckenloser Reinheit des Herzens. Und daß die äußere Reinlichkeit auch eine Hilfe zur inneren Sauberkeit sei. So wie es Rückert ausspricht:

> „Rein gehalten dein Gewand
> Rein gehalten Mund und Hand,
> Rein das Kleid von Erdenputz,
> Rein von Erdenschmutz die Hand!
> Sohn, die äußre Reinlichkeit
> Ist der innern Unterpfand!"

Was wäre der Mensch, wenn ihm die Gabe versagt wäre, sein inneres Fühlen und Sehnen auch in einen äußeren Ausdruck zu bringen und dann mit Auge und Ohr zu schauen und zu vernehmen, was sonst nur unsichtbar in der dunklen Tiefe der Seele

lebt? Wenn wir nicht reden und schreiben, nicht singen, dichten und malen könnten, — kein Saitenspiel hätten und keine Geige — wie arm und stumm gingen wir einher! Ja, unser inneres Leben selber würde einschlafen, weil wir es nicht mehr mitteilen könnten! Denn die Mitteilung und der äußere Ausdruck ist nicht nur eine leere Form, sondern durch den Ausdruck wird auch das innere Leben selbst belebt und angefacht.

Könnt ihr euch z. B. vorstellen, daß Jemand betet mit den Händen in den Hosentaschen? Man könnte ja auch hier sagen: Was kommt denn auf die Form und die äußere Geberde an, wenn man nur wirklich andächtig und ernst empfindet? Und doch kommt es auf die Form an, denn durch die Form und die äußere Haltung wird auch die Andacht im Innern bestärkt und gesichert.

Ich kenne viele Menschen, die ihre Mutter oder ihren Vater herzlich verehren — aber im äußeren Benehmen drücken sie das nicht aus. Sie reden nachlässig mit ihnen wie mit Kameraden, flegeln sich in ihrer Gegenwart auf Stühlen und Sofas herum, grüßen sie leichthin, widersprechen ohne Bescheidenheit — kurz, es ist in ihnen gar kein Bedürfnis nach Ausdruck und nach Form für ihre Ehrfurcht. Jeder Fink auf seinem Buchenzweige weiß auszudrücken, was sein Inneres bewegt — sie allein behalten es bei sich. Und doch vermöchte jeder Mensch, auch wenn er weder malen, noch musizieren, noch bildhauern oder dichten kann, trotzdem ein echter Künstler zu sein, wenn er sich Mühe geben wollte, sein Empfinden und Fühlen in schönen Formen des Benehmens auszudrücken — Formen, die er sich selber erfindet.

Wer z. B. seinen Vater ehrt, der sollte einen Ton des Antwortens und der Widerrede finden, der so voll Demut und Bescheidenheit ist, daß man ihn ebenso gerührt mit anhört wie z. B. ein Lied von Beethoven, bei dem man sagt: „Er hat ein einfaches Gefühl so vollkommen ausgedrückt, daß es uns fast scheint, als hätten wir dies Gefühl überhaupt erst durch ihn so recht kennen gelernt." Daß der

Sohn aufsteht, wenn der Vater stehend mit ihm spricht, das ist, scheints, heute längst aus der Mode gekommen und die unglaublichste Latschigkeit statt dessen eingerissen — und doch, wie ehrt sich der Sohn selbst, wenn er solchen Brauch wiederherstellt und heilig hält! Daß man den Mund hält, wenn der Vater redet und nicht dazwischen fährt, daß man ihm durch seine ganze äußere Haltung Aufmerksamkeit zeigt — all diese Formen sollten eine wahre Freude für den sein, der auch nur ein wenig Anlage zum Künstler hat.

Man hat früher viel mehr schöne Formen gehabt — wir sind recht verarmt seitdem. Jede Albernheit wird heute gezeichnet, geschrieben, in Musik gesetzt — aber für das reichste und schönste aller Gefühle, die Ehrerbietung vor der Mutter, findet man immer seltener feine Formen des Ausdruckes. Bei den Arabern muß der Sohn die Schuhe ausziehen, wenn er zur Mutter geht — das ist ein schöner Brauch, weil darin so viel ausgedrückt ist: Daß man nichts von der Straße ins Zimmer der Mutter bringt, daß der Boden heilig ist in ihrer Nähe, daß man leise und bescheiden auftreten will bei ihr. Bei uns aber denkt der Sohn oft nicht einmal daran, sich die Schuhe draußen wenigstens ordentlich abzuputzen, sondern bringt allen Schmutz mit in die Stube seiner Mutter. Ist das Ehrerbietung? Wer aus Verlangen nach edlem Ausdruck dessen, was er im Herzen hat, sich die Schuhe draußen fein säubert, ehe er zu seiner Mutter kommt und dann nicht hereintrampelt, sondern leisen und bescheidenen Schrittes ankommt, der hat ein Gedicht gemacht, hat etwas Unsichtbares in sichtbare Form gegossen — ist ein Künstler.

Vielerlei Beispiele ließen sich hier noch anführen. Es gibt z. B. manche Leute, die es recht gut meinen und herzensfreundlich sind — aber sie beherrschen auch die Formen garnicht, sind wie Menschen, die nicht schreiben und sprechen können. Wenn Jemand mit ihnen spricht, so stieren sie an die Decke oder aus dem Fenster, rekeln sich auf dem Stuhl herum oder blättern in der „Gartenlaube“.

Zur äußeren Form der Freundlichkeit gehört aber auch, daß man dem Anderen durch Miene, Haltung und Geberde die Aufmerksamkeit und Teilnahme ausspricht. Zu lautes Wesen und zu viel Vonsicherzählen ist auch formlos — denn das Gefühl, wie wenig man selbst ist und wie viel man Anderen verdankt, kommt dadurch nicht zum Ausdruck. Allerdings gibt es ja manche, die durch ihr ganzes Benehmen auch garnichts Anderes ausdrücken wollen, als daß sie sich für das Prachtstück der Schöpfung halten.

Alle sogenannte Höflichkeit soll nichts Anderes sein, als eine edle oder anmutige Form für die Gesinnung. Und wir können dabei dasselbe beobachten wie bei der Reinlichkeit: Schöne äußere Angewohnheiten beleben und stärken auch unsere Gefühle im Innern: Wer z. B. eine liebenswürdige und bescheidene Form der Behandlung von Menschen angenommen hat, dessen Güte und Hilfskraft wird dadurch so angeregt und wach gehalten werden, daß er auch dort freundlich ist, wo er mit Menschen verkehrt, die ihm herzlich unangenehm sind. Man hat gesagt, es sei Heuchelei, liebenswürdig zu sein, wenn man jemand nicht leiden könne — das aber ist ganz falsch; nein, die Form der Freundlichkeit ist der Ausdruck des Besten und Liebevollsten in uns, sie hilft uns über Stunden hinweg, wo wir eben nicht auf der Höhe sind mit unserem inneren Menschen — geradeso wie die Kunst uns in trüben Zeiten erhebt und erheitert.

Ich habe einmal von einem Maler gehört, der seine Bilder nicht verkaufen mochte, obwohl ihm hohes Geld dafür geboten wurde. Sie waren ihm so teuer, weil sie Alle irgend eine Empfindung von ihm so vollkommen ausdrückten, daß diese Empfindung in ihm immer aufs neue lebendig wurde, so oft er die Bilder betrachtete. Darum hatte er sie alle um sich herumstehen — hier ein Schwarzwaldmorgen, dort eine Mutter mit einem schlafenden Kind — dort eine Szene in einer Kirche.

Wer einmal schöne und edle Formen gefunden hat, um seinen liebsten Empfindungen Ausdruck und sichtbares Dasein zu verleihen,

der wird niemals wieder von ihnen lassen mögen. Sie werden ihm so teuer werden, wie jenem Maler seine Bilder, weil sie ihn stets erinnern an seine besten Gefühle und sie in der sichtbaren Welt darstellen — so daß er nun sein eigenes Leben zweimal lebt — einmal im innersten Herzen und einmal in den sichtbaren Gewohnheiten seines Lebens.

2. Mutter und Tochter.

In einem Tramwagen sah ich einmal folgendes: Eine bekannte und gefeierte Schauspielerin der Stadt saß da mit ihrer Mutter, die wohl auf einige Tage zu Besuch gekommen war. Die Mutter hatte wohl leider keine gute Erziehung genossen und war obendrein schrecklich nervös: Sie lenkte die Augen aller Mitfahrenden auf sich durch beständiges lautes und ungeduldiges Reden und ärgerliches Zurechtsetzen der erwachsenen Tochter. Statt daß nun die Tochter, wie es manchmal leider geschieht, ebenfalls heftig geworden wäre und z. B. gesagt hätte: „Mama, nun sei doch auch endlich still" usw., gab sie den Mitfahrenden eine Vorstellung, welche wohl größere Wirkung auf das Publikum erzielte als alle ihre Bühnenerfolge. Sie blieb die verkörperte Liebenswürdigkeit und Ehrerbietung, beantwortete jede heftige Frage mit zartester Aufmerksamkeit, beruhigte die Mutter beständig, ohne den leisesten Ärger weder in der Stimme noch in der Seele zu haben — und dies Schauspiel durften die Mitfahrenden volle zehn Minuten genießen. Als dann beide ausstiegen, hatte wohl Jeder das Gefühl, man müsse der Tochter eigentlich einen Kranz nachtragen und sie dreimal wieder hereinrufen. Aber das hätte natürlich die Mutter verletzt und die Tram hätte auch nicht so lange gehalten.

3. Die Mutter.

Die meisten von euch kennen wohl die sixtinische Madonna von Rafael. Sagt einmal: Gibt es eigentlich solche Frauen in der

Wirklichkeit? Wohl nicht. Aber wie konnte Rafael denn so ein Bild schaffen, wenn es doch solche Frauen nicht gibt wie seine Madonna? Er selbst hat einmal erzählt, wie dies Bild entstanden ist: Er hat viele Mütter beobachtet und überall irgend eine Schönheit gefunden und dann hat er, wie die Biene den Honig, Alles gesammelt und in diesem einen herrlichen Bilde vereinigt. Ihr seh also, die Hoheit und Reinheit ist nicht aus der Luft gegriffen, sondern im wirklichen Leben gesammelt. Mit der höchsten Reinheit der Madonna ist keine irdische Frau zu vergleichen — aber doch ist in jeder Mutter, die sich über ihr Kind beugt, etwas Heiliges und Himmlisches — man muß es nur sehen lernen. Die meisten Menschen sehen es nicht, weil die Mutter vielleicht krank und müde aussieht, oder grobe Arbeitshände und ein derbes Arbeitsgesicht hat, oder gar manchmal ärgerlich oder gereizt ist, vor lauter Sorge und Ermattung. Darum sehen sie den Heiligenschein nicht. Ein großer Künstler aber ist ein Mensch, der mehr sieht als Andere — und solch' ein Künstler war Rafael. Wenn ihr nun bloß sein schönes Gemälde betrachtet, so lernt ihr nicht viel von ihm. Daß wir feiner sehen und weiter sehen lernen, das ist das Schönste, was uns der Künstler schenkt. Ihr müßt eure eigene Mutter mit ganz anderen Augen ansehen, wenn ihr dies Bild betrachtet habt. Beobachtet einmal ihr Gesicht, wenn sie sich Abends über euer Bett oder über eure Geschwister beugt, oder wenn sie euch in der Krankheit pflegt. Ob ihr wohl den Heiligenschein über ihrer Stirn seht? Es ist kein wirklicher Heiligenschein — aber es liegt so ein himmlischer Ausdruck über ihrem Gesicht, der daher kommt, daß sie in dem Augenblick so ganz und gar nicht an sich denkt. Und je weniger der Mensch an sich denkt, um so mehr sieht sein Gesicht aus, als lebte er garnicht mehr auf dieser Erde. Darum sagt man oft: „Meine Mutter ist ein Engel."

Ich weiß, es gibt manche Mütter, die keine Engel sind, und viele sehr gute Mütter werden auch manchmal schwach und sind

dann wohl auch heftig und gereizt und ein Kind wird dann auf einmal ungerecht behandelt. Aber glaubt ihr, daß Rafael das nicht gewußt und gesehen hat? Aber er sah hindurch durch all das, er sah nur die durchwachten Nächte und die Angst und Not, und wenn er an die unendliche Fülle von Liebe und Zärtlichkeit dachte, die jeden Tag und jede Nacht in der ganzen Welt von tausenden und abertausenden von Müttern auf schlafende Kinder geküßt wird — dann schien ihm die Mutterherrlichkeit so groß, daß das Unvollkommene ihm ganz darin verschwand und ein Strahl dieser Herrlichkeit auch auf die Mütter fiel, die arm sind an der Kraft der Liebe und des Opfers. Darum sage ich euch: Wer von euch seine Mutter heilig hält, und ihr immer bescheiden und liebevoll begegnet — auch wenn sie noch so unwirsch ist oder heftig und reizbar: der ist ein Künstler von Gottes Gnaden, denn seine Augen sehen durch alle irdische Unvollkommenheit hindurch das Heilige und Große der Mutter. Wer in jedem Augenblick ritterlich und fein bleibt gegenüber seiner Mutter, und sie wie eine Königin behandelt — bei dem weiß ich sofort: Er hat Rafaels Augen — er weiß was eine Mutter ist. Ich habe einmal von einem Manne gehört, dessen Mutter so wild und zügellos war wie irgend ein böses Weib aus den Märchen, und der trotzdem sanft wie ein Engel mit ihr umging und ehrerbietig wie mit einer Fürstin, als man ihn fragte: Warum weisest du sie nicht einmal in der gleichen Tonart in die Schranken? da sagte er: Ich bringe es nicht über mich, jede Mutter, die ein Kind auf den Armen gehalten hat, ist mir heilig — sie ist ein Mensch, der ein heiliges Kleid angezogen hat, und darum neige ich mich vor ihr, so lange ich lebe.

Ich sehe so oft, daß Söhne oder Töchter, wenn sie größer werden, allmählich anfangen, ungeduldig und unbescheiden gegen ihre Mutter zu werden. Wenn man ihnen das vorhält, dann sagen sie: „Ja, Mama ist selber schuld daran; sie tadelt uns in einem fort und ist so ungeduldig und heftig mit uns.“ Ja, aber warum ist sie denn wohl so reizbar und nervös geworden? Denkt einmal daran,

wie übelgelaunt und kratzig ihr schon seid, wenn ihr eine einzige Nacht schlecht geschlafen habt. Und wieviel Nächte hat eure Mutter euretwegen nicht geschlafen? Ich meine nicht bloß die Nächte, in denen ihr krank wart — sondern auch diejenigen, in denen sie vor Kummer und Sorge über eure Fehler nicht schlafen konnte. Und wißt ihr denn, wieviel Sorgen sie außerdem noch hat tragen müssen, von denen ihr erst später einmal hört oder vielleicht niemals? Ein ganzes Jahr lang müßte sie Tag und Nacht schlafen, um Alles das nachzuholen, was sie euretwegen gewacht hat. Da sie aber dazu keine Zeit hatte, so sind natürlich ihre Nerven schwach geworden, und das zeigt sich nun in der Ungeduld und Reizbarkeit. Aber wer von euch daran denkt, daß sie um euretwillen ihre Gesundheit verloren hat, der muß jedesmal rot werden bis über die Ohren, wenn er ihr unehrerbietig und dreist geantwortet hat.

---

4. Wenn der Vater strauchelt.

„Ehre Vater und Mutter, auf daß dir's wohlgehe und du lange lebest auf Erden" — so lautet das vierte Gebot. Ihr habt aber leider wohl schon gehört oder gesehen, daß nicht alle Väter so sind, wie es in den Lesebüchern für Kinder steht; es gibt auch harte und lieblose Väter, die ihre Frau und Kinder schlagen, die ihren Wochenlohn vertrinken und oft noch dasjenige dazu, was die Mütter erwerben — und dann gibt es sogar Väter, die wegen irgend eines Vergehens oder Verbrechens im Gefängnis sitzen. Ich hatte selbst vor drei Jahren einen Knaben in meinem Unterricht, dessen Vater wegen Diebstahls im Gefängnis saß — für das arme Kind war es natürlich nicht leicht, seinen Vater zu ehren. Ich habe deshalb auch im letzten Jahre einmal im Unterricht gefragt: Kann überhaupt ein Kind seinen Vater noch ehren und lieben, wenn er im Gefängnis sitzt? Eine Zeit lang war es mäuschenstill — dann sagte die Tochter eines Arbeiters: „Ja, denn wenn wir ihn auch verlassen, dann wird

er noch ganz verstockt." Ich glaube, das war die einzig richtige Antwort. Die Kinder sind nicht nur dem Vater anvertraut, der Vater ist auch den Kindern anvertraut. Jeder Mensch ist seinem Mitmenschen anvertraut, der ihm die Hand reichen soll, wenn er strauchelt. Kein Mensch auf der Welt kann verloren gehen, so lange er noch irgend jemand hat, der an das Gute in ihm glaubt. Ich hörte einmal in einer großen Schule in New York einer Sonntagsandacht zu, in welcher die Kinder zu Beginn feierlich die Worte sprachen: „Es ist ein Licht in jedem Menschen, der in die Welt kommt." Ja, es ist ein Licht auch in dem Menschen, der ganz von Irrtum und Schuld verdunkelt erscheint — aber sehen können es nur, die ihn lieben und an ihn glauben — selten der Staatsanwalt, der Richter und der Gefängnisschließer — meist nur seine Kinder, seine Kinder. Sie wissen vielleicht auch, eine wie traurige Kindheit er gehabt, wie früh seine Mutter gestorben, wie schlecht es ihm im Leben ergangen, wie oft er des Nachts geseufzt — und so ist er ihnen heilig und ehrwürdig in seinem Unglück. Ich kannte einen Mann, der jedesmal den Hut abnahm, wenn ein Gefängniswagen an ihm vorüberfuhr: er sagte: „Wir Alle sind daran schuldig, daß der Mann ins Gefängnis muß; es ist noch zu viel Lieblosigkeit in der Welt, zu wenig Bruderhilfe, zu wenig Erbarmen, da verliert einer nur zu leicht den Weg."

Kinder, ihr wißt ja leider auch, daß manchmal ein Vater Abends betrunken nach Hause kommt — sind dann die Kinder dazu da, um ihren Vater zu verachten? Gewiß nicht. Stellt euch einmal einen Vater vor, der vielleicht als Kind einmal schwer gefallen ist und nun einen schwachen und verkrüppelten Fuß hat, ohne daß man es von außen sieht, und dessen Gang infolgedessen sehr komisch und würdelos aussieht, so daß auf der Straße die Kinder über ihn lachen — glaubt ihr da, daß seine eigenen Kinder ihn auch lächerlich finden werden? Warum wohl nicht? Nun, weil sie seine verborgene Schwäche kennen und wissen, wie er dazu kam. Dasselbe aber ists,

wenn ein Vater trinkt. Vielleicht wissen die Kinder, daß er eine ererbte Schwäche hat, oder daß ihm als Kind eine schwere Krankheit die Willensstärke nahm. Oder sie wissen anderweitig Bescheid, wie er dazu kam. Es war einmal ein Pfarrer, der pflegte jedesmal, wenn er von einem Trinker hörte, zu sagen: „Ich möchte einmal sehen, was dahinter steckt: warum wohl trinkt der Mann?“ Und dann fand er fast immer, daß der Mann sich betäubte, entweder um einen Fehltritt zu vergessen, oder weil er keine Freude an seiner Arbeit hatte und zu wenig verdiente, oder weil ihm irgend ein anderer Kummer am Herzen nagte und keine schöneren Quellen der Heiterkeit da waren. Gewiß soll das Trinken nicht beschönigt werden — es ist etwas Erniedrigendes und Häßliches, aber wer nicht nachdenkt, wie ein Mensch dazu kommt, der wird auch nicht das rechte Mittel zur Heilung finden. Darum soll man niemand gedankenlos verachten, der dem Trunke ergeben ist, am allerwenigsten, wenn's jemand ist, der zu uns gehört und in dessen Leben und Herzen wir Bescheid wissen. Verachtung treibt nur tiefer in die Verwahrlosung hinein. Ich habe in armen Stadtvierteln öfter gesehen, wie Frauen Abends ganz verzweifelt versucht haben, ihre Männer aus der Kneipe zu holen — manchmal mit Weinen, manchmal mit Schelten. Dazu sind natürlich die Kinder nicht da — aber sie können auf andere Weise helfen, den Vater aus der Kneipe zu holen, indem sie nämlich fortfahren, ihn zu lieben und zu ehren: wenn er sieht, daß Andere ihm Ehrfurcht erweisen, dann wird er sich vielleicht auch selbst wieder mehr respektieren und etwas auf sich halten. Auch können die Kinder viel dazu helfen, daß dem Vater das Haus lieber wird als die Bierstube. Ich weiß von der kleinen elfjährigen Tochter eines Arbeiters, die Zitherspielen gelernt hat, um es Abends behaglich für den Vater zu machen. Als sie zuerst anfing zu kratzen, ging er natürlich erst recht ins Wirtshaus — dann aber begann sie mit alten träumerischen Volksliedern und da blieb er sitzen und rauchte dazu und während er in die blauen Ringe starrte und dunkel mit=

summte, da taute in seinem Herzen wohl Manches wieder auf, was Jahre lang geschlafen.

Glaubt ihr überhaupt, daß alle diejenigen Kinder furchtbar zu bedauern sind, die nicht Alles schön haben bei sich zu Hause und Unglück mit ihren Eltern und Mangel an gutem Beispiel? Gewiß tut's mir leid um sie, denn viel Schönes ist ihnen versagt — aber dafür haben sie doch etwas so Großes, daß es einem ordentlich Herzklopfen macht, wenn man daran denkt: Sie können zeigen, was wirklich Liebe ist und was Liebe Alles kann. Während andere Kinder nur nehmen, können sie geben. Mit schnellen Füßen und zärtlichen Händen und liebreicher Stimme können sie Schutzengel sein für den Vater — ach, und selbst dann, wenn sie keine Erhörung finden und großes Unglück über sie kommt — dann sollen sie nur nie glauben, daß ihr Lieben verschwendet sei — denn die Liebe bleibt ja im Herzen dessen, der sie verschenket und wird immer größer, je mehr er davon abgibt.

5. Ehrerbietung.

Ihr seid jetzt in dem Alter, in dem man ungeheuer stolz ist auf seinen schönen jungen Verstand — gerade so wie man mit elf oder zwölf Jahren stolz darauf ist, daß man eine eigene Uhr hat und die Erwachsenen nicht mehr zu fragen braucht, welche Zeit es ist. Ihr bemerkt mit heimlicher Freude, daß ihr jetzt schon Bücher versteht, die sonst nur Erwachsene lesen, ja ihr lest sogar Bücher, die eure Eltern nicht kennen und lernt Manches, was sie nicht gelernt haben — und das steigt euch mächtig zu Kopfe. Euer Verstand kommt euch vor wie eine Wunderlampe, die in das Dunkelste hineinleuchtet, und wenn jemand von Geheimnissen sprechen wollte, die ihr noch nicht versteht, so lächelt ihr mit überlegener Miene und denkt bei euch: „Wir sind nicht so dumm, wie wir aussehen, mit sechzehn Jahren versteht man Alles — und Vieles, was den Alten ein Geheimnis dünkt, das ist uns längst sonnenklar.“

Nun will ich euch gewiß die Freude an eurem Verstande nicht verderben — aber ich möchte doch einmal eine Frage an euch richten, die euch vielleicht ein wenig vorsichtiger machen wird. Nicht meine eigene Meinung will ich euch aufdrängen, sondern euch nur an eine Beobachtung erinnern, die ihr wohl selber schon gemacht habt: Ist es euch nicht schon oft aufgefallen, wie ganz anders ihr über bestimmte Dinge im Leben urteilt, wenn ihr sie an der eigenen Haut und in der eigenen Seele erlebt habt? Vorher schon hattet ihr darüber gedacht und geredet und glaubtet, mit dem Verstande alles Wesentliche davon zu durchschauen: Jetzt aber erst seht ihr, daß ihr eigentlich ganz blind waret, bevor die Erfahrung hinzukam. Stellt euch z. B. vor, ihr wäret nie schwer krank gewesen. Ihr werdet mir zugeben: ihr hättet dann keine Ahnung davon, wie einem ernsthaft Leidenden zu Mute ist, welche Bedürfnisse er hat und wie er das Leben ansieht. Ein großer Teil menschlichen Schicksals wäre eurer Erkenntnis verschlossen — und wenn ihr auch den glänzendsten Verstand von der Welt hättet.

Oder nehmt einmal an, ihr hättet bisher immer in Glück und Erfolg gelebt, umgeben von Liebe, Freundschaft und Reichtum, gesegnet auch mit glücklicher Begabung zum Lernen und Arbeiten — was wüßtet ihr dann von Unglück, Einsamkeit und Armut, und wie unmöglich wäre es euch, zu erfassen, wie einem Unbegabten und Schwachen zu Mute ist und welcher Ermutigungen er bedarf!

Stellt euch ferner einmal vor, es schriebe Jemand ein Buch über Trostgedanken bei Todesfällen, ohne selber je einen geliebten Angehörigen verloren zu haben, ohne die trostlose Vereinsamung des Zurückbleibenden erfahren zu haben, ohne die Selbstvorwürfe zu kennen, mit denen man sich dann Tag und Nacht quält, daß man dem Verstorbenen nicht Liebe genug gezeigt und ihm das Leben nicht leicht genug gemacht habe — glaubt ihr wirklich, ein solcher Schriftsteller verstehe das, worüber er schreibt, und könne echten Trost spenden? Nein — man sagt mit Recht in solchen Fällen: „Er redet wie der Blinde von der Farbe." Was er schreibt, ist nur eine blasse Zeichnung des Lebens

— es fehlen alle Farben darin. Erst das Erleben, die innere Erfahrung gibt uns diese Farben, gibt uns den eigentlichen Inhalt des Lebens.

Diese Beispiele ließen sich noch mannigfach ergänzen — ihr seht aber gewiß schon jetzt, auf welche Wahrheit ich euch aufmerksam machen will: daß der bloße Verstand uns über das Allerwichtigste und Notwendigste gar nichts sagen kann, über das innere Leben und die inneren Zustände unserer Mitmenschen. Ich sage: das Wichtigste und Notwendigste — denn weit mehr noch als von der Erkenntnis der Natur hängt unser Friede und unser Glück auf Erden von der Erkenntnis der Menschenseelen ab; denn mit Menschenseelen müssen wir unser Leben in erster Linie verbringen, und erst in zweiter Linie kommen Tiere, Steine und Bäume.

Was folgt nun aus allem Obigen? Doch wohl vor Allem die Erkenntnis, daß in bezug auf jenes Wichtigste uns am meisten Licht zuteil wird von denjenigen Menschen, die in ihrem Leben am reichsten und am tiefsten erlebt und gelitten haben. Wer das begriffen hat, über den kommt ein großes Gefühl der Bescheidenheit; er versteht den einstigen Hochmut seines Verstandes gar nicht mehr, er sieht plötzlich klar, wie wenig die Jugend vom Leben verstehen kann, eben weil ihr die große Lebenserfahrung fehlt, und diese neue Einsicht findet ihren schönsten Ausdruck in dem, was man „Ehrfurcht" nennt — die Ehrfurcht, die ein so freier und großer Mensch wie Goethe als den wichtigsten Bestandteil wahrer Bildung bezeichnet hat. Wer voll Ehrfurcht ist, der zeigt damit, daß er ein wahrhaft Wissender ist, daß er die Quellen kennt, von denen alle Weisheit und alles Verstehen kommt und daß er die Tragweite seiner Verstandskräfte nicht überschätzt. Ehrfurcht ist ein Zeichen davon, daß man selbst schon Lebenserfahrung erworben hat — und Mangel an Ehrfurcht bei jungen Menschen ist stets ein wahrhaft peinliches Zeichen von kindlicher Unwissenheit. Der erste und schönste Beweis jenes wahren Wissens liegt stets darin, daß ein junger Mensch seinen Eltern unbedingte Ehrerbietung in Ton und Geberde erweist: er zeigt damit,

daß er die Bedeutung der höheren Lebenserfahrung versteht, daß er dieser Lebenserfahrung freiwillig Ehre erweist — und damit sich selber ehrt, sich selbst das Zeugnis der Reife ausstellt.

Vielleicht werdet ihr mir hier die Frage stellen, ob man denn wirklich alle Lebenskenntnis nur durch Erleben gewinne — selbst Christus habe ja doch auch nicht Alles erlebt, er sei z. B. nicht verheiratet gewesen und habe keine Kinder gehabt — und so könne er doch einen großen Teil des menschlichen Fühlens gar nicht gekannt haben. Und doch schreibt man ihm die größte Weisheit zu. Darauf antworte ich: Wohl gibt es außer der Erfahrung noch eine andere Quelle der Seelen- und Lebenskenntnis, nämlich das tiefe Mitgefühl, das uns hellsehend macht — aber solch' seherisches Mitgefühl hat man auch noch nicht in der Jugend, man erwirbt es erst durch Leiden und Entsagung und große Selbstverleugnung. In der Jugend ist man viel zu sehr von sich erfüllt und mit sich selbst beschäftigt, als daß man so viel Fühlen und Denken für Andere übrig hätte, wie nötig wäre, damit wir uns wirklich ganz in fremdes Leben hineinversetzen. Große Künstler können es in Augenblicken des begeisterten Schaffens, wo sie gleichsam „außer sich sind" und Christus konnte es, weil in ihm alle Selbstsucht überwunden war. Ihr seht also auch hier wieder, wie unzulänglich der bloße Verstand ist, um uns das Wissen zu schaffen, was uns am meisten angeht — das Wissen vom Mitmenschen — und wie Ehrfurcht und tiefste Bescheidenheit der einzig richtige Ausdruck sind für unsere Kurzsichtigkeit und Beschränktheit. Der wahrhaft gebildete Mensch ist nur der, auf dessen Mienen das Bekenntnis geschrieben steht: „Wie wenig bin ich und weiß ich durch mich selbst — wie dürste ich nach der Hilfe ehrwürdiger Erfahrung und nach dem Lichte der Weisen!"

„Ehre Vater und Mutter, auf daß dirs wohl gehe und du lange lebest auf Erden", so heißt es in der Bibel. Kein anderes Gebot hat diese Verheißung. Und das hat einen tiefen Sinn. Denn Ehrfurcht ist die große Kraft, die alle Kelche der Seele öffnet für

eine Weisheit, die höher ist als diejenige unseres eigenen Köpfchens — wer keine Ehrerbietung in sich pflegt, wer sich überhebt und Alles besser weiß, der bleibt stehen im Wachstum und verkümmert und verdorrt innerlich und zerschellt im Leben. Er hat sich den Weg verschlossen zur wahren Wissenschaft vom Leben: den Weg der Ehrfurcht vor der Vergangenheit — vor den Schätzen der Lebenserfahrung, die uns überliefert sind aus dem Leben und Leiden der größten Dulder. Ohne solche Ehrfurcht erlangen wir niemals das rechte Wissen und die rechten Augen für die Arbeit an der Zukunft — am Fortschritt.

---

6. Es fiel ein Reif.

Manche von euch haben wohl schon das Lied singen hören:

„Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht,
Er fiel auf die zarten Blaublümelein,
Sie sind verwelket, verdorret.

Es hatte ein Jüngling ein Mädchen lieb,
Sie flohen gar heimlich von Hause fort,
Sie haben gehabt weder Glück noch Stern,
Sie sind gestorben — verdorben!"

Sie flohen gar heimlich von Hause fort — darin liegt Alles. Sie konnten kein Glück und keinen Stern haben: Denn ohne Treue gibt es kein Glück auf Erden, und wer einen Vater und eine Mutter um der eigenen Wünsche willen wortlos und lieblos verläßt, dem fehlt der Segen der Treue auch für alle Freundschaft und Liebe, die er draußen in der Welt eingehen will. Was wir unseren Eltern gegenüber versäumen, das werden wir auch Anderen gegenüber versäumen; darum heißt es: „Der Segen der Eltern bauet den Kindern Häuser" — womit durchaus nicht die Fürsprache und das Geld gemeint sind, sondern vor Allem die große Wahrheit, daß derjenige, welcher es nicht verstanden hat, sich seinen Eltern so liebevoll zu beugen im Leben, so daß sie in tiefstem Frieden von ihm scheiden — daß der

zum Untergang bestimmt ist im Leben; denn er wird für fremde Menschen noch weit weniger den rechten Ton und die rechte Selbstüberwindung finden und darum ruhelos und friedlos leben und sterben. Das Verhältnis zu den Eltern ist die große Prüfung, in welcher der Mensch das Zeugnis der Reife oder der Unreife für Leben und Schicksal erwirbt.

Gewiß kann es Fälle geben, wo erwachsene Kinder ihren Willen den Eltern nicht opfern können. Aber wer dann heimlich von Hause fort geht oder in Empörung und Bitterkeit — der wird sterben und verderben. Gerade in solchen Fällen muß alle Ungeduld geopfert werden und das Notwendige mit der unerschöpflichsten Liebe und Bescheidenheit ins Werk gesetzt werden. Denn nur um der höchsten und reinsten Absichten und Überzeugungen willen hat überhaupt ein Sohn und eine Tochter das Recht, ihren eigenen Weg zu gehen — und wo wäre wohl eine dringendere Gelegenheit, diese reinsten Überzeugungen in ihrer Reinheit zu beweisen als in der Art, in der man sich von seinen Eltern frei bittet.

„Wer nicht Vater und Mutter verlassen mag um meinetwillen..." hat Christus gesagt. Aber bedenket wohl, er hat gesagt: „um meinetwillen." Darum muß jeder, der seinen eigenen Weg gehen will im Gegensatz zu Vater und Mutter, sich tausendmal fragen: Ist es auch wirklich um des Höchsten willen und nicht bloß um eines Eigensinns und einer Laune oder einer Selbstsucht willen? Und darum sollte ein junger Mensch in einer solchen Zeit sich selber schwer mißtrauen und mit großem Ernste in allen heiligen und edlen Büchern lesen, damit er fest in der Liebe bleibe und bei seinem Abschied nicht Glück und Stern verliere.

7. Freiwilliger Gehorsam.

„Freiwilliger Gehorsam — mit diesen Worten will ich von vornherein andeuten, daß es nicht bloß einen Sklavengehorsam gibt und

einen Gehorsam der Unmündigen, sondern auch einen Gehorsam, der von Freien gewollt und geübt werden kann.

Was aber kann wohl einen freien Menschen bewegen, den eigenen Willen einem Andern unterzuordnen?

Der naheliegendste Beweggrund ist wohl der, dessen Bedeutung wir schon in der Betrachtung über „Ehrerbietung" hervorhoben: wir beugen uns gern einer überlegenen Lebenserfahrung, auch wenn wir ihren Rat oder ihr Gebot noch nicht verstehen. Wir fühlen, daß zu richtiger Beurteilung des Lebens das Erleben genau so unentbehrlich ist, wie zu richtiger Beurteilung fremder Rassen und Länder das Reisen und die persönlichen Eindrücke. Die bescheidene Einsicht der Jugend in ihre eigene Unreife ist, wie wir sahen, der erste Schritt zur Reife und spricht sich in freiwilligem Gehorsam aus.

Noch einen weiteren Grund will ich nennen, weshalb oft gerade starke und wahrhaft freie Menschen eine Neigung zum freiwilligen Gehorsam haben. Dieser Grund wird euch begreiflich, wenn ihr euch eine Beobachtung vergegenwärtigt, die ihr gewiß schon oft gemacht habt: daß nämlich diejenigen Menschen, welche sich auffallend kleiden und überhaupt immer betonen und verkündigen möchten, daß sie selbstständig und etwas Anderes sind als die Anderen — daß solche Menschen gerade keine wirkliche starke Eigenart haben. Sonst brauchten sie das Aushängeschild nicht. Ebenso sind aber auch diejenigen nicht wahrhaft starke Menschen, die sich vor dem Gehorchen fürchten, weil sie meinen, dabei ihre Selbständigkeit zu verlieren und mit ihrem eigenen Ich nicht zur Geltung zu kommen. Wahre Kraft und wahrer Reichtum besteht immer in Überschüssen — und so beweist auch ein Mensch seine tiefinnerliche Eigenart und unerschöpfliche Kraft am besten dadurch, daß er es sich ruhig leisten kann, zu gehorchen und zu dienen: Er bedarf keiner Kraftreklame und keines Ich-Gestampfes — er verlegt sein Selbständigsein nicht in äußerliche Dinge.

„Gehorsam fühlt' ich meine Seele stets am schönsten frei", sagt Goethes Iphigenie. Was bedeutet das? Kann der Gehorsam unsere

Freiheit steigern? Wer unter Freiheit nicht etwas versteht, was jedes Pferd kann, nämlich hinten ausschlagen und rebellieren und durchgehen, der muß diese Frage bejahend beantworten. Wahrhaft frei fühlt sich der Mensch erst, wenn er von der Tyrannei seiner Selbstsucht erlöst ist. Alles was ihm dazu hilft, das macht ihn frei. Und Alles, was ihn äußerlich frei macht und dafür sein kleines Ich mehr in den Mittelpunkt seines Lebens und Strebens rückt — das bringt ihm trotz allem Freiheitslärm doch nie das tiefe Aufatmen und Seligsein der echten Freiheit. Mancher meint: das Sichselbstdurchsetzen sei doch das Schönste und gebe das stolzeste Herrengefühl. So denkt man aber nur so lange, bis man etwas noch Höheres kennen lernt: die Selbstüberwindung. Darum sagt Schiller: „Von der Gewalt, die alle Wesen bindet, befreit der Mensch sich, der sich überwindet!" Also der Selbstüberwinder ist der freieste Mensch! Und da weder Hunger noch Durst so schwer zu überwinden ist wie der Eigensinn, so ist der freiwillige Gehorsam wohl der größte Sieg des Menschen. Hier kommt er am meisten los von sich selber. So wird der Gehorsam auch die Schule der Selbstlosigkeit.

Jetzt versteht ihr gewiß auch, warum erwachsene Menschen in den sogenannten Orden das Gelübde des freiwilligen Gehorsams geleistet haben und warum überhaupt im Christentum der Gehorsam eine so große Rolle spielt. (Ihr erinnert euch an das Wort in Schillers Balladen: „Gehorsam ist des Christen Schmuck.") Die Überwindung des Eigenwillens wurde als die schwerste und unentbehrlichste Vorübung zur Selbstlosigkeit und zur Liebe betrachtet — denn es gibt ja keine große Liebe ohne Selbstentäußerung, ohne Abschied vom Eigenwillen, ohne opferwilliges Dienen. In manchen Klöstern des Mittelalters gab es sogar einen förmlichen Wettstreit: wer den Gehorsam so weit brachte, einem persönlich unangenehmen Oberen ein Jahr lang ohne Murren zu gehorchen. Man suchte solche Gelegenheiten geradezu auf, statt ihnen zu entfliehen. Es waren ja Bildungsgelegenheiten. Als Franciscus von Assisi den Orden der

Franziskaner gegründet und Oberer geworden war, da wählte er sich unter den Brüdern stets einen aus, dem er diente: Um der Selbstverleugnung willen, ohne die es keinen Fortschritt der Menschheit gibt.

Es gibt nun auch einen natürlichen Orden zur Pflege des freiwilligen Gehorsams — einen Orden, in den ihr hineingeboren werdet, und dessen dienende Glieder ihr alle seid: das ist die Familie. Und eure Eltern sind euch gegeben, nicht etwa bloß um die Jahre eurer Unmündigkeit zu bewachen, sondern auch damit ihr mit ihrer Hilfe die große Freiheitsschule des Gehorsams durchmachen könnt und die Selbstverleugnung auf demjenigen Gebiete lernt, auf dem sie am schwierigsten ist: gegenüber dem Eigenwillen. Ich lernte einmal einen Knaben kennen, der von allen seinen Kameraden beneidet wurde, weil er sehr schwache Eltern hatte, die ihm Alles erlaubten, so daß er eigentlich der Herr im Hause war. In Wirklichkeit aber war er gar nicht beneidenswert, denn er ließ auf diese Weise die wichtigste Bildungsgelegenheit seines ganzen Lebens vorübergehen: Er ging der Übung im Gehorsam verlustig, eroberte niemals die Herrschaft über seinen Willen, ward Sklave seines Eigensinns, verstand nie mit Menschen fertig zu werden und hatte auch in seinen eigenen Arbeiten keine rechte Willenskraft — denn Eigensinn ist nur Willenskrampf, aber nicht Willenskraft: Nur das Sichselbstbesiegen bringt Stärke. Wer darum nicht um seiner Eltern willen gehorchen mag, der tue es um seiner selbst willen: Je schwerer es ihm wird und je mehr seine Selbständigkeit dagegen rebellieren will, desto fruchtbarer ist die Übung. Der Segen der Familie liegt überhaupt nicht nur in dem, was man an Fürsorge *erwiesen* bekommt, sondern ebenso sehr in dem, was man selber *erweisen* kann: Also nicht nur in dem, was man *nimmt*, sondern auch in dem, was man zu *geben* Gelegenheit hat — und von all diesen Gaben ist der freiwillige Gehorsam die segensreichste und folgenreichste für den Geber selber.

Ich will euch das noch von einem anderen Standpunkte aus

zeigen. Sagt einmal, was bedeutet eigentlich der Satz: „Wer nicht gehorchen kann, der kann auch nicht befehlen"? Wie kommt es, daß der Gehorsam eine Vorschule des Gebietens ist? Sollte man nicht meinen, daß Befehlen nur durch Befehlen gelernt werde und daß Gehorsam nur zum Kriechen vorbereite? Wenn ihr an all das bisher Besprochene denkt, so werdet ihr die Antwort schon ahnen: Freiwilliger Gehorsam ist eine der stärksten Übungen der Willenskraft; je mehr Willenskraft aber ein Mensch hat, um so sicherer wird er den Willen der Anderen lenken, d. h. befehlen können und zwar ohne viel Reden und lautes Schreien. Unter wahrer Kunst des Befehlens versteht man ja gerade dieses lautlose Einwirken eines starken Willens auf die Untergebenen — im Gegensatz zu dem Poltern und Stampfen des Schwächlings, von dessen Willen keine elektrisierende Kraft ausgeht und der den Mangel an innerer Autorität durch äußeres Kommandieren ersetzen möchte: Er kann nicht wahrhaft befehlen — er hat seinen Willen nicht vorher durch Übungen in der Selbstüberwindung gestärkt. Ihr könnt das Alles ja schon in der Schule beobachten. Es gibt Lehrer, die ganz jung sind und doch vom ersten Augenblick an so etwas Gebieterisches an sich haben, daß niemand zu mucksen wagt, auch wenn sie gar nicht zum Stock greifen oder mit donnernder Stimme die Klasse erschrecken. Woher kommt das? Doch auch nur davon, daß von jedem starken Willen eine gebietende Wirkung auf Andere ausgeht und sie zur Unterordnung zwingt, ohne daß sie es selbst merken. Ich will euch noch ein Beispiel dafür erzählen. Ich hörte einmal von einem Arzte, der sehr erfolgreiche Nervenkuren machte: Sein Erfolg beruhte hauptsächlich auf seinem starken Willen, der die Kranken selber dazu brachte, sich zusammenzuraffen und sich nicht gehen zu lassen. Dieser Arzt fastete regelmäßig einige Tage im Monat, und als man ihn fragte, warum er das tue, da sagte er: Ich muß meinen Willen immer aufs Neue stärken, sonst verliere ich den Einfluß auf meine Patienten. Hätte er in seinem Hause Gelegenheit zu freiwilligem

Gehorsam gehabt, so hätte er vielleicht diese stärkste Willensübung gewählt. Freut euch, daß euch diese Gelegenheit noch gegeben ist und benutzt sie, so lange ihr könnt — und je schwerer die Zumutungen sind, um so freudiger nehmt den Dienst auf euch!

Das Elternhaus ist die höchste Bildungsanstalt für jeden Menschen — man muß nur die Gelegenheiten zu entdecken wissen.

---

8. Der Tod als Freund.

Gestern kam ich an einem Laden vorbei, wo ich sonst immer einkaufe — da hielt ein Trauerwagen vor der Tür und das Ladenfenster war mit schwarzen Tüchern verhängt und darüber stand: „Wegen Todesfalls geschlossen." Im Hause gingen weinende Kinder umher und von allen Fenstern sahen teilnehmende Gesichter auf die Straße. Es war die Mutter gestorben. Noch vor zwei Tagen hatte ich sie im Laden verkaufen sehen und nun hatte sie die Augen für immer geschlossen. Wie schrecklich muß es doch sein für Kinder, wenn so ganz unerwartet ihr Schutz auf Erden von ihnen geht! Aber noch schrecklicher muß es sein für ein Kind, wenn es sich dann im heimlichsten Herzen sagen muß: „Ich habe sie doch so oft betrübt und geärgert und nun kann ich nichts mehr wieder gut machen. Es ist zu spät. Ungefällig war ich und mürrisch und hab's oft bereut und gedacht: Warte nur, später, wenn ich mal verheiratet bin, dann nehmen wir sie zu uns und pflegen sie recht."

Habt ihr einmal alte Gemälde gesehen aus dem Mittelalter, auf denen das jüngste Gericht mit den Höllenstrafen abgebildet war? Wo der Eine gebraten wird und der Andere mit Zangen gezwickt und der Dritte mit Ruten gegeißelt? Das ist ja Alles nichts gegenüber der Herzensqual, zu der man verdammt wird, wenn man seine Liebe und Dankbarkeit so lange aufschiebt, bis diejenigen von uns genommen sind, die wir lieb haben und erfreuen wollten. Darum, wenn ihr an einem Trauerhause vorbeigeht, so denket nie: was

geht uns das an? Bei uns ist, Gott sei Dank, noch Alles lebendig — sondern laßt euch daran erinnern, wie wenig Zeit euch noch gegeben ist, alles Zärtliche und Liebreiche zu tun und zu sagen, was ihr im Herzen fühlt. Dann ist der Tod kein schreckliches Gespenst mehr, sondern ein Freund, der mit tiefer ernster Stimme an uns herantritt und uns sagt: Ihr habt Zeit genug zu schlafen, wenn ihr im Grabe seid — jetzt seid lebendig und machet die Augen und Herzen weit auf! „O liebt, so lang ihr lieben könnt!“

Was unser Tun aus uns macht.

1. Der Boomerang.

Mancher von euch hat wohl schon von jenem eigenartigen Wurfgeschoß der Australneger gehört, das in großem Kreise zu demjenigen zurückkehrt, der es geschleudert hat. Ja vielleicht habt ihr selber schon einmal solchen „Boomerang" geschenkt bekommen und euch schleunigst geflüchtet, wenn er nach dem Wurfe plötzlich wieder auf euren Kopf zurückwirbelte.

Habt ihr wohl schon einmal beobachtet, daß man eigentlich alle Handlungen des Menschen mit einem solchen australischen Wurfgeschoß vergleichen kann? Alles was wir tun — Gutes und Böses — es wirbelt nicht etwa so auf Nimmerwiedersehen in die blaue Luft hinaus und trifft diesen oder jenen, sondern es kehrt stets mit verdoppelter Wucht gegen unser eigenes Haupt zurück — auch wenn wir das nicht gleich bemerken. Ja, und selbst wenn das, was wir Schlechtes tun, zufällig dem Andern, den wir treffen wollten, gar keinen Schaden zufügt: uns selber trifft der Schade so sicher, wie die Sonne jeden Abend ihre Bahn vollendet. Ich hörte einmal, wie ein Knabe aus dem Fenster einem Andern ein Schimpfwort zurief. Als ihn seine Mutter deshalb zu Rede stellte, sagte er: „Ach, der hat's ja gar nicht gehört." Und wirklich, er hatte es nicht gehört. Der Schimpfer aber wußte nicht, daß jedes Schimpfwort ein Boomerang ist, das am sichersten gerade demjenigen an den Kopf fliegt, der es ausgesendet hat. Hätte er beim Schimpfen sein Gesicht im Spiegel

sehen können, so hätte er gewiß sofort gewußt, wo ihn das Wurfgeschoß verletzt hat. Er hat das Wort „Ochse" hinuntergerufen: Aber er selbst hat in diesem Augenblick etwas Ochsiges gehabt, so etwas Plumpes, Grobes, Stößiges — und leider nicht nur für den Augenblick, sondern es bleibt etwas davon zurück, genau so wie von jedem innigen Wort der Liebe oder jedem frommen Wort der Ehrfurcht etwas im Menschen zurückbleibt — oder so wie von jeder Turnübung eine Stärkung derjenigen Muskeln zurückbleibt, die man in Bewegung setzte.

Oder nehmt einmal den Fall, daß ihr den Schlag oder den Stoß eines Mitschülers mit dem Gleichen erwidert. „Es geschah ihm recht, er hats verdient, warum hat er angefangen", so sagt ihr. Ja, aber habt ihr es eigentlich verdient, daß ihr euch den Schaden zufügt und auch eine Roheit begeht? Sein Schlag hätte euch nichts geschadet — geschadet hat euch der Schlag, den ihr ihm gegeben habt. Das war ein Boomerang, der zu euch zurückkehrte. Ich gebe euch hier keine Befehle: „Ihr sollt keinen Schlag oder Stoß mit dem Gleichen vergelten" — ich frage euch bloß: Habt ihr euch überlegt, daß Alles, was ihr tut, nicht nur für die Andern ist, sondern auch für euch? Und ist die Rückzahlung des Stoßes so wichtig, daß ihr deshalb zum Büffel werden mögt? Dann kann der Andere wirklich ein Triumphgeschrei anstimmen. Zuerst brachte er nur euren Körper aus dem Gleichgewicht, jetzt sogar eure Seele, die doch weit stärker ist als der Körper; er hat erreicht, was er wollte: Alles purzelt übereinander, wie beim Kegeln „alle neune". Steht ihr aber fest und seht ihn nur kopfschüttelnd an, so hat sein Schlag nur dazu geholfen, euch noch fester zu machen, als ihr schon wart.

Oder stellt euch einmal vor, ihr beginget bei der Prüfung in der Schule eine kleine Betrügerei oder Unehrlichkeit. Niemand merkt es und ihr kommt schön glatt durchs Examen. Auch hier sage ich wieder: Bei all eurer Listigkeit habt ihr eins vergessen: Es war

doch jemand da, der es gemerkt hat. Eure eigene Seele nämlich. Sie erhielt einen schweren Stoß, ja bei Manchem war solche erste Unehrlichkeit der Todesstoß, der ihn zu allem Weitern führte. Habt ihr wohl daran gedacht, was die Scheu vor der ersten kleinen Unehrlichkeit für den Menschen bedeutet? Was der Schmelz für die Zähne, das ist diese Scheu für den Menschen. Ist der Schmelz einmal fort, dann hilft noch so viel Putzen und Zahnstochern nicht mehr gegen die Fäulnis. Und ist die Scheu vor der ersten kleinen Falschheit einmal fort, dann beginnt man allmählich auch Größeres zu entschuldigen — man hat den Schutz nicht mehr, man hat den Schmelz verloren, man ist wehrlos gegen all die vielen giftigen Versuchungen, die mit so süßem Geschmack den Menschen betören.[1]) Und so wie der Zahnschmelz aus dem harten Knochenmaterial selbst entsteht, so entsteht auch aus dem *Härtesten und Festesten* im Menschen diese *feinste zarteste Scheu* gegen die *kleinste* Unehrlichkeit, dieser Schmelz, der allein dem Eindringen der Fäulniskeime gewachsen ist — es ist so eine Härte des Menschen gegen sich selbst, gegen das Weichliche, Bequeme und Feige in seinem Innern — und diese Härte des Willens gleicht demselben Stoff, aus dem das Rückgrat gemacht ist und die freie tapfere Menschenstirn. Also seid fest und denkt immer daran, was die kleinste Unehrlichkeit in euch selber anrichtet, selbst wenn es niemand merkt. Das ganze Leben ist ein einziges großes Examen, eine ernste Prüfung, in der niemand besteht, der sich an unredliche Mittel gewöhnt hat und in der auf die Dauer nur das hilft, was der Mensch in seinem innersten Kern auch wirklich ist. Und in diesem Examen kommen alle Durchstechereien ans Licht, die der Mensch im verborgensten Winkel verübt hat und alle Treue und Strenge wird belohnt, die wir dem Weichlichen in uns abgerungen haben — belohnt nicht mit äußeren Zeichen, aber durch den Frieden des Herzens,

---

[1]) Nur eine sehr tiefe Reue und eine große Umkehr kann dem Menschen eine neue Sicherheit im Guten geben.

das Vertrauen unserer Mitmenschen und das frohe Kraftgefühl der eigenen Festigkeit.

2. Ungefällig und gierig.

Es gibt manche Kinder — wenn man denen sagt: „Seid doch auch gefällig und hilfreich", so denken sie, es sei damit nichts Anderes gemeint als: Gebt euren Apfel an Max und trinkt weniger Chokolade, damit Paula desto mehr trinken kann. Und dazu haben sie zuerst gar keine Lust. Sie sagen: „Wozu denn immer an die Anderen denken, die sollen selbst für sich sorgen, jeder ist sich selbst der Nächste — die Andern raffen es ja auch zusammen, wo sie es bekommen können." Liebe und Güte, so meinen solche Kinder, sei etwas, wobei man zugunsten von Andern einen Verlust hat. Ist das wahr? Gewiß, man hat einen Verlust. Aber nur auf einer Seite. Auf der andern ist man tausendmal reicher geworden. Zwar nicht an Eßwaren und dergleichen — aber die verliert man ja ein paar Minuten später doch, wenn sie im Magen verschwinden und vom Gaumen längst vergessen sind — wohl aber wird man reicher an der Kraft zum Schenken — immer gerade das zu schenken, was einem das Liebste ist; und diese Kraft ist wohl die größte und seltenste Gabe, die ein Mensch besitzen kann, denn von Natur umklammert der Mensch Alles, was ihn vergnügt oder erfreut und ist der Knecht alles dessen, was er besitzt.

Je mehr der Mensch schenkt, um so größer und stärker wird sein Herz. Wenn man Geld fortgibt, wird es weniger, wenn man mit einem Licht ein anderes anzündet, so bleibt die Flamme immer die gleiche, wieviel tausende von Kerzen ihr auch damit anzündet — wenn man Liebe verschenkt, dann wird die Liebe immer größer, je mehr davon verschenkt wird. Darum ist alles Geben auch eine Gabe für den, der gibt — und nicht umsonst heißt es in der Bibel: „Selig sind die Barmherzigen." Wer das nie versucht hat, der weiß natürlich auch nichts davon.

3. Das kleinste Stück.

„Du mußt Dir auch immer das kleinste Stück vom Teller nehmen“, sagte einmal eine Mutter zu ihrem Knaben. „Warum soll ich das eigentlich?“ hörte ich ihn fragen. Was würdet ihr ihm antworten? Damit für die Andern mehr bleibt? Ja, aber das ist ja gerade, was er nicht einsehen will. Wenn's ihm selber so schön schmeckt, warum soll er es dann den Andern lassen! „Wer zuerst kommt, mahlt zuerst,“ heißt das Sprichwort. Nun könnte man ihm vielleicht sagen: Weil Einem wohler zu Mute ist und froher im Herzen, wenn man seinem Nächsten etwas Gutes verschafft hat, als wenn man es für sich selbst behält. Aber das ist eine Freude, für die er vielleicht noch zu jung ist. Dazu muß die Seele schon etwas größer und reifer sein. Er denkt: Mein größtes Unglück ist gerade, wenn die Andern das große Stück erwischt haben. Also wie kann man ihn dazu bringen, das kleinere zu nehmen?

Ich würde ihm sagen: Weißt du, es ist wahr, das größte Stück schmeckt am besten, und wer es erbeutet, kann sich freuen. Aber das Vergnügen ist bald vorbei. Und der Mensch, der so nach den großen Stücken hascht und seine Jagdbeute dann so gierig verschlingt, der bekommt gar leicht ein Affen- oder Raubtiergesicht. Es ist, als ob die großen Stücke ein Zaubergift in sich hätten, das den in ein Tier verwandelt, der danach greift — ganz allmählich, je mehr er überall die großen Stücke im Auge hat. Die kleinen Stücke dagegen tragen einen andern Zauber in sich: Wer aus wirklicher Bescheidenheit nach ihnen greift — nicht bloß um so zu scheinen —, der bekommt einen Ausdruck um die Augen und um den Mund, der ihm Vertrauen erobert, wo er sich zeigt. Beobachtet nur einmal bescheidene Menschen, ob ich nicht recht habe. Es ist ein Geheimnis, das nicht Viele wissen — aber wer es weiß, der greift nicht mehr nach den großen Stücken. Er weiß: Er verliert scheinbar, in Wahrheit aber gewinnt er eine geheimnisvolle

Kraft und wird ein liebes Menschenantlitz erhalten und kein Tiergesicht.

---

4. Präsident Lincoln.

Als der amerikanische Präsident Lincoln einmal einen Ausritt aufs Land machte, da sah er ein Schwein, das in einem Sumpfe zu ertrinken drohte und sich vergeblich bemühte, sich wieder herauszuarbeiten. Der Präsident stieg von seinem Pferde und half dem Schwein heraus — wurde dabei aber natürlich über und über beschmutzt. Die Geschichte wurde bekannt und Alles verwunderte sich, wie ein Präsident wegen eines Schweines sich so viel Mühe geben konnte. Da sagte er: „Ich tat es nicht nur um des Schweines willen, sondern auch um meiner selbst willen." Was wollte er damit sagen? Sicher doch, daß es nicht nur die Andern angeht, wenn wir etwas Gutes und Mitleidiges tun, sondern auch uns selbst, indem unsere Kräfte durch Übung stärker oder durch Stumpfsinn abgestumpft werden. „Gewöhne dich nicht daran, ein lebendes Wesen leiden zu sehen," so könnte man dem Menschen sagen. Es wirkt wie der böse Zauber in den alten Märchen, der den Menschen versteinert. Mitleiden heißt mitleben und wer nicht mehr mitleiden kann, der hat auch kein Leben mehr. Hätte Lincoln das Schwein zappeln lassen, so hätte er die Stimme des Mitgefühls in sich ans Schweigen gewöhnt — so wie man sich auch Anderes abgewöhnt, wenn man nicht darauf hört. Dann aber hätte er vielleicht auch die Neger in ihrem Sumpf von Elend und Sklaverei zappeln lassen und wäre nicht der Sklavenbefreier geworden — denn dabei wurde er auch über und über mit Schmutz beworfen und war oft der Verzweiflung nahe. Wer nur gut essen will und nachmittags seinen Kaffee trinken und die Cigarre rauchen und dann gut schlafen — der muß sich allerdings Liebe und Mitleid abgewöhnen — aber er bleibt auch ein armer, armer Mensch.

---

5. Die Versuchung.

„Die Versuchung“, so heißt eine kleine Erzählung von Pestalozzi, die ich euch kurz wiedererzählen will, weil ihr dabei noch deutlicher erkennen werdet, was ich meine, wenn ich sage: Das Gute und Rechte, was wir tun, hat nicht nur seinen Wert für die Andern, sondern am meisten vielleicht für uns selbst — ja selbst wenn die Andern es gar nicht merken, so ist das kein Grund, etwas Unrechtes zu tun oder etwas Gutes nicht zu tun — denn an uns selbst geht es nicht spurlos vorüber, was wir tun: Durch die kleinste Überwindung werden wir stärker, durch das kleinste Nachgeben werden wir schwächer; die kleinste Untreue und Unredlichkeit macht uns heimlicher und gieriger und unsicherer in unserm ganzen Leben. Darum soll man niemals meinen, Stehlen und Betrügen sei dann erlaubt, wenn man dem Andern etwas unterschlage, das er doch nicht brauche oder gar nicht vermisse; oder roh sein dürfe man dann, wenn der Andere den Anfang damit gemacht habe oder keine andere Sprache zu verstehen scheine: Nein, all unser Tun ist nicht nur Umgang mit den Andern, sondern auch Umgang mit uns selbst, d. h. *wir behandeln uns selbst dabei*, unsern innersten Menschen und vergröbern ihn oder verfeinern ihn durch Alles, was wir ihn begehen lassen.

Also nun zu Pestalozzi: Es war einmal ein braves Mädchen vom Lande, die war zu wohlhabenden und verwöhnten Leuten in Stellung gekommen, mit sehr geringem Lohn. Den schickte sie ihrer alten Mutter und trug lieber die ärmlichsten Kleider, als daß sie das Geld für sich verbraucht hätte. Da machte sich der schlaue Diener Rackoli an sie heran und sagte ihr mit schmeichelnden Worten, es sei doch eine Schande, daß ein so schönes Mädchen sich so in Lumpen kleide. Sie habe ja doch kein Geld, sagte sie, und was sie erhalte, das schicke sie ihrer Mutter. Man könne sich das, was man brauche, doch auch auf andere Weise verschaffen, meinte darauf Rackoli. Und als sie entsetzt zurückwich, raunte er ihr zu: man muß eben zwischen

großem und kleinem Stehlen unterscheiden, man nimmt einfach etwas, das die Herrschaft nicht vermißt oder gibt gefundene Kleinigkeiten nicht wieder. „Ich bringe meiner Dame die kleinste Haarnadel zurück, die ich im Zimmer finde," meinte das Mädchen. Da brach Rackoli in offenen Hohn aus: „Was, dieser Person, die für ihren Schoßhund in einem Monat mehr ausgibt als für dich im Jahre, die das Geld zum Fenster hinauswirft, wo sich nur Gelegenheit bietet, und für deinen Herrn, der an einem Abend zehnmal deinen ganzen Lohn verspielt — für solche Leute sammelst du Haarnadeln? Du Närrin!" Damit ließ er das Mädchen allein. Zuerst wehrte diese mit allen Kräften die Versuchung ab — aber als sie nun selbst die Augen aufmachte und sah, wie ihre Herrschaft das Geld verschwendete und wie ihre Mutter in Armut darbte und wie sie selbst in Bettelkleidern umhergehen mußte und obendrein noch von der Herrschaft dafür gescholten wurde, daß sie so wenig auf ihre Kleidung gebe — da brach der Widerstand in ihr zusammen und als sie bei einer häuslichen Festlichkeit einmal einen schönen Ring fand, da behielt sie ihn, statt ihn zurückzugeben und beschloß, ihn zu verkaufen. Da es aber ein sehr kostbarer Ring war, so wurde danach gefragt, und an ihrem verwirrten Aussehen erkannte man bald, wo er war und beschuldigte sie, ihn nicht nur gefunden, sondern gestohlen zu haben — sie kam ins Gefängnis und ins Elend. Und doch war sie ein gutes anständiges Kind gewesen und hätte gewiß niemand um das Seine bringen mögen, wenn sie ihm wirklich einen Verlust zugefügt hätte — aber sie meinte: „Was schadet's den reichen Leuten — sie verspielens doch nur." Sicher wäre sie gerettet gewesen, wenn nach Rackolis Worten ein treuer Mensch zu ihr getreten wäre und gesagt hätte: „Liebe Kunigunde, kümmere dich doch nicht darum, wie die Andern mit dem Geld umgehen, und ob es ihnen schadet oder nicht schadet, wenn du dir etwas aneignest, was ihnen gehört — sondern denke an nichts Anderes als daran, daß der, welcher stiehlt, vor Allem sich selbst bestiehlt; und zwar bestiehlt er sich um die feste heilige

Zuverlässigkeit, die lieber Tod und Not wählt als das kleinste Vergreifen an fremdem Gute, und auf die man so sicher rechnen kann wie auf den Gang der Sonne am hohen Himmel — und wer diese Zuverlässigkeit nicht hat und nicht bewahrt, der wird nur zu bald ausgestoßen aus dem Reiche menschlichen Vertrauens, wie ein wildes Tier, das man bewachen muß und auf das man Jagd macht. Darum bist du auch keine Närrin, wenn du dich scheust, dir auch nicht die kleinste Haarnadel widerrechtlich anzueignen, denn es kommt gar nicht darauf an, ob deine Herrin sie braucht und vermißt — nein, du brauchst diese Treue im Kleinsten, deine ganze Seligkeit hängt daran, daß du diese Haarnadeln nicht behälst — denn wer sorglos mit den Kleinigkeiten ist, der kennt eine der größten und wichtigsten Wahrheiten des Lebens nicht: daß alles Verderben aus den kleinsten und unsichtbarsten Anfängen stammt — darum ist der ein Narr, der da meint, man brauche nur im Großen ehrlich zu sein, im Kleinen komme es nicht so darauf an — während in Wirklichkeit die große Unehrlichkeit schon in der kleinen Unehrlichkeit drin steckt. Ehrlichkeit hat es überhaupt nicht mit der Zahl und Größe des Entwendeten zu tun, sondern damit, ob Du ein festes Auge und eine feste Hand hast für die strenge Linie zwischen Mein und Dein — oder ob das Auge trübe und die Hand unsicher und unbewacht ist. An dem festen Auge und der festen Hand hängt dein ganzer Name, dein ganzer Friede, dein ganzes Glück."

Betrachtet einmal auf einem Globus die beiden Erdteile Amerika und Afrika. Sie sind durch einen gewaltigen Ozean getrennt. Wer über den Ozean hinüber ist und Afrika betritt — der ist eben in Afrika und nicht in Amerika, selbst wenn er nur den äußersten Saum des Strandes betritt — und zwischen ihm und Amerika liegt der ganze Ozean. So liegt auch zwischen dem Erdteil der Ehrlichkeit und dem Erdteil der Unehrlichkeit ein ganzer Ozean — und wer auch nur den äußersten Saum der Unehrlichkeit überschreitet — der ist eben drüben, und zwischen ihm und der fernen Küste der Ehrlichkeit liegt

der ganze Ozean. In Sachen der Ehrlichkeit gibt es überhaupt nichts Großes und Kleines, weil der, welcher einmal über die scharfe Linie hinüber ist, überhaupt keinen Halt mehr hat. — Denn der einzige Halt ist überhaupt nur: Rühre nichts an, was Dir nicht gehört!

Also was die kleinste Handlung aus uns machen kann, wie sie uns selber verändern und mit einem Schlage aus der Welt des Lichtes in die lichtscheue Welt versetzen kann, daran laßt uns immer denken, wenn wir einmal in Versuchung sind, etwas ewig Verbotenes für erlaubt zu halten, weil wir gerade keinen sichtbaren Schaden für die Andern sehen können oder den Andern gar einen Schaden gönnen möchten.

---

6. Der gestohlene Gummi.

Ich habe euch vorhin die Geschichte von der armen Kunigunde erzählt — jetzt will ich euch einmal eine wirklich passierte Geschichte erzählen von einem kleinen Mädchen, die vielleicht auch noch einmal eine Kunigunde werden kann, wenn sie nicht rechtzeitig gute Freundinnen findet, die sie gründlich auf ihren Irrtum aufmerksam machen, ehe es zu spät ist.

Ein kleines Schulmädchen hat ihrer Mitschülerin heimlich einen Gummi entwendet. Als sie dafür zur Rede gestellt und bestraft wird, sagt sie, es habe der Andern ja nichts geschadet, es sei ja ein reiches Mädchen. Ihr seht, Jeder hat im Grunde so einen kleinen Rackoli in seinem eigenen Herzen, der ihn mit allerlei billigen Schlauheiten von der geraden Linie fortlocken möchte. Was würdet ihr jetzt der kleinen Gummidiebin geantwortet haben? Darf man denn stehlen, wenn der Andere so reichlich versorgt ist, daß er das eine Stück gar nicht vermißt? Nicht wahr, das Stehlen ist in erster Linie immer etwas, was man sich selbst zufügt? Mensch sein heißt Grenzen einhalten — Kühe und Schafe grasen auf fremden Kleefeldern, bis sie der Hund fortjagt, und das Pferd vom Milch=

wagen beißt in die Gartenhecke hinein, während der Milchmann im Hause ist — bis er herauskommt und „hü" ruft und mit der Faust nach der Nase des Pferdes schlägt. Wer die feine Grenze zwischen Mein und Dein nicht einhält, der ist wie ein Betrunkener, der über den Weg taumelt und den geraden Strich nicht mehr einhalten kann. Ob er nach links hinübertaumelt oder nach rechts, oder ob er auf ein Kartoffelbeet tritt oder in einen Graben, darauf kommt's nicht an, er ist eben betrunken: damit weiß man genug und richtet sich danach. Und ob man den Gummi einer reichen Nachbarin nimmt oder einer armen, ob es der Bestohlenen schadet oder nicht schadet — wer die Grenze der Ehrlichkeit überschreitet, der ist ein unsicherer Mensch geworden, er hat den festen Schritt verloren und damit hat er sich selbst einen Schaden zugefügt, der mit Geld gar nicht gemessen werden kann und wahrhaft zum Weinen ist für Alle, welche wissen, wohin so etwas führen muß. Wenn ihr daher einmal in eurer Klasse oder auch unter euren Geschwistern so ein kleines Wesen habt, das ein wenig den festen Halt verloren hat, so würde ich ihm an eurer Stelle recht freundlich die Geschichte mit dem Zahnschmelz erzählen und noch vielleicht Folgendes dazu: „Sag mal, Trudchen, hast du schon einmal in der Zeitung angezeigt gesehen oder an Schaufenstern: „Schutz gegen Diebstahl — hier sind diebessichere Schränke zu haben?" Das sind also Schränke, die so festgepanzert sind, daß kein Brecheisen sie öffnen kann. Das ist ja gewiß recht schön, aber der Mensch hat noch einen andern „Schutz gegen Diebstahl" nötig, nämlich Schutz gegen den kleinen Dieb in seinem eigenen Innern, der ihn unter lauter kleinen harmlosen Vorwänden auf die abschüssige Bahn locken will. Dieser kleine Dieb hat dich jetzt dazu verführt, eine erste kleine Unehrlichkeit zu begehen — weißt du nun aber auch, wie du dich vor ihm schützen kannst? Nur dadurch, daß du den Finger auch vom kleinsten Stücke fremden Eigentums so fern hältst, als sei ein brennendes Feuer rings herum. Das ist der einzige „Schutz gegen Diebstahl". Behalte keinen Pfennig bei dir, der dir nicht gehört und

wenn es der Pfennig eines Millionärs ist — hat er auch für ihn keinen Wert, so ist er doch für dich keine Kleinigkeit, sondern das wichtigste Stück Geld von der Welt, denn deine ganze Ehre hängt daran, deine ganze Achtung vor dir selbst, daß er nicht in deinen Fingern sitzen bleibt.

In New-York kaufte einmal ein Millionär einem kleinen Zeitungsbuben eine Zeitung ab und gab ihm einen Dollar. Der Knabe konnte nicht herausgeben. Der Millionär aber machte seinem Kutscher ein Zeichen, fortzufahren, da er keine Zeit hatte, zu warten, bis der Kleine in einem Laden gewechselt hatte. Als er vor seinem Hause hielt, stand der Knabe auch schon keuchend da: er hatte schnell wechseln lassen und war dann bis zur Erschöpfung hinter dem Wagen hergejagt, um das Geld abzugeben, das nicht ihm gehörte. Der Millionär nahm den Knaben sofort in seinen Dienst. Warum? Er wußte: Dieser Kleine ist „diebessicher" — auf ihn kann ich mich verlassen. Er schaut weder auf seine Lumpen, noch auf meinen Reichtum, sondern nur darauf, daß er rein bleibt von fremdem Eigentum. Er weiß: „Dem Millionär macht es nichts, und wenn er mir auch eine Hundertdollarnote gegeben hätte — aber ich kleines Menschenkind kann mich ja nur dadurch von den Hunden auf der Straße unterscheiden, daß ich strenge zurückweise, was nicht mein ist."

Also mein liebstes Trudchen — um deiner selbstwillen rühre nichts an, was dir nicht gehört; schadet die Unehrlichkeit auch dem Bestohlenen nicht: Sie schadet dir."

---

7. Das Abschlagen von Pflanzen.

Ihr kennt Alle das Wort: „Quäle nie ein Tier zum Scherz, denn es fühlt wie du den Schmerz". Es gibt nun manche Knaben, die vielleicht niemals eine Katze oder einen Hund quälen, und sogar nicht einmal einer Fliege wehtun mögen — aber wenn sie mit dem Spazierstock durch die Felder gehen, dann schlagen

sie mit Vorliebe den Pflanzen die Köpfe ab und denken: „Ach, das ist ja nur eine Pflanze, die fühlt keinen Schmerz, ihr kann es gleichgiltig sein, ob sie heute fällt oder morgen". Das ist gewiß richtig, die Pflanze fühlt es nicht. Aber eine andere Frage ist, ob es nicht dem schadet, der die Köpfe abschlägt. Habt ihr wohl schon einmal darüber nachgedacht? Ihr wißt ja, daß nicht nur die Muskeln stärker werden, wenn man sie übt, sondern daß auch jeder Trieb stärker wird, je öfter man ihm Gelegenheit gibt, sich auszutoben. Wie nennt man nun wohl den Trieb, der uns treibt, unterwegs Pflanzen niederzuschlagen und Zweige abzureißen? Es ist der Zerstörungstrieb. Und wo dieser Trieb größer wird in einem Menschen, da wird der Trieb der Schonung und Sorgsamkeit schwächer, und dann kommt es nur zu bald, daß solch' ein Mensch auch gegen seine Mitmenschen roh und achtlos wird, ihre Freuden zerstört, auf ihren Schmerzen herumtritt, ihren Hoffnungen den Kopf abschlägt — denn eine Gewohnheit ist ansteckend wie eine Blutvergiftung, sie beginnt leise an einem Punkte und hat nur zu bald den ganzen Körper ergriffen. Wollt ihr nun lieber dem Zerstörungstrieb in euch Nahrung geben oder dem Trieb der Hülfe und Güte, der Schonung und Sorgfalt? Ich denke: das Letztere; denn ihr wollt ja auch lieber im Himmel sein als in der Hölle. Wer aber achtlos mit Anderen ist, der kommt schon in diesem Leben in die Hölle, d. h. er schafft sich selber ein Leben ohne Liebe und Teilnahme; denn wer für seine Mitmenschen kein sorgsames Herz und keine zarte Hand hat, der wird auch grob angefaßt und im Stich gelassen von ihnen. Da sitzt dann mancher vereinsamte Mensch in der Welt herum und schilt auf die Selbstsucht der Menschen und sieht gar nicht, daß er nur erntet, was er gesät hat.

Ich will euch einmal etwas erzählen, was sehr des Nachdenkens wert ist. In Amerika wird jetzt neben einem der größten Gefängnisse ein riesiges Treibhaus errichtet für alle Arten von Pflanzen, damit die Gefangenen dort Blumenpflege erlernen und üben. Man hat nämlich schon seit längerer Zeit beobachtet, welchen guten und

mildernden Einfluß es selbst auf die rohesten Gefangenen ausübt, wenn sie eine Blume pflegen können. Sie tun es zuerst nur, um ihre Langeweile zu vertreiben — allmählich aber gewinnen sie Freude daran und während sie sorgfältig die Pflanze begießen und trockene Blätter abschneiden und der Blume Sonnenlicht verschaffen, da wird in ihnen selbst wieder etwas lebendig, das längst tot zu sein schien: die Freude am Pflegen und Aufblühen, die Achtsamkeit für ein fremdes Leben. Vielleicht hatten sie in ihrer Kindheit niemals Gelegenheit, das zu üben und kennen zu lernen, und so war in ihrer armen Seele nichts, was ihnen half gegen ihre zerstörenden schlechten Triebe — und so sanken sie von Stufe zu Stufe!

Ihr seht hieraus, welche Bedeutung für das Herz des Menschen der sorgliche Umgang mit Pflanzen hat — wenn sogar Verbrecher dadurch gebessert werden können, und ihr werdet euch ebenso vorstellen können, wie leicht der rohe Umgang mit Pflanzen aus einem harmlosen Knaben alle wilden und schonungslosen Triebe hervorlocken, kann. Wer sich darum ertappt auf dem Pflanzenabschlagen, der freue sich, wenn er rechtzeitig auf eine so gefährliche Gewohnheit aufmerksam wird und lasse sich zum Geburtstage gleich eine kleine Topfpflanze schenken und übe sich, sie jeden Morgen pünktlich zu begießen und immer recht in die Sonne zu rücken und ihr guten Erdboden zuzutragen — das ist Tau und Sonnenschein nicht nur für die Blume, sondern auch für das eigene Herz und ein fruchtbarer Boden, aus dem viele neue gute Triebe hervorsprießen — froh und überraschend wie das erste Grün im Lenze!

---

8. Der einsame Esser.

Es war einmal in einer Vorstadt von Berlin ein alleinstehender Herr, der den ganzen Tag zu Hause arbeitete und nur eine alte Haushälterin hatte. Die trug eine schneeweiße Schürze und ein ebenso weißes Häubchen, und wenn die Essensstunde kam, dann

schwebte sie leise mit dem Gedeck und den Speisen herein, sagte „Guten Appetit, Herr Krüger" und schwebte ebenso leise wieder hinaus. Nun denkt ihr vielleicht: So wie sie hinaus war, sei Herr Krüger über seine Speisen hergestürzt. Er brauchte sich ja vor niemand zu genieren. Nein, Herr Krüger ging in sein Schlafzimmer und wusch sich die Hände und putzte sich die Nägel, bis sie wie Tautropfen an seinen Fingern hingen, dann zog er eine saubere Jacke an und ging feierlich ins Eßzimmer, wo niemand wartete als der gedeckte Tisch. Dort setzte er sich ebenso feierlich hin und nahm mit einer dankbaren Verneigung die Schüsseln in die Hand; dann nahm er davon, nicht gierig, sondern so zierlich und bescheiden, als müßte er es noch an sechs weißgekleidete Damen weitergeben. Dann begann er zu essen. Ihr denkt vielleicht, nach diesen Zeremonien hätte er sichs nun endlich bequem gemacht, die Ellbogen aufgeflözt und so recht behaglich geschmatzt, geschlürft und Flecken auf's Tischtuch gemacht. Nein, das gerade Gegenteil. Er aß so leise, als wolle er einer fernen Musik zuhören und sich keinen Ton entgehen lassen, und seine Ellbogen hielt er so bescheiden an sich, als säße er an einem Tische, an dem zwanzig speisen, obwohl eigentlich nur für fünf Platz ist. Er nahm von manchen Gerichten zweimal, aber wenn er sich eine Schüssel zum drittenmal anbot, dann dankte er verbindlich und setzte sie wieder hin. Nach Tische legte er sauber seine Serviette zusammen, erhob sich feierlich und ging wieder hinaus an die Arbeit.

„Aber Herr Krüger", so werdet ihr ausrufen, „warum machen sie sich's denn nicht bequem — sie sind doch ganz allein, wozu denn alle die feinen Manieren und das Waschen und Nägelputzen? Wer hat denn davon etwas? Lassen sie sich doch ein bischen gehen, verehrter Herr!"

Da würdet ihr schön ankommen bei Herrn Krüger. „Seid ihr vielleicht nur dann ehrlich, wenn euch gerade jemand auf die Finger sieht?" so würde er fragen. „Wenn's nach euch ginge, sollt' ich mich wohl in der Badehose an den Tisch setzen und mit den Fingern

essen, he? Meint ihr denn wirklich, feine und saubere Manieren seien nur ein Schaustück für Andere und nichts für uns selbst? Dann wundert ihr euch auch vielleicht, daß ich einen Blumenstrauß auf dem Tisch habe, obwohl ich bloß allein dasitze? Ich sage euch, mit saubern Händen und bescheidenen Bewegungen schmücke ich mir mein Essen mehr als mit den schönsten Rosen. Was hilft das duftigste Bouquet, wenn man dazu schmatzt und Flecken herumspritzt und mit schmutzigen Händen über den Schüsseln schwebt? Das ist dasselbe, als wenn eine Kuh in einem Levkojenbeet grasen würde. Ja, das wäre dasselbe!"

So würde euch Herr Krüger antworten — denn er antwortet ebenso gründlich, wie er sich die Hände wäscht. Und Herr Krüger hat recht. Wer den Anstand nur um der Andern willen übt, der ist nur ein äußerlich lackierter Mensch: Herr Krüger pflegt seine feinen und reinlichen Manieren, weil seine Seele darnach verlangt. Die Seele spürt nämlich Alles, was draußen vorgeht, wie die Schwalbe den Frühling spürt und die Herbstluft. Und sie möchte Anmut und Reinheit nicht nur in ihrem Innern, sondern auch in ihrer ganzen Umgebung haben — sie möchte in guter Gesellschaft sein.

Und ich glaube, feine und säuberliche Manieren wirken auf den ganzen Menschen wie ein Alpenkurort auf die Lungen. Das gierige Zufahren aber und das ungewaschene Wesen und die großen Suppenflecke und das Hinflegeln und das lärmende Essen — wenn das nicht allmählich den ganzen Menschen und all sein Handeln und Denken ansteckt, dann müßte es wirklich nicht mit rechten Dingen zugehen in der Welt.

Unsere Arbeit.

1. Was man beim Staubwischen lernen kann.

Ja, ich frage euch: Was kann man beim Staubwischen lernen? Ihr seid über diese Frage gewiß sehr erstaunt. Denn daß man aus Büchern etwas lernen kann und auf Reisen und aus dem Umgang mit gescheiten Menschen, das wißt ihr sehr wohl — aber vom Staubwischen soll man auch etwas lernen können? Wie langweilig es ist und wieviel Staub man dabei schluckt und wie schnell Alles wieder schmutzig ist, wenn man gestern erst gesäubert hat — das lernt man dabei vielleicht, so meint ihr, aber was etwa sonst noch? Da sehe ich in Gedanken so einen älteren Bruder bei seiner lateinischen Grammatik morgens am Kaffeetisch sitzen, während die Schwester umhergeht und Staub wischt. „Wie gescheit werde ich doch“, denkt er, „und wie dumm bleibt doch so ein Mädchen mit ihrem geistlosen Staubwischen! Panis, pulvis, crinis, finis . . . richtig, ja pulvis heißt der Staub, pulveris, pulveri, pulverem. Sie wischt den Staub und ich kann ihn deklinieren wie ein alter Römer. Du, Gertrud, hör mal, weißt du eigentlich, was der Staub auf lateinisch heißt?“ — „Nein, das ist mir auch ganz egal, weg muß er doch, auch wenn er einen lateinischen Namen hat.“ — „Ja, so seid ihr, gar kein Interesse für Fortbildung, bleiben immer so am Kleinen hängen — na, übrigens, Gott sei Dank, es müssen auch Menschen da sein, die Staub wischen, sonst hätten wir ja keine Muße für die höhere Bildung.“ Darauf sieht er wieder in sein Buch und lernt weiter. Gertrud hält einen

Augenblick inne und betrachtet ihren Bruder. „Wenn ich nur seinen Bildungsdünkel mal etwas abstäuben könnte", denkt sie. „Fritz", sagt sie dann, „ihr Männer könnt mir eigentlich schrecklich leid tun. Ihr habt so gar kein Interesse an eurer Fortbildung. Ihr bleibt immer so gern am gelehrten Kram hängen und vergeßt darüber die höhere Bildung." Da hättet ihr Fritz sehen sollen! „Unverschämtes Mädel du", ruft er aus und stößt mit dem Buch die Kaffeetasse um, „wa . . wa . . was fällt dir ein? Sagst du das noch einmal, so werf ich dich hinaus, so groß du bist, erlaub' dir nicht noch mal so etwas! Zu sagen, ich sei ungebildet — bodenlos, lächerlich." — „Ich danke dir Fritz, daß du mir so schnell beweisest, wie recht ich habe — denn nennst du das höhere Bildung, solch Poltern und Kollern gegenüber einer schwachen Frau? Ich nehme es dir aber garnicht übel, denn Selbstbeherrschung lernt man eben nicht aus der lateinischen Grammatik — und ihr armen Mannsleut' habt ja vor lauter Bücherlesen gar nicht Zeit, an eurer Fortbildung zu arbeiten." Fritz fühlt sich getroffen, er möchte nicht gerne weitere Beweise seiner Unbildung liefern, sondern die Ehre seiner lateinischen Grammatik retten und sagt: „Selbstbeherrschung soll man nicht aus meiner Grammatik lernen können? Da, auf Seite 23 steht extra die Geschichte von Mucius Scävola, der seine Hand langsam am Kohlenbecken verbrennen ließ. Das bekommst du doch nicht fertig, so etwas — da möcht ich dein Geschrei hören."

Gertrud schluckt diesen letzten Ausfall hinunter und sagt nur: „Sag mal Fritz, lernst du zwanzigmal hintereinander Klimmziehen am Reck dadurch, daß du in der Zeitung liest, Moritz Schulze in Nürnberg habe das fertig gebracht und den Preis dafür bekommen? Nein, üben mußt du es selber täglich, und das Reck benutzen oder den Türbalken und mit dem Kleinsten anfangen — und so weiter. Meine Worte waren noch lange kein brennendes Kohlenfeuer für dich, und doch konntest du sie nicht aushalten, ohne laut aufzubrüllen. Ich meine eben, da liegt eure Unwissenheit trotz all eurer Gelehrsam-

keit: Ihr wißt gar nicht Bescheid über das Allerwichtigste, nämlich wie man es anstellen muß, sich da fortzubilden, wo man am meisten Bildung nötig hat — in der Liebe, Geduld und Selbstbeherrschung. Du lächelst so milde auf mein Staubwischen herab — aber ich sage dir, ich bilde mich beim Staubwischen fort, es ist für mich eine Muskelübung in der Selbstbezwingung, genau so wie das Reck für den Turner das notwendige Instrument ist und nicht die lateinische Grammatik. Euer Wissen ist gewiß auch schön und gut — aber die wichtigste Bildung gibt es nicht, und wer das nicht weiß, der ist unwissend trotz allem Wissen. Entschuldige die lange Rede."

Fritz entschuldigt es gerne, er ist im Grunde ein guter Kerl und hat den ehrlichen Wunsch nach Fortbildung, er hat nur bisher irrtümlich gemeint, der Mensch bilde sich um so mehr, je mehr er wisse, und alle Handarbeit sei eigentlich erniedrigend und verdummend. Er ist nun aber neugierig geworden und will mehr hören. „Ja, wie meinst du denn das aber mit der Fortbildung beim Staubwischen?" „Mach' mit mir einen Rundgang durchs Zimmer", antwortet sie, „dann will ich dir zeigen, wie merkwürdig bildend der rechte Umgang mit dem Staublumpen ist."

„Schau, gleich beim Beginn des Staubwischens merke ich so recht deutlich, daß ein bequemer und ein ungeduldiger Mensch in mir steckt. Da beginnt gleich die Fortbildung. Wenn's nur auf die Hand ankäme, sie würde gleich erlahmen und nur so achtlos hinwischen über Alles. Da braucht's gute Gedanken und Willenskraft, daß man sich selber in Disziplin nimmt und mit dem Tuch in jeden Winkel und zwischen all die Holzverzierungen hineinfährt. Ihr meint, nur ihr tätet geistige Arbeit? Nein, jede Handarbeit ist geistige Arbeit, wenn die Hand durch Nachdenken, Geduld und Sorgfalt geleitet wird — lauter Dinge, von denen die bloße Hand nichts versteht. Kennst du das Wort: Wer im Geringsten treu ist, der ist auch im Großen treu? Dieses Wort sagt uns doch gerade, wie alle Fortbildung in den allerhöchsten Dingen und für die größten

Aufgaben des Lebens anfangen muß mit solchen kleinsten und unscheinbarsten Verrichtungen und Übungen — daher du denn auch nicht immer meinen mußt, Staubwischen habe es nur mit dem Staube zu tun und mit den Möbeln und nicht am meisten vielleicht mit dir selber.

Wer jenes Wort von der Treue im Kleinen tief im Herzen trägt, und damit überall seine Finger regiert, der bildet sich geistig, denn er arbeitet ja dahin, daß all sein Tun vom Geist geformt und bewacht werde — und so kann er ein wahrhaft beseelter Mensch werden, auch wenn er gar keine gelehrten Bücher versteht. Und wer gelehrte Bücher liest, aber nicht sein Handeln und seine Worte beseelen lernt, so daß ihm nichts Tierisches, Unschickliches, Ungeduldiges herausfährt, der bleibt ungebildet, und wenn er auch alle lebendigen und toten Sprachen beherrscht.

Noch an ein anderes Wort muß ich hier denken: „Wer bis ans Ende beharrt, der wird selig.“ Dieses Wort gilt nicht nur von der Ausdauer in den großen Dingen, sondern auch für das allerkleinste Tun. Ja, die Beharrlichkeit im Großen erwirbt man sich auch nur, wenn man im Kleinen anfängt. Wer bis ans Ende beharrt, wer nicht ungeduldig fortdrängt, wenn es ihm zu langweilig wird oder wenn ihn etwas Anderes lockt, sondern getreulich fortwischt bis ins letzte Eckchen, der wird selig, d. h. es beginnt in ihm die beste Kraft des Menschen zu wachsen, die heilige Zuverlässigkeit, ohne die er im Leben stets in Schuld und Not gerät.

Also du siehst, wie viel Gelegenheit zur Fortbildung gerade in der unscheinbarsten Hausarbeit liegt. Ich glaube, wer sich so recht hart dazu zwingt, kein Stäubchen sitzen zu lassen, der wird überall gewissenhafter werden, er wird es mit der Wahrheit genauer nehmen und keinen Staub der Ungenauigkeit oder Verdrehung auf ihr sitzen lassen mögen — er wird in der Krankenpflege zuverlässiger, wird in seinem ganzen Leben reinlicher werden — und das Alles von einem unscheinbaren Anfange her.

Weißt du, was man noch beim Staubwischen lernen kann? Sieh mal die Figuren da. An ihrer Vorderseite habe ich eben Alles abgestäubt, aber hinter ihnen sitzt noch der Staub. Aber man sieht es nicht, weil es die Rückseite ist. Jetzt kommt es darauf an, ob ich mich daran gewöhne, nur für den äußeren Schein zu arbeiten und für die Leute, oder ob ich arbeite um des Segens der treuen Arbeit willen. Lasse ich den Staub hinten sitzen, so werde ich auch in allen andern Dingen beim Schein und beim Äußern stehen bleiben lernen und gleichgültig gegen das Innere und Echte werden. Würde ich Geschäftsmann, ich würde mich nicht sorgen um das, was meine Ware wirklich ist, sondern nur um den Schein, der die Kunden betrügt. Und wenn ich Häuser zu bauen hätte, so füllte ich die Mauern mit schlechtem Gerümpel und nähme überall das haltloseste Material, aber nach außen hin gäbe es feinsten Gipsschmuck und nachgemachte Quadersteine.

„Das ist richtig", unterbrach hier Fritz, „neulich traf ich in der Badeanstalt so ein paar Herren, die auf der Straße immer das Neueste und Sauberste tragen, feine Schlipse, sage ich dir — aber als sie sich auszogen und ich ihre Hemden sah . . ."

„Laß nur, laß nur, ich glaub's schon, der Mensch begehre nimmer und nimmer zu schauen, was die Götter gnädig bedecken mit Nacht und mit Grauen. Wenn die Betreffenden als Knaben eine rechtzeitige Staubwischkur durchgemacht hätten, wäre ihnen vielleicht noch zu helfen gewesen.

„Consuetudo est altera natura", sagt Fritz.

„Was heißt das?" fragt die Schwester.

„Ach, das ist aus meiner lateinischen Grammatik: „die Gewohnheit ist unsere zweite Natur" — ich verstehe jetzt erst recht, was das heißt. Übrigens, da fällt mir auch noch etwas aus meinem griechischen Übungsbuche ein, wovon ich jetzt auch erst den rechten Sinn begreife: An den Statuen, welche die griechischen Künstler für die Giebelfelder hoch oben am Tempel arbeiteten, war die Rückseite, die nie ein Mensch zu sehen bekam, genau so sorgfältig ausgemeißelt wie

die Vorderseite. Denn das Werk war ja für die Götter, deren Augen Alles sahen. Sie belohnen oder bestrafen auch das, was an der Rückseite unserer Arbeit geschieht und was die Menschen nicht sehen — an uns selber wird es gerächt oder gesegnet, wie wir eine Arbeit vollbringen."

„Ja, so ist es", sagt die Schwester, „und man könnte als einen Gottesdienst jede Arbeit bezeichnen, bei welcher das Beste in uns geübt und gestärkt wird. Jede Arbeit, auch die kleinste und unscheinbarste kann zu unserm Verhängnis werden, wenn wir sie nachlässig betreiben — oder zu unserer Stärkung in allem Guten, wenn wir dem Guten in uns den Auftrag geben, sie zu vollbringen: davon hängt Alles ab."

Jetzt will ich dir noch etwas zeigen. Kleine Porzellanfiguren abzustäuben, ist recht schwer. Mancher geht so ungeschickt damit um, daß Arme und Beine abgehen oder sogar der Kopf hinunterfliegt. Man muß jedes Figürchen ganz fest, aber auch ganz zart anfassen, da wo es die größte Stärke hat, und dann überall sorgfältig bürsten und wischen. Dabei kann man auch Umgang mit Menschen lernen. Denn der Mensch ist auch so eine Porzellanfigur und besonders zerbrechlich, wenn man ihm Staub abklopfen will. Mancher will seinem Nächsten den Staub abklopfen, ich meine die Fehler und Unarten, und schlägt dabei so ungeschickt darauf los, daß der Gestäubte alle Achtung vor sich selbst verliert und dann erst recht verloren geht. Man muß den Menschen fest, aber liebevoll an seiner Stärke packen und dann recht sorgfältig die bestaubten Stellen vornehmen, dann läßt er sich viel gefallen."

„Aha, so hast du es heute mit mir gemacht, nicht wahr?"

„Ich habe gar nichts gemacht — ich wische diese Figuren nun schon seit zwei Jahren jeden Morgen und du sagst ja selber: die Gewohnheit wird unsere zweite Natur."

„So, jetzt bin ich fertig. Was macht man nun mit dem Staubtuch? Schüttelt man es, damit der Staub im ganzen Zimmer herum=

fliegt? Nein, man klopft es am Fenster aus, aber auch nicht so, daß es denen im unteren Stock ins offene Zimmer fliegt. Wer das Tuch einfach im Zimmer ausschüttelt, der wird auch alle unangenehmen Sachen und jeden Zank immer gleich laut im Zimmer vor Vater und Mutter ausschütteln und den ganzen Staub aufwirbeln, statt das Alles leise beiseite zu tragen.

„Nicht wahr, das Staubwischen ist ein wahres Gymnasium der höheren Bildung? Und nicht nur ein Mädchengymnasium, sondern auch für die Herren. Was meinst du Fritz?"

Fritz bittet um sofortige Aufnahme in das neue Gymnasium.

---

2. Beseelte Hände.

„Sie hat beseelte Hände" hörte ich einmal von einer Krankenpflegerin sagen. Was kann damit gemeint sein? Kann denn die menschliche Seele aus ihrer geheimnißvollen Tiefe emporsteigen und sich bis in die Fingerspitzen des Menschen verbreiten? So wie das Blut des Menschen, das durch den Druck des Herzens bis in die fernsten Äderchen des Körpers hineingetrieben wird? Sicher nicht. Aber so wie ein guter Sohn auch in weiter Ferne dem Liebesworte seiner Mutter treu bleibt und so handelt, als wenn ihr Auge auf ihm ruhte, so kann auch die menschliche Hand der Seele so innigen Gehorsam leisten, als sei diese Seele selber gegenwärtig in allen Fingerspitzen und bei jeder Bewegung. Dann sagt man, die Hand sei beseelt. Sie streicht so über die Stirne des Kranken, sie verbindet so die Wunden und bereitet so das Lager, daß der Kranke in jedem Augenblick spürt: Die Hand dient nicht dem Wunsche, schnell fertig zu werden oder äußerlich die Pflicht zu tun, sondern sie ist geleitet von der zartesten Liebe, der angespanntesten Sorge und Umsicht für Alles was lindern und beruhigen könnte.

Aber solche Beseelung ist nicht das Werk eines einzigen Entschlusses, sondern mühsamer Übung im Kleinsten. Der schweizerische

Dichter Jeremias Gotthelf erzählt einmal von einem kleinen armen Mädchen, das er das „Erdbeermareili" nennt und die ihre Mutter durch Erdbeersuchen erhielt. Sie ging so zart mit den Erdbeeren um, daß sie beim Abpflücken keine Pflanze beschädigte und zerpflückte oder unreife Beeren mit abriß oder die reifen zerdrückte oder andere Pflanzen zertrat. Und ihr ganzes Wesen nahm durch diese Sorgfalt so etwas ganz Eigenartiges und Wohlerzogenes an, wie selbst Kinder aus den besten Häusern oft nicht haben. Darum wurde sie von einem Fräulein, das ihr einmal im Walde zuschaute, als Kammerzofe ins Schloß genommen. Dieses Edelfräulein sah dabei zu seinem Erstaunen, wie gewandt und zart das Erdbeermareili auch in der Krankenpflege sei, ohne sich jemals darin geübt zu haben. Sie hatte eben durch ihren feinen Umgang mit den Erdbeeren „beseelte Hände" bekommen. Darum sagt der Dichter in seiner Erzählung von ihr: „Jetzt trug die Zartheit, mit welcher Mareili seine Erdbeeren behandelt hatte, gute Früchte. Das Fräulein behauptete, eine so leichte Hand, die man fast nicht fühle, wenn sie am Leibe herum hantiere, habe es noch nicht erlebt".

Darum lernt im Kleinen eure Hände beseelen, denn eine gebildete Hand kann im Leben ebenso viel Wunder tun, wie ein gebildeter Geist — und ein gebildeter Geist mit einer ungebildeten Hand ist ein trauriger Anblick! Übt eure Hand beim Tischdecken oder Geschirrspülen, beim Blumenbegießen und Türschließen — oder auch morgens beim Waschen, wenn eure Mutter oder euer Bruder noch schläft — beseelt Alles mit Liebe und Fürsorge! Oder wenn ihr Tinte in euer Tintenfaß gießt, ja sogar wenn ihr eßt — denkt niemals, es gäbe irgend ein Tun in der Welt, was zu klein und nichtig sei, um mit wachsamen Gedanken dabei zu sein und es zu adeln, indem man es aus dem Stande der Nachlässigkeit und Ungeschicklichkeit in den Stand der Beseelung erhebt.

3. Warum wir arbeiten.

Sagt einmal, warum soll man eigentlich fleißig sein in der Schule? Nennt mir einmal eure Gründe. „Aus dir wird mal nichts in der Welt“ sagt der Vater manchmal, wenn er ein Zeugnis liest. Oder der Lehrer sagt: „Schämst du dich nicht, deine Eltern so zu betrüben?“ Und die Eltern sagen dann wieder: „Wie kann man nur seinem Lehrer so viel Ärger bereiten?“ Also um dereinst ein nützlicher Mensch zu werden oder aus Liebe zu den Eltern oder um dem Lehrer Freude zu machen, soll man fleißig sein. Ich habe aber auch schon manchmal gehört: „Junge ist dir denn wohl in deiner Haut, so immer zu den Schlechten in der Klasse zu gehören?“ Was für ein Grund zum Fleißigsein ist da gemeint? Ehrgefühl und Ehrgeiz, nicht wahr? Es gibt sicher nicht wenige Schüler, die blos aus einem großen Ehrgeiz immer das Äußerste leisten. So wie manche Pferde es nicht leiden können, wenn ein anderes an ihnen vorbeigaloppiert, so arbeiten sie tagaus, tagein, um an der Spitze zu bleiben. Aber einen Grund vergeßt ihr noch — einen Hauptgrund, der wichtiger ist als alle anderen, weil er für Alle gelten sollte, auch für die, welche keine Eltern mehr haben oder keinen Lehrer, den sie lieben mögen und auch kein Verlangen, immer die Ersten zu sein und den Beifall und die Ehre zu haben. Was ist das für ein Grund? Man soll daran denken, das unser Herz dabei gewinnt, wenn wir eine Aufgabe ordentlich oder unordentlich fertig machen. Wenn ihr eine Schularbeit flüchtig und unreinlich hinschreibt, so denkt ihr vielleicht: „Der Lehrer wird es diesmal nicht sehen oder wenn er sich ärgert, so geht das auch wieder vorüber und wir können es ja später wieder einholen.“ Etwas aber seht ihr dabei nicht: Jede schmierige und unordentliche Arbeit schadet euch selber, auch wenn es nie ein Mensch auf Erden merkt. Sie steckt euch an. Es wird euch nun geläufiger, auch in andern Dingen flüchtig und sorglos zu sein — auch da, wo es euch dann bitter leid tut. In der Klavierstunde habt ihr gewiß

schon alle die „Schule der Geläufigkeit" gespielt: Ich sage euch nun: Jede schlechtgetane Arbeit ist eine Schule der Geläufigkeit, durch die man das Bummeln lernt und die euch daran gewöhnt, auch dasjenige nicht mehr ordentlich zu machen, was ihr um jeden Preis vollkommen machen möchtet. Darum fragt euch rechtzeitig, ob ihr wirklich diese Schule der Geläufigkeit besuchen wollt? Nehmen wir ein Beispiel: Ein Mädchen hat sich gewöhnt, ihre Rechenaufgaben so achtlos hinzuschmieren und dabei meist die Hauptsache zu vergessen. Nun erkrankt ihre Mutter und sie muß für sie vielerlei Handreichungen machen, bei denen Alles auf Sorgfalt und Reinlichkeit im Kleinsten ankommt. Und gewiß wird sich die Tochter alle Mühe geben. Aber die größte Aufmerksamkeit kann nicht in ein paar Minuten eine fahrlässige Gewohnheit unschädlich machen. Irgend etwas wird vergessen oder zu flüchtig gemacht — und solch ein kleiner Fehler kann oft wochenlange Leiden bringen — vom Schlimmsten garnicht zu reden. Denkt z. B. auch daran, daß manchmal ein Apothekergehilfe durch eine falsche Mischung beim Rezepte schon einen Menschen schwerkrank gemacht oder gar vergiftet hat. Er hat das Rezept zu flüchtig gelesen oder eine Flasche an einen Ort gestellt, wo sie nicht hingehörte — und das Versehen verdankt er der Nachgiebigkeit gegen seinen ersten Bummeltrieb in der Schule. Oder stellt euch einen Arzt vor, der beim Schreiben des Rezepts eine wichtige Kleinigkeit ausläßt! Ihr selbst könntet vielleicht noch manche Beispiele finden. — Ihr seht jedenfalls schon, wie ungeheuer viel für den Menschen davon abhängt, daß er bummliges und achtloses Wesen garnicht erst bei sich einreißen läßt. Wenn euch daher eine Arbeit auch noch so unangenehm ist, so empfehle ich euch, sie einfach als ein Mittel zu benutzen um Sorgsamkeit und Pünktlichkeit zu üben — und nie zu vergessen, daß eine Schularbeit nicht blos etwas ist für die Schule oder den Lehrer, sondern etwas, womit ihr euch selbst ungeheuer schaden oder helfen könnt. Es kommt beim Arbeiten im Grunde garnicht so darauf an, was der Mensch lernt oder arbeitet, sondern wie er es arbeitet. Ob er

das, was er macht, so vollkommen und so sorgsam wie irgend möglich macht. Ein Gelehrter z. B., welcher ein großes Werk über die Bahnen der Sterne schreibt und diese Arbeit ohne Gewissenhaftigkeit im Kleinsten vollbringt, der leidet dadurch Schaden an seinem Charakter und hat einen schweren Mißerfolg zu verzeichnen, selbst wenn alle Zeitungen sein Buch preisen; — eine arme Frau aber, die blos die Treppen in einem Hause abzuputzen hat und das so sorgsam und vollkommen macht, daß kein Stäubchen mehr da sitzt, die nimmt zu an Charakter und Festigkeit der Seele und macht einen Segen aus ihrer Arbeit. Vielleicht machen die Kinder die Treppe schon nach einer Stunde wieder schmutzig — aber das, was die Frau in ihrer eigenen Seele geputzt und gereinigt und geordnet und geübt hat durch die treue gründliche Arbeit, das können ihr keine Stiefel mehr wegwischen. Es ist der wahre Lohn ihrer Arbeit.

Ich will euch einmal eine Geschichte von einer Schauspielerin erzählen, die zum neunzigsten Male eine Rolle in einem neueren Stücke spielte. Der Dichter des Stückes war dabei in einer Loge anwesend. Aber das Theater selbst war fast ganz leer. Trotzdem spielte die Künstlerin so herrlich und voll Hingebung, daß der Dichter nachher zu ihr kam, um sich zu bedanken. „Sie haben sich heute selber übertroffen, sagte er, „Sie haben so gespielt, als ob es das erste Mal sei — und dabei dieses leere Haus! Hat ihnen denn das garnicht die Stimmung verdorben?“ „Nein“, antwortete die Schauspielerin: „Ein Mensch ist doch immer da, für den es sich lohnt, sein Bestes zu geben!“ Sie wollte dem Dichter etwas Angenehmes sagen. „Ja, wenn ich nun aber auch nicht dagewesen wäre?“ fragte er. „Dann wäre ich dagewesen“, antwortete sie.

Das war eine prachtvolle Antwort. Sie war sich selbst zu gut, um Schlechtes von sich zu geben. Sie spielte aus Lust am Vollkommnen. Mochte da sein, wer wollte und fehlen, wer wollte: Sie selbst war da.

So soll man bei jeder Arbeit denken: „Ich bin da!“

---

4. Was man beim Schreiben lernen kann.

„Wenn nur erst diese langweilige Schreiberei vorbei wäre", so denkt ihr, „da ist man ja nur Handarbeiter — der Geist wird nicht geübt dabei"!

Ist das wahr? Ich meine, es hängt nur von euch ab, ob ihr euren Geist dabei bilden wollt. Ihr erinnert euch gewiß an die Verse des Meisters aus Schillers Lied von der Glocke:

Das ist's ja was den Menschen zieret
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daß er im innern Herzen spüret
Was er erschafft mit seiner Hand.

Also wenn ihr euer Herz teilnehmen laßt an dem, was die Hand erschafft und mit allen Gedanken dabei seid, so daß keine Linie ihren eigenen Weg geht, sondern jeder Zug der Hand vom Geiste geleitet wird, dann übt sich auch euer Geist, er erwacht aus der Schläfrigkeit und lernt wachsam sein und mittun bei Allem, was ihr vorhabt und das stärkt ihn, so wie Alles im Menschen durch Tätigkeit gestärkt wird. Darum ist Schreibunterricht auch Geistesunterricht, und das Schönste dabei ist, daß nicht der Lehrer dabei den Geist unterrichtet, sondern ihr selbst, indem ihr den Geist zwingt, Alles zu beaufsichtigen, was die Finger tun.

Und bei dem Worte „zwingt" fällt mir ein, daß auch noch etwas Anderes beim Schreiben geübt wird, was unendlich wichtig für uns ist: Geübt wird das, was zwingt und befiehlt im Menschen: sein Wille. Dem Geiste ist es oft zu langweilig, bei solchen einfachen Dingen dabei zu sein, wie es das Schreiben ist, er liest lieber Indianergeschichten und darum muß er erst durch den ernsten Willen herbeigezwungen werden — und das stärkt wieder den Willen. Dem kann man gar nicht genug Aufgaben stellen, sonst wird er schwach und schwächer, genau so, wie das Feuer ausgeht, wenn ihr ihm keine Nahrung gebt. Nach jeder tüchtigen Anstrengung, die man ihm zu-

mutet, ist es dem Menschen auch so, als wenn ein Feuer in ihm geschürt worden wäre, er fühlt sich voll Glut und Kraft — auch wenn die Willenstat nur eine tadellos geschriebene Seite im Schreibheft war. Oder so wie nach dem Bergsteigen eine doppelte Energie über den ganzen Menschen kommt, seine Augen heller leuchten, alle seine Muskeln straffer sind, so hat jede noch so kleine Willensanstrengung eine Belebung des ganzen Menschen zur Folge und zeigt sich in einem festern Schritt, einem festern Munde und einem festern Händedruck. Und ebenso ist es mit dem Gegenteil: Das Schreiben kann eine große Gefahr für die Willenskraft sein, wenn man sich in der Handschrift gehen läßt. Das wirkt gleich wie ein allgemeiner Schrecken auf alle guten Gewohnheiten und macht sie kopfschen. Der Mensch beginnt allenthalben zu verbummeln. Paßt z. B. bloß einmal genau auf, wenn ihr so allmählich anfangt, die letzten Buchstaben beim Schreiben nicht recht bis zu Ende zu machen: Wie schnell dann auch die i-Punkte und die u-Haken verbummeln, bis das ganze Geschreibsel aussieht wie ein Jahrmarkt, wenn der Löwe ausgebrochen ist. Und dann paßt einmal weiter auf, wie von diesem Geschmiere aus all euer übriges Tun angesteckt wird — bis schließlich der ganze Mensch gar nichts, was er macht, auch wirklich gründlich bis zu Ende durchführt. Und nun denkt einmal ans Gegenteil: Versucht einmal, einen u-Haken recht ordentlich und an der richtigen Stelle zu machen, so werdet ihr sehen, wie die nächstfolgenden Buchstaben noch den Segen dieser Sorgfalt spüren; auch sie geraten noch besonders gut. Und die Gewohnheit, sorgsam zu schreiben ist nichts, was allein und ohne Einfluß im Menschen sitzt, nein, diese Gewohnheit färbt wieder ab auch auf alles Andere, was man in die Hand nimmt und so kann man tatsächlich sagen: Wer merkt, daß er ins schlaffe Bummeln verfällt, der braucht keine Badereise zur Stärkung zu machen oder tausend gute Vorsätze zugleich fassen — nein, er beginne mit dem u-Haken, dann mit dem i-Punkt und den Buchstaben am Schluß usw. Erfolg der Kur wird garantiert.

Um euch recht klar zu machen, einen wie großen Einfluß man mit solchen kleinen Anfängen der Willensübung in dem ganzen Haushalte seines inwendigen Menschen ausrichten kann, will ich euch an ein Beispiel aus der Natur erinnern. Wenn eine von Vulkanen zerstörte Insel eine zeitlang ruhig gelegen hat, dann beginnt allmählich wieder die Vegetation. Aber nicht auf einmal. Zuerst beginnen ganz leise die bescheidensten Flechten und Algen an den Felsen zu keimen, diese bereiten dann den Halt für andere und nachdem diese wieder mit ihren Wurzeln die steinige Oberfläche gelockert haben, kommt allmählich die größere Vegetation hinzu. So ist's auch beim Menschen und seinen ganz kleinen guten Gewohnheiten.

Ihr habt wohl Alle schon davon gehört, daß manche Leute behaupten, sie könnten aus der Handschrift den Charakter lesen. Gibt es denn dafür irgend welche Möglichkeit? Verrät sich der Mensch durch seine Schriftzüge? Gewiß — und zwar eben deshalb, weil alle Gewohnheiten einander gegenseitig anstecken. Wenn der Mensch z. B. einen nachlässigen Charakter hat, so wird sich das auch in seiner Handschrift ausdrücken. Nämlich in der Art, wie er die Buchstaben malt. Ob er Willenskraft hat oder nicht, ob er bedächtig ist oder rasch in seinem Temperament, Alles das kommt heraus in der Handschrift, so wie es im Gang herauskommt und im Ausdruck des Mundes. Nur kann es noch lange nicht jeder richtig lesen, der das von sich behauptet. Genau so wie nun aber der ganze Charakter in der Handschrift zutage tritt, so kann man auch mit der Handschrift auf den ganzen Charakter wirken, man kann ihn da sozusagen fassen, weil er hier nach außen heraustritt, so wie man eine Maus am besten fängt, wenn sie aus dem Loche kommt. Ich rate sogar einem Knaben, der merkt, daß er in Gefahr ist, fremdes Eigentum anzugreifen oder in groben oder heftigen Worten die Grenzen zu überschreiten: Er soll sich einmal recht sorgfältig daran gewöhnen, in Doppellinien zu schreiben und dabei die Buchstaben ganz genau so zu machen, daß weder die kleinen noch die großen ihre Grenzlinien

überschreiten. Denn es fehlt ihm vielleicht gar nicht an gutem Willen, sondern nur an geübtem Willen — und da sind gerade solche Kleinigkeiten gleich den Flechten und Algen auf der wüsten Insel: Sie bereiten den Boden für die größere Vegetation, sie bringen das Wollen in die rechte Richtung und Sammlung.

Wer sich sorgfältig und geduldig im Schreiben übt, der wird vielleicht schon bald bei sich die größere Vegetation kommen sehen und merken, wie sich allerlei Festes und Geduldiges bei ihm ansiedelt und Wurzel faßt: Er wird weniger leicht ausgleiten im Widerspruch gegen seine Mutter oder im Streit mit seinen Geschwistern, er wird auch über seine Worte Herrschaft gewinnen wie über seine Finger — und schließlich kommen die Vögel vom Himmel und finden Herberge: die besten und höchsten Gedanken und Entschlüsse lassen sich bei ihm nieder und bleiben ihm treu.

---

5. Die Thronbesteigung.

(Ein Wort für die Schulstunde.)

Als junger Königssohn den Thron zu besteigen, wenn jahrelang schlimme Mißbräuche im Lande gehaust haben, vom Volke wie ein Retter begrüßt werden, der überall Ordnung und Ruhe schafft — davon habt ihr gewiß schon oft geträumt. Nur ist so etwas weit schwerer als man es im Traume sieht, und mancher junge Königssohn hat sein Versprechen nicht gehalten, weil er zu schwach war, wirklich die Zügel zu ergreifen und die Uebeltäter unter sein Gebot zu zwingen. Aber es gab auch Königssöhne, die wirklich den Thron bestiegen mit eisernem Willen und nicht ruhten, bis sich der letzte Friedensstörer unterworfen hatte. Schritt für Schritt eroberten sie eine widerspenstige Festung nach der anderen, erschienen plötzlich, wo sie niemand erwartete, sahen nach dem Rechten und sorgten dafür, daß nichts Wichtiges geschah, ohne daß sie es wußten und billigten.

Der menschliche Wille ist auch so ein junger Königssohn. Leider dauert seine Thronbesteigung viele Jahre und es gibt manchen Königssohn, der nie ganz hinauf kommt, weil er zu schwach ist, mit all den widerspenstigen Untertanen fertig zu werden. Schon beim Säugling könnt ihr die ersten Schritte der Thronbesteigung beobachten. Zuerst bewegen sich Hände und Beine so wie bei den Wasserpflanzen im Aquarium, hin und her, wie im Traume. Allmählich erobert der Wille die Herrschaft über die Glieder. Beim Gehenlernen ist es ja auch das Wichtigste, daß eben der Wille die Bewegungen ganz in die Gewalt bekommt. Eine Fortsetzung dieser Thronbesteigung ist nun auch das Stillesitzen in der Schule — der Wille tritt allmählich auch die Herrschaft über die kleinen Zappelbewegungen an, die vorher noch machten, was sie Lust hatten. Den Körper eine ganze Stunde stille sitzen zu lassen, das ist eine der ersten großen Regierungstaten des jungen Königs — aber nur ein starker Herrscher bringt das fertig. Dann geht es weiter. So wie der junge König in die verschiedenen Städte des Landes reist und sich huldigen läßt und von Ehrenjungfrauen Gedichte anhört, so reist der Wille in die verschiedenen Provinzen des Körpers und läßt sich huldigen und Gehorsam leisten. Da kommt er z. B. auch in das Gebiet der Zunge und verlangt den Treueid. Ja wirklich, ihr müßt es so ansehen: Nicht *ich* verlange das Schweigen von euch, sondern ich sage euch, die Schule ist der Ort, wo euer junger königlicher Wille überall die Zügel in die Hand nehmen kann: laßt darum ja nicht die Gelegenheit vorübergehen; denn wenn der Wille nicht rechtzeitig Herr im Hause wird, dann ist's nachher zu spät und die Empörer tun, was ihnen gefällt. Mit der Zunge ist es am schlimmsten, wenn sie nicht gleich unterworfen wird. Sie richtet im Reiche das meiste Unheil an. „Bald ist ein böses Wort gesagt — der Andere aber geht und klagt." Und wieviel Menschen sind durch Spott tödlich verletzt worden, wieviel Geheimnisse wurden ausgeplaudert aus mangelnder Herrschaft über die Zunge, wieviel Voreiliges entschlüpft dem Munde, das man nachher um jeden

Preis in der Welt ungesagt wissen möchte! Also bringt eurer Zunge Gehorsam bei, denkt an euch selbst und an die Thronbesteigung, wenn euch beim Unterricht ein Witz oder irgend eine Bemerkung von der Zunge will! Dann gibt es noch ein aufrührerisches Gebiet, wo selten Gehorsam herrscht, nämlich das Lachen. Meint ihr, ich verbiete das Lachen in der Stunde, weil ich gegen die Heiterkeit bin? Nein — aber es kann durch Lachen zur falschen Zeit viel Trauriges angerichtet werden: darum ist es gut, wenn der Wille seinen Königsbesuch auch beim Lachen macht und nicht eher fortgeht als bis er ganz Herr geworden ist. Lacht in der Pause, aber benutzt die Schulstunde zur Thronbesteigung. Betrachtet mich als den Hofmarschall eures reisenden Königs, der die notwendigen Besuche namhaft macht und im Kursbuch die richtigen Stunden aussucht. So lange ich draußen bin, erholt euch, wenn ich hereinkomme, dann geht an eure Regierungsgeschäfte!

Der Starke und der Schwache.

1. Wie man die Feinheit erkennt.

Aus den alten griechischen Sagen wißt Ihr wohl alle, daß die Griechen damals viel in der Welt herumsegelten und dann seltsame Geschichten heimbrachten von den fremden Völkern, an deren Küsten sie verschlagen worden waren oder mit denen sie Handel getrieben hatten. Habt ihr auch gelesen, woran sie damals die gebildeten Völker von bloßen Räubervölkern unterschieden? An der Art, wie solch' ein Volk schutzlose Fremdlinge aufnahm und behandelte. Warum wohl? Denkt einmal an eure eigenen Schulerlebnisse. Wenn ein Knabe gegen einen Stärkeren bescheiden und freundlich ist, seid ihr dann schon sicher, daß er ein feines und gebildetes Herz hat? Gewiß nicht. Warum aber nicht? Weil man noch nicht wissen kann, ob er es nicht nur aus Angst tut oder aus Schmeichelei. Richtig. Man weiß nicht, ob die Liebenswürdigkeit wirklich in seinem Herzen sitzt, oder ob er sie nur äußerlich annimmt, um die Gunst des Starken zu gewinnen. Ist er aber dem Wehrlosen und Schwachen gegenüber gütig, dann kann man sicher sein: Es kommt von innen, es ist seine Natur — denn hier braucht er ja keine Angst zu haben, daß es ihm schlecht bekommt, wenn er sich übermütig und roh benimmt. So ist's auch mit den Völkern. Ob sie wirklich zivilisiert sind, das sieht man daran, wie sie mit Schwächeren und Hilflosen umgehen. Da verraten sie sich. Da zeigt es sich, ob ihre Manierlichkeit ein wirklicher Besitz des Herzens ist oder nur eine äußere Politur, um es mit dem

Stärkeren nicht zu verderben. Jedenfalls werdet ihr zugeben, daß es Völker gibt, die sehr viel Seife verbrauchen und viele schöne Museen und Universitäten haben und doch in der Hauptsache noch rechte Barbaren sind — weil sie eben die Probe nicht bestehen gegenüber den Schwachen und Wehrlosen. —

Noch manche andere Gelegenheiten gibt es, die Feinheit eines Menschen zu erproben. Wenn ich z. B. herausbekommen will, ob ein Knabe eine feine Natur hat oder ob er noch ein recht grober Klotz ist, werde ich dann etwa beobachten, wie er mit dem Lehrer spricht oder ob er gegen einen kräftigen Onkel bescheiden auftritt? Nein, ich werde aufpassen, wie er mit dem Dienstmädchen redet, wenn er gerade glaubt, daß es niemand hört. Oder auf dem Schulhofe werde ich ihn beobachten, wie er dort mit den Kleineren umgeht. Da sieht man oft in ein paar Minuten so viel, daß man Bescheid weiß.

Oder wenn eine Mutter zu mir käme und sagte: „Da ist ein junger Mann, der scheint meine Tochter zur Frau haben zu wollen — kennen Sie ihn eigentlich näher, was ist das eigentlich für ein Mensch, kann ich ihm mein Kind anvertrauen?" Wenn ich mir nun über das Innere dieses Menschen ein Urteil bilden will, werde ich dann zuhorchen, wie er mit seinem Prinzipal spricht oder wie er das Mädchen ansäuselt, wenn er ihr Blumen überreicht? Nein — ich werde aufpassen, wie er mit seinen Untergebenen spricht, wo es keine Folgen für ihn hat, wenn er barsch und hart redet, und ich werde ihn bitten, mit mir ins Wirtshaus zu kommen, damit ich sehe, wie er mit denen umgeht, die ihn bedienen und nicht mucksen dürfen, weil sie sonst kein Trinkgeld bekommen. Wenn irgend möglich, suche ich mir auch ein Bild davon zu verschaffen, wie er mit seiner alten Mutter verkehrt. Sehe ich, daß er sich gegenüber den Schwächeren gehen läßt und hart und unbescheiden redet, so kann er mir noch so viel davon erzählen, wie glücklich er seine Frau machen wird — ich glaube ihm kein Wort. Ich denke mir: Wer weiß, wenn sie einmal krank wird und nicht mehr so hübsch ist, sondern nur noch ein schwacher

Mensch, für den er sorgen muß — wird da nicht all das Ungebildete und Rücksichtslose aus seinem Innern herausbrechen, was jetzt nur gebändigt ist, weil er von ihrer Schönheit gefangen ist oder von ihrem Gelde?

Oder wenn ich einen Beamten sehe, der seinem Vorgesetzten gegenüber die schönsten Verbeugungen macht und jeden Satz mit den Worten beginnt: „Wenn ich mir ergebenst erlauben dürfte, Sie höflichst darauf aufmerksam zu machen, hochverehrter Herr Direktor ..." — werde ich dann sagen: „Das muß einmal ein gebildeter Mensch sein, solch feine Umgangsformen — und dies bescheidene Auftreten!" Nein, ehe ich das sage, werde ich einmal nachforschen, ob er die feinen Umgangsformen auch seinen Untergebenen gegenüber hat. Denn nur dann sind sie echt.

Auch an der Art, wie die verschiedenen Völker ihre Frauen behandeln, kann man mit Sicherheit erkennen, wie weit sie in der Gesittung fortgeschritten sind. Erzwingen können sich die Frauen eine gute Behandlung nicht — wo also die Frau geehrt und mit Rücksicht behandelt wird, da ist es freiwillig, und man kann daraus schließen auf die innere Bildung eines Volkes. Auch beim einzelnen Manne wird man das Sprichwort anwenden dürfen: „Sage mir, wie du mit deiner Frau umgehst und ich will dir sagen, wer du bist." Rohe Völker und rohe Männer lassen an ihren Frauen alle die Zügellosigkeit aus, die ihnen im Verkehr mit Gleichstarken nicht ungestraft hingehen würden.

Ein gutes Mittel zur richtigen Erkenntnis von Menschen und Völkern ist auch ihr Umgang mit Tieren. Gerade weil viele Tiere sich gar nicht wehren können, sogar nicht einmal hinter Einem dreinschelten und sich auch nirgends beschweren können, so verrät es sich hier am deutlichsten, wie tief das Erbarmen bei einem Menschen sitzt oder wieviel Roheit noch in ihm steckt.

---

2. Die Gefahren des Starken.

Ihr wundert euch gewiß darüber, daß ich über die Gefahren des Starken mit euch reden will. Man spricht doch sonst nur von den Gefahren des Schwachen, „Der Starke ist am mächtigsten allein", so sagt Wilhelm Tell — er braucht niemanden zu seinem Schutze, und wenn die Andern ihn brauchen, so sollen sie ihn nur holen. Also was für Gefahren können denn das sein? Ich will euch einmal durch ein Gleichnis darauf bringen. Habt ihr einmal von den Gefahren des Ballonfahrens etwas gehört? Worin bestehen sie? Wenn man gar zu hoch hinauffährt, dann wird die Luft so dünn, daß sie nicht mehr Widerstand genug gegen den Druck des Blutes leisten kann — dann läuft das Blut aus Nase, Mund und Ohren. Die Blutgefäße sind also allein nicht stark genug, um das Blut zurückzuhalten, sie bedürfen des starken Gegendrucks der uns umgebenden dichten Atmosphäre. Nun ratet einmal, warum erzähle ich das wohl? Welche Anwendung hat es auf den Starken? Befindet er sich vielleicht in einer ähnlichen Lage wie der Ballonfahrer in zu dünner Luft? Ich meine: Wer mit Schwachen und mit Wehrlosen zu tun hat, der ist immer in Gefahr, daß alle seine wilden und groben Triebe und Leidenschaften zügellos herausstürzen, weil ihnen der Gegendruck fehlt von gleich starken Menschen, die sich nichts gefallen lassen. Überall, wo ein Schwacher und ein Starker zusammen sind, oder wo wir auch nur mit einem Menschen verkehren, demgegenüber wir uns gehen lassen können, weil er von uns oder von unseren Eltern abhängig ist, überall da besteht eine viel größere Gefahr für uns, als für den Wehrlosen: Denn er hat nur Plagerei und Übermut zu erdulden, sein Inneres aber bleibt unversehrt — während dem Starken Herz und Seele gefährdet wird, eben weil ihm der Gegendruck fehlt, und alles Grausame und Selbstsüchtige herausströmen kann, wie Wildwasser, wenn die Dämme gebrochen sind. Darum ist die heiligste Scheu vor dem Recht des Schwachen und die größte Rücksicht in seiner Behandlung noch viel

notwendiger für die geistige Gesundheit des Starken, als zum Schutze des Schwachen. Ich sage geistige Gesundheit — denn es hat schon Mancher den Verstand verloren, weil niemand da war, der ihn zum Widerstande gegen seine eigenen Launen und Triebe zwang. Gewiß habt ihr das Wort „Cäsarenwahnsinn" schon gehört, besonders vom Kaiser Nero, der im Anfang ein ganz milder Herrscher war, aber schließlich von seiner Macht so berauscht wurde, daß er zur vollständigen Bestie wurde. Wie gefährlich es für den Charakter des Menschen ist, wenn er nur von Wehrlosen umgeben ist, das erkennt man auch aus den Geschichten, die aus den sibirischen Gefängnissen erzählt werden. Gutmütige und fein erzogene Offiziere, die zu Kommandanten der Gefängnisse ernannt werden und dort dann die Sträflinge ganz in ihrer Hand haben und jede beliebige Strafe über sie verhängen können — die verwildern oft ganz und gar bis zur tierischen Grausamkeit — eben weil sie den ganzen Tag mit Menschen zu tun haben, denen gegenüber sie sich keine Zügel anzulegen brauchen. Das ist's, was der Mensch nicht verträgt. Ihr könnt dies auch im Kleinen ganz gut erkennen, wenn ihr einmal die Kinder, die lauter ältere Geschwister haben, mit solchen vergleicht, die nur jüngere Brüder und Schwestern haben. Die ältesten Kinder sind viel mehr in Gefahr, selbstsüchtig, anmaßend, und zügellos zu werden, weil sie lauter Schwächere unter sich haben und alle ihre Wünsche mit der Faust oder durch grobes Anfahren erreichen können. Wer darum klug ist, der mustert einmal alle die Menschen, mit denen er täglich umgeht, ob darunter einige sind, die wehrlos oder abhängig sind und denen gegenüber er in Gefahr ist, sich gehen zu lassen. Hat er das herausgefunden, so ist er schon halb gerettet — denn nun kann er sich gegen die Gefahr versichern. So wie man Chinin einnimmt zur Stärkung in einer Gegend, in der das Fieber herrscht, so nimmt er zur Versicherung gegen die Gefahren des Starken den Vorsatz ein, diese Schwachen ganz besonders aufmerksam und rücksichtsvoll zu behandeln. Ihr versteht jetzt gewiß auch, warum der

Schutz der Tiere so wichtig ist, nicht bloß für die Tiere, sondern vor allem auch für die Menschen selbst. Denn die Tiere sind ihm gegenüber ja doch meistens die Wehrlosen und Schwachen: darum ist auch hier die Gefahr am allergrößten, daß das Wilde und Schlechte in ihm angesichts der Hilflosigkeit der Tiere ebenso herausstürzt, wie sein Blut in dünner Luft — eben weil der Gegendruck fehlt. Diesen Gegendruck kann uns allein das Erbarmen verschaffen. Ihr kennt alle das Sprichwort: „Quäle nie ein Tier zum Scherz, denn es fühlt wie du den Schmerz." Dies Sprichwort aber sagt noch nicht genug. Man müßte sagen: „Quäle nie ein Tier, denn du ruinierst dich dadurch noch mehr als das Tier." Tierschutz ist Menschenschutz: Es ist ein Gebot, das uns sicher stellen soll gegen die Tyrannenlust, die angesichts der Hilflosigkeit in uns entsteht. Wer roh mit Tieren ist, der wird selbst ein Tier. Das ist die unerbittliche Strafe, welche die Natur über den Tierquäler verhängt, und der er nicht entfliehen kann, auch wenn kein Menschenauge sein Tun beobachtet. Habt ihr einmal von dem australischen Strauß gehört, der sich so gewöhnt hat, im dichten Gestrüpp zu laufen, daß er allmählich ganz seine Flügel verloren hat und statt dessen nur noch ein paar Stummel besitzt? So ist es ein Gesetz in der Natur, daß alle Muskeln und alle Organe, die wir nicht mehr gebrauchen, allmählich durch den Nichtgebrauch absterben. Dies Gesetz gilt auch für den Menschen. Und nicht nur für seine Muskeln, sondern auch für die Kräfte seiner Seele. Wer Alles mit der Faust oder mit der barschen Stimme durchsetzen kann, bei dem wird die Faust und Stimme durch die Übung täglich stärker — aber die Seele wird täglich schwächer — eben weil er sie nicht in Übung erhält. Schon darum wäre jedem Starken anzuraten, sich zu Hause und in der Schule so zu benehmen und so zu bitten, als wäre er der Schwächste, damit er die Eigenschaften in sich übt, die das Herz der Menschen gewinnen: Ritterlichkeit, Mitgefühl, Bescheidenheit und Nachgiebigkeit. Ein kraftvoller Mensch voll zarter Rücksichtnahme ist überhaupt ein erquicklicher Anblick — sein Wesen

erinnert an eine herrlich volle Geige, die aus dunkler Tiefe zur höchsten, feinsten Melodie emporsteigt.

Ich habe einmal ein Wort gelesen: „Laß niemand Sklave sein, sonst wirst du es selbst." Wie ist das gemeint? Wessen Sklave wird man denn, wenn man Wehrlose mißbraucht und sich Untergebenen gegenüber gehen läßt? Denkt an das Gleichnis mit dem Ballon! Unsere eigenen schlechten Leidenschaften und Launen werden immer zügelloser, weil wir uns keine Schranken auferlegen, sie gehen mit uns durch und machen mit unserem Leben, was sie wollen. Wir werden ihre Sklaven. So rächt sich der Wehrlose an uns!

---

3. Wer ist der Schwache?

Wenn ich von den Schwachen rede, die geschont und geschützt werden sollen, so denkt ihr gewiß immer nur an Menschen, die am Körper schwächer oder kleiner sind als ihr selbst. Aber kann man wirklich immer nur dann vom Starken und vom Schwachen reden, wenn ein Kleiner einem Großen oder ein Gesunder einem Kranken gegenübersteht? Ich habe z. B. vorhin davon gesprochen, daß man schon bei Kindern die Herzensbildung daran erkennt, wie sie sich gegenüber den Dienstboten benehmen. Aber ist denn ein Dienstbote wirklich ein „Schwacher" gegenüber einem zwölfjährigen Knaben? Ich glaube, wenn es auf einen Kampf ankäme, so könnte eine einzige tüchtige Köchin drei solcher Knaben auf einmal durchprügeln. Warum tut sie es denn aber nicht? Sie fürchtet, fortgeschickt zu werden und ein schlechtes Zeugnis auf den Weg zu bekommen, worin vielleicht steht: „Geht roh und zänkisch mit Kindern um." Und darum wagt sie keinen Gebrauch von ihrer Stärke zu machen. Sie ist wehrlos — denn wenn jemand seine Waffen nicht gebrauchen kann, so ist es so gut, als hätte er gar keine. Wenn ein Löwe im Käfig sitzt, so können ihn die kleinsten Bengels mit Stöcken kitzeln — er ist wehrlos, er ist der Schwache und sie sind die Starken, die sich

Alles ungestraft erlauben können. Also nicht nur die körperlich Hinfälligen und nicht Ausgewachsenen sind schwach, sondern auch Alle die, welche in einer Stellung sind, wo sie am Gebrauch ihrer Kräfte gehindert sind.

Nehmen wir dafür noch ein paar Beispiele: Wenn ich einem sehr gesunden und starken Menschen einen sehr großen Dienst erwiesen habe oder vielleicht noch dabei bin, ihm in irgend einer Sache zu helfen, so ist er mir natürlich sehr dankbar und möchte das zeigen. Wenn ich nun die Gelegenheit benütze und recht hochmütig und unhöflich mit ihm verkehre, oder allerlei dreiste Späße mit ihm mache, so muß er sich das schon gefallen lassen: „ihm sind die Hände gebunden", so sagt man — er ist der Schwache mir gegenüber, denn er mag sich nicht wehren, weil er von mir abhängt. Darum kann man auch die Menschen ganz besonders gut in ihrem Charakter erkennen, wenn man beobachtet, wie sie sich denen gegenüber aufführen, denen sie irgend eine Wohltat oder einen Dienst leisten. Benützen sie die Gelegenheit, um dreist und unbescheiden zu werden, so sieht man: Feinheit und Bescheidenheit ist bei ihnen nur ein Kleid, das sie anziehen je nach den Menschen, mit denen sie zu tun haben. Allerdings gibt es leider ganz außerordentlich wenige Menschen, die auf diesem Gebiete ganz fein sind. Die Versuchung ist zu groß, wenn ein Mensch kommt, den wir beschenkt oder dem wir geholfen haben oder der von uns einen Dienst erwartet oder uns sonst zu Dank verpflichtet ist — die Versuchung ist da zu groß, ein wenig nachlässiger und bequemer im Benehmen ihm gegenüber zu sein als gegenüber einem Andern, der gar nicht von uns abhängt. Ich erinnere mich noch an einen Schulkameraden, der als Knabe schon auf diesem Gebiete die vollste Feinheit besaß. Wenn man zu ihm kam, um sich von ihm irgend eine Aufgabe erklären zu lassen, so war er genau so höflich und aufmerksam, als wenn man gekommen wäre, um ihm selber einen Dienst zu erweisen. Er erleichterte Einem den Eintritt durch ein sehr freundliches Gesicht, brachte sofort einen Stuhl und

begleitete Einen nachher bis zur Straße hinunter. Ein Anderer hätte sich gehen lassen und sich alle solche Aufmerksamkeiten erspart in dem Gedanken, der Andere könne froh sein, daß man ihm überhaupt helfe. Der aber fühlt sich dann gedemütigt, er merkt, daß man ihm weniger Achtung erweist, weil er abhängig ist — und diese Demütigung verleidet ihm Alles, was ihm an Hilfe zuteil wird.

Wenn ihr nachdenkt, werdet ihr noch viele andere Beispiele finden, wo ein Starker einen Schwachen vor sich hat, z. B. der Reiche und der Arme. Wenn Kinder von reichen Eltern mit Ärmeren in einer Schule zusammen sind, da ist auch viel Gelegenheit, wahre Bildung des Herzens zu zeigen: Daß nämlich der Reiche mit den Ärmeren eher doppelt so bescheiden und achtungsvoll verkehrt, als mit seinesgleichen, damit es nicht scheine, als ziehe er seine Mütze nur vor dem Gelde. Es ist überhaupt niemals fein und zeigt keine Herzensfreundlichkeit, wenn man einen anderen Menschen merken läßt, daß man stärker oder begabter oder wohlhabender ist als er. Die alten Griechen waren darin oft viel nachdenklicher als wir Menschen der Neuzeit, die sich so viel auf ihren Fortschritt einbilden. Freilich, die alten Griechen konnten noch nicht radeln und fuhren nicht auf der Eisenbahn — aber wir kommen vor lauter Radeln und Eisenbahnfahren kaum noch zum Nachdenken über das, was wirklich gebildet ist. Wenn z. B. in Athen die großen Feste von Eleusis stattfanden und alles Volk hinausströmte zum Tempel, dann galt es nicht für fein, daß die reicheren Bürgerinnen im Wagen fuhren, weil dadurch die ärmeren in den Schatten gestellt worden wären. Ein berühmter Redner wurde einmal öffentlich getadelt, weil er sich in einer Sänfte durch die Quartiere habe tragen lassen, wo die Armen wohnten und dadurch die Not der Armen gleichsam verhöhnt habe. Heute geniert sich kein Reicher, in einer Kutsche auf Gummirädern durch die ärmsten Gegenden zu fahren.

Noch eine andere Geschichte will ich euch erzählen. Ihr habt gewiß Alle schon von dem großen römischen Feldherrn Scipio gehört,

der Karthago erobert und eingeäschert hat. Ich kenne eine kleine Geschichte von ihm, die mir wertvoller ist als alle seine Schlachtenerfolge. Nach seiner Heimkehr wurde er nämlich eingeladen, Mitglied einer kleinen Abendgesellschaft zu werden, die sich immer regelmäßig in dem Hause eines Römers versammelte. Dieser Römer erzählt nun, das Schönste an Scipio sei gewesen, wie er sich in diesem Kreise benommen habe. Obwohl er der gefeierte Held und Sieger gewesen, habe er sich immer die größte Mühe gegeben, die Andern zum Reden zu bringen und die Schüchternen durch seine eigene Bescheidenheit zu ermutigen; wenn man es nicht gewußt hätte, so würde es niemand gemerkt haben, daß der große Scipio unter den Gästen war. Er war der Starke — aber seine Feinheit lag darin, daß er das niemand zu fühlen gab, sondern doppelt anspruchslos auftrat. Wie wenig Menschen benehmen sich heute noch so! Wer ein bischen Erfolg hat und viel gelobt wird — dem steht gleich auf der Stirn geschrieben, wenn er ins Zimmer kommt: „Hollah, Achtung, die Hauptperson kommt! Ich bin da!"

Ich habe in meiner Schulzeit leider oft beobachtet, wie selten die Begabteren und Erfolgreichen in der Klasse ein bischen das Beispiel des Scipio nachahmen. Sie lassen es den Schwächeren meist so recht niederdrückend spüren, daß sie obenan sind, statt das lieber recht bescheiden zu vertuschen.

Noch ein anderes Gebiet gibt es, wo man auch vom Schwachen und vom Starken reden kann. Wenn nämlich Eines eurer Geschwister oder ein Kamerad einen häßlichen oder bösen Streich begangen oder sonst den rechten Weg verloren hat und zu Hause und in der Schule so recht „unten durch" ist — dann kann man auch sofort an eurem Benehmen sehen, ob ihr das habt, was man den Takt des Herzens nennt. Wer den nicht hat, der wird sich jetzt höchst überlegen benehmen und die Getadelten so recht von oben herab merken lassen: „Siehst du, ich bin der Brave, der Tadellose, und du bist der Befleckte!" Der Heruntergemachte hat natürlich keine Gönner — Alles

hackt auf ihm herum und Jeder demütigt ihn ungestraft — Jeder will es so recht genießen, daß er selber nichts auf sich geladen hat — na, ihr wißt schon, was ich in solchem Falle von dem erwarte, der das Herz auf dem rechten Flecke hat. Wer auch da gütig und bescheiden ist, wo er ungestraft hochmütig und verächtlich tun kann — der ist ein Mensch, zu dem man Vertrauen haben kann. Man merkt dann, daß ihm die Bescheidenheit ein inneres Bedürfnis ist.

Ihr seht aus den Beispielen, die wir zusammen hier besprochen haben, daß der Starke durchaus nicht immer bloß der ist, der die stärkeren Fäuste hat, sondern der, welcher irgendwie einen Vorteil vor dem andern voraus hat. Manchmal hat er solchen Vorteil lebenslang voraus, wie z. B. große Begabung, manchmal auch bloß für kurze Zeit. Gestern wurde Max tüchtig ausgescholten und eingesperrt und Adolf ging als Tugendheld so recht stolz einher — heute darf Adolf wegen einer Lüge nicht mit am Tisch sitzen und Max kommt sich ungeheuer rein und gut vor. Es kann also jeder von euch zu verschiedenen Zeiten stark oder schwach sein: Seid ihr die Starken, so kommt es dann nur darauf an, daß ihr die weniger Erfolgreichen niemals ihre Niederlage und ihr Zurückbleiben fühlen laßt, sondern sie so behandelt, als seien sie die Überlegenen. Wenn ihr euch in der Schule mit Einem prügelt, der ebenso stark wie ihr ist, so kann man nichts dagegen sagen — obwohl allerdings das Prügeln ins Tierreich gehört und nicht ins Menschenreich — aber sobald noch ein Zweiter dazu kommt und ihn von hinten angreift, so ist er sofort der Schwache und ihr müßt augenblicklich mit dem Angriff aufhören — wenn ihr nämlich als vornehm und anständig gelten wollt. Bei Hunden geht's natürlich anders zu, da jagt immer eine ganze Meute hinter einem Einzigen her. Obiges gilt aber nicht nur für das Prügeln, sondern auch für das Streiten mit Worten. Wenn Mehrere über Einen herfallen und ihn beschimpfen oder lächerlich machen oder tadeln, da muß man es immer ver-

schmähen, mitzumachen — denn wer wirklich stark ist, der schämt sich, auf Wehrlose zu klopfen.

Ich weiß, ihr gebt mir darin recht — aber es kommt eben auch darauf an, daß man mit solch' einem Gedanken auch mal in Alles hineinleuchtet, was man Tags über tut. Man weiß oft gar nicht, wie sehr man alle Augenblicke gegen seinen besseren Willen handelt. Stellt euch z. B. einmal vor, ein Mitschüler habe euch irgend etwas erzählt, und zufällig findet ihr den Beweis, daß er gelogen oder wenigstens stark übertrieben hat. Nun ist er in eurer Hand. Er ist wehrlos. Ihr könnt ihn vor Allen lächerlich und verächtlich machen. Aber hier gilt's daran zu denken: Ihr seid der Starke und er der Schwache. Sobald ihr merkt, es stimmt nicht Alles, so hört lieber auf mit dem Verhör und sagt ihm dann unter vier Augen eure Meinung. Ich erinnere mich, wie es mir einmal ging. Als Knabe hatte ich den Andern einmal gesagt, ich wäre auf der Zugspitze in Bayern gewesen. Sie staunten mich alle an wegen des Heldenstückes. Da kam Einer dazu, der wirklich oben gewesen. Der fragte mich, welchen Weg ich hinaufgegangen sei. „Da, an dem großen Bach entlang", sagte ich. „Da gibt es ja gar keinen großen Bach", antwortete er. Und mit einem Mal sah er an meinem verwirrten Gesicht, daß ich gelogen hatte. Nun hatte er mich in der Hand. Er konnte mich blamieren. Und da ich ihm auch schon manchen Streich gespielt, so erwartete ich sicher meine öffentliche Hinrichtung; statt dessen tat er so, als habe er sich geirrt, oder als habe ich einen Bach im andern Tale gemeint, und ging dann schnell auf ein anderes Gespräch über. Das hat mich so beschämt und gerührt, daß ich es heute noch nicht vergessen habe. Und es hat mehr auf mich gewirkt, als wenn er mir eine öffentliche Niederlage beigebracht hätte. Wer es verschmäht, die Schwäche des Andern auszubeuten, der zeigt dadurch, daß er wahrhaft stark ist und für seine Stellung keine solche billigen Triumphe braucht. Wenn z. B. Bruder und Schwester miteinander streiten, so ist es auch sehr unfein, wenn

der Bruder jede kleine Schwäche herausspürt, die in den Antworten der Schwester zu Tage tritt, und, wenn sie etwas wirklich Dummes oder Komisches gesagt hat, das nun an die große Glocke hängt oder sie damit in die Enge treibt. Z. B. die Schwester sagt: „Papa hat gestern erzählt, sein Urgroßvater sei ein Affe gewesen und habe auf Bäumen gelebt.“ Nun sagt der Bruder: „Nein, das hat Papa nicht gesagt, das hast du falsch verstanden.“ Jetzt gibt's eine große Streiterei und Beide gehen zum Vater. Der Bruder bekommt recht. Er ist jetzt der Sieger und seine Schwester die Besiegte. Sie ist blamiert und schämt sich. Ein recht plumper Bruder nützt das nun aus und erzählt laut lachend die Geschichte weiter in Gegenwart seiner Schwester: was sie für eine dumme Gans sei und so weiter. Und sie möchte in den Boden kriechen vor Ärger. Aber es gibt ein Sprichwort: Man soll dem fliehenden Feinde goldene Brücken bauen. D. h. doch: wenn der Feind flieht, ist er der Schwache und Wehrlose und Blamierte — also ist's anständig, ihm einen ehrenvollen Rückzug zu gewähren und nicht seine Wehrlosigkeit auszunützen, um ihn in Grund und Boden lächerlich und verächtlich zu machen. Wenn nun der fliehende Feind die Schwester ist, dann kann die Brücke doch gar nicht goldig genug sein. Schlagt einmal selbst vor, was könnte ein Bruder in solchem Falle wohl sagen? Ich finde, das Beste ist, er sagt: „Du brauchst dich nicht zu genieren, daß du es falsch verstanden hast, es ging mir das erste Mal auch so. Man kann es leicht so mißverstehen.“ Solch ein Brückenbau belohnt sich auch dadurch, daß eure Schwester, wenn sie euch auch einmal auf einem lächerlichen Irrtum oder Mißverständnis festnagelt, dann vielleicht eures wohltuenden Beispiels gedenkt und Euch nicht an den Pranger stellt.

Könnt ihr mir noch andere Beispiele nennen, wo man der Stärkere ist und lieber die Schwäche des Andern zudecken soll, statt von seiner Überlegenheit Gebrauch zu machen? Es gibt sogar ein besonderes Wort für diese Handlungsweise: Es ist eine Tugend, die bei den alten Rittern sehr gerühmt war und die darin bestand, daß

man den Feind, den man wehrlos in der Hand hat, schonend und achtungsvoll behandelt und den Knieenden aufhebt. Wie nennt man das? Großmut ist es. Mit dem Worte ist gesagt, daß derjenige ein großes Gemüt, ein weites Herz hat, welcher der Versuchung widersteht, den schwächeren Gegner rücksichtslos und unfein zu behandeln. Daß er wirklich stark ist, das zeigt er eigentlich erst dadurch, daß er dieser Versuchung Herr wird. Wer von euch erinnert sich aus seinen Geschichtsbüchern an Beispiele von Großmut? Habt ihr einmal die Geschichte gehört, wie auf dem Schlachtfelde ein schwerverwundeter Däne einen deutschen Soldaten um einen Schluck Wasser bittet, und als der zum Bache gehen und Wasser holen will, plötzlich den Revolver zieht und nach ihm schießt? Nun hätte es nahe gelegen, daß der Soldat entweder den Verwundeten ganz tot geschossen oder doch mindesten gesagt hätte: So, nun bekommst du natürlich den Schluck nicht! Er war aber großmütig — er nahm dem verwundeten Feinde zwar die Waffen weg, holte ihm aber dann doch das verlangte Wasser. Die Geschichten, die man von der Großmut liest, sind meist Geschichten von Königen und Helden, oder auch Sagen und Märchen, in denen wehrlosen Feinden gegenüber Milde und Vergebung geübt wird — ihr findet das Alles sehr schön, aber ihr denkt, das gehört nur in die Geschichtsbücher, in eurem eigenen Leben aber wollt ihr es nicht nachahmen. Oder vielleicht würdet ihr es gerne nachahmen — aber ihr seht keine Gelegenheit. Nun aber sagt einmal: kommt es nicht alle Augenblicke auch in eurem Leben einmal vor, daß es von euch abhängt, einem Andern recht empfindlich weh zu tun oder ihn lächerlich zu machen oder etwas Häßliches von ihm preiszugeben und auszuposaunen? Vielleicht hat er euch vorher recht geärgert und nun ist er plötzlich in eure Hand gegeben. Ihr seid die Starken und er ist der Schwache — und hier kann man sich großmütig oder kleinlich zeigen. Stellt euch vor: Ein Mitschüler ärgert euch schon lange, und nun erfahrt ihr plötzlich durch Bekannte über ihn etwas, das ihn vor der ganzen Klasse lächerlich

machen würde, z. B. wenn ihr es erzähltet, daß er beim Gewitter schreiend zu seiner Mutter ins Bett kriecht, oder daß er vor kleinen Hunden wegläuft. Werdet ihr das nun erzählen? Werdet ihr es ausnützen, daß er euch nun wehrlos ausgeliefert ist? Mancher denkt: warum nicht? Aber ich frage euch: Wenn ihr hört, daß der Römer Fabricius seinem Feinde Pyrrhus einen Mann als Gefangenen schickte, der ihm angeboten hatte, Pyrrhus zu vergiften, warum gebt ihr da Fabricius recht, warum zieht euch euer Herz hinüber zu dem, der großmütig ist? Weil es einfach ein Zeichen von großer Kraft ist, wenn man nicht mit kleinen Mitteln siegen will — das überläßt man den Schwächlingen, die nur hintenherum die Oberhand gewinnen können und nur durch Benützung von Augenblicken, wo der Andere hilflos ist. Die wirklich Starken wollen nur mit einem ebenbürtigen Gegner kämpfen, sie wollen sich mit ihm nicht in seiner schwächsten, sondern in seiner stärksten Stunde messen!

Ihr seht also immer wieder: Man kann Menschen am besten kennen lernen und erproben, wenn man beobachtet, wie sie sich benehmen gegenüber den Schwachen und Wehrlosen und gegenüber dem, der in ihre Hand gegeben ist. Wenn ihr sehen wollt, ob ein Hund euch wirklich treu ist oder ob er noch keine Anhänglichkeit für euch fühlt, so könnt ihr das nur erproben, wenn ihr ihm die Leine abnehmt, oder die Treue eines Vogels, wenn ihr ihn fliegen laßt und seht, ob er wieder ins Zimmer kommt. So ists auch mit dem Menschen. Wenn ihr sehen wollt, was an ihm ist, so versucht, wie er sich hält, wenn er keine Zügel mehr hat — also, wenn er es mit Schwachen zu tun hat. Ist er da roh, so erkennt ihr: Es war nur ein *äußerer* Zügel, der ihn gebildet erscheinen ließ. Ist er fein und ritterlich, so seht ihr: Er ist gezügelt von innen, er ist gebunden durch sein eigenes Herz — dann könnt ihr ihm vertrauen. Er hat die Probe bestanden.

---

4. Wie man den Schwachen hilft.

Wißt ihr, was im Mittelalter das vornehmste Gelübde des Ritters war? Den Schwachen zu schützen. Darum nennt man heute noch einen Menschen „ritterlich", wenn er z. B. den Frauen gegenüber hülfreich und rücksichtsvoll ist. So wie wir einen steinreichen Menschen nur dann als echten Menschen anerkennen, wenn er abgibt von seinem Überfluß und eine Quelle der Hülfe für viele Schwache wird, so bezeichnen wir einen starken Menschen erst dann als einen ritterlichen, wenn er seine größere Kraft zur Hülfe und Rettung gebraucht. Nicht an der Zahl derjenigen, die er niedergetreten, sondern derjenigen, die er aufgerichtet hat, wird der echte Mann gemessen. Denn sonst müßten ja Nashorn und Büffel die Muster der Männlichkeit sein und man müßte ihre Bilder in den Schulzimmern aufhängen, zur Nacheiferung für die Jugend. Wenn man manche Buben auf der Straße toben und Alles anrennen sieht, dann möchte man allerdings glauben, sie trügen die Photographie eines Nashorns in der Tasche und stärkten sich von Zeit zu Zeit an dem edlen Beispiel.

In den sogenannten Flegeljahren glaubt man gern, die rechte Männlichkeit und das Heldentum zeige sich in möglichst wüstem Lärm und Daherstampfen. „Sei mir gegrüßt, du schnaubendes Dampfroß," so möchte man rufen, wenn solch' Einer ankommt. Leider behalten Viele das für ihr ganzes Leben, weil niemand da ist, der sie rechtzeitig auf ihren Irrtum aufmerksam macht.

Wenn ich malen könnte, würde ich das Sinnbild der Frau und des Mannes folgendermaßen malen: die Frau — eine schöne ruhige Gestalt, die ein schlafendes Kind im Arm hat und ihm zärtlich mit der Hand über die Stirn streicht; der Mann — eine kräftig bewegte Gestalt, der den einen Arm in die Tiefe streckt, um einen Gefallenen emporzuziehen und den andern Arm schützend über ihn breitet.

Nun wißt ihr, es gibt heute schon eine ganze Reihe von schönen Gebräuchen, die den Mann sozusagen beständig daran erinnern und

dazu leiten sollen, daß seine Kraft der Hilfe geweiht sein soll. Was in der christlichen Kirche die Taufe für das Kind, das ist die Sitte der Hilfe für den heranwachsenden Mann. Wenn der Knabe zum erstenmal seiner Schwester den Mantel anzieht oder auf der Straße einer alten Frau den Korb trägt, der ihr zu schwer geworden, oder in der Tram Platz macht, wenn eine Dame oder ein alter Mann oder auch ein beladenes Dienstmädchen stehen muß — dann beweist er seine beginnende Männlichkeit. Manche Jungen dagegen meinen, Männer würden sie an dem Tage, an welchem sie zum erstenmal in irgend einem dunkeln Korridor eine Zigarette rauchen und danach recht unwohl werden — aber so wohlfeil wird Männlichkeit nicht erworben, und wer auf solche Äußerlichkeiten Gewicht legt und glaubt, daß man dadurch ein Erwachsener wird, der zeigt dadurch am besten, daß er noch so jung ist, daß man ihn eigentlich noch mit Puppen spielen lassen müßte.

Nun sagt einmal, welche Gebräuche der Hilfe und der Rücksicht hat man denn nun im Umgang mit Mädchen und Frauen ausgebildet? Daß man nicht sitzt und sie stehen läßt, weder in der Tram noch im Hause, das habe ich schon erwähnt. Ferner, man trägt ihnen ihre Sachen und hilft ihnen hinein — überhaupt sucht man ihnen Alles abzunehmen, was sie ermüden könnte und was körperliche Anstrengung verlangt. Dafür könnte man tausend Regeln bilden, wenn man an alle Fälle denken wollte — die Hauptsache ist, daß man die richtige Gesinnung hat, dann wird man schon selbst in jedem Falle wissen, was man zu tun hat. Die Art, wie sich manche Buben von elf Jahren noch von ihrer Mutter oder dem Mädchen bedienen lassen, zeigt jedenfalls, daß manche Leute sehr lange zum Männlich-Werden brauchen. Ich entschuldige solche Buben immer damit, daß ich denke: Wahrscheinlich haben sie auch erst mit vier Jahren laufen gelernt und mit sechs Jahren ihre Milch noch aus der Flasche getrunken. Eine fernere Regel ist, daß man Frauen auf der Straße immer rechts gehen läßt. Das hat eigentlich heute keinen Sinn mehr, denn

auf der rechten Seite kann oft gerade der umbequemste und schmutzigste Weg liegen. Darum hat man in Amerika auch die Regel, daß der Mann auf dem Trottoir die Frau stets auf der innern Seite gehen läßt, damit sie nicht in den Straßenschmutz zu hüpfen braucht, wenn es zu eng wird. Auch diesem Gebrauche kann man eine sinnbildliche Bedeutung geben: Daß der Mann auch auf dem Lebenswege alle Unbilden und Schwierigkeiten willig auf seine eigenen Schultern nimmt.

Manche Menschen meinen nun, sie seien schon vollendete Ritter, wenn sie gegenüber den Frauen gewisse Höflichkeiten erfüllen. Das ist ganz falsch. Diese Höflichkeiten gleichen den Feuerschiffen, die den Schiffen die Einfahrt in den Hafen anzeigen: So sollen auch diese Gebräuche nur dazu dienen, uns die Richtung anzuzeigen, in der wir hineinfahren in den Hafen der Rücksicht und der Ritterlichkeit. Wir müssen weiter nachdenken, wie wir unser ganzes tägliches Reden und Tun lenken müssen, wenn wir das Gelübde der Ritterlichkeit wirklich nicht bloß äußerlich erfüllen wollen.

Wer also wirklich den Frauen gegenüber hülfreich und ritterlich sein will, der darf sich nicht bloß mit den paar Gebräuchen begnügen, sondern er muß selbständig weiterdenken, was denn wohl noch Alles in dem Worte Hilfe eingeschlossen liegt. Man muß zunächst einmal darüber nachdenken, worin die Frauen am meisten Schonung bedürfen. Betrachtet zum Beispiel eure Mütter. Worüber fast alle Mütter klagen, das sind ihre Nerven. Sie sind zu sehr aufgebraucht durch Nachtwachen, Kindergeschrei und Sorgen. Weit wichtiger, als einer Frau einen Regenschirm überzuhalten oder ihr Gelegenheit zum Sitzen zu schaffen, ist es, daß man ihre Nerven beruhigen hilft und so mit ihr umgeht, daß sie nicht noch nervöser wird. In dieser Beziehung aber sind die meisten Kinder ganz ohne Rücksicht. Sie kreischen und werfen die Türen zu, daß selbst ein Elephant nervös werden könnte. Und wenn sie glücklich im Hause sind, dann kommen sie angesummt wie Mücken und belästigen die Mutter mit ewig wiederholten Bitten. Oder sie streiten mit ihr und möchten gern mit dem letzten Wort

abziehen, auch wenn die Mutter ihre letzte Nervenkraft bei dem Hin- und Herreden erschöpfen muß. Was schadet es denn, wenn ihr wirklich auch einmal Recht habt und die Mutter sich irrt? Tausende edler Männer und Frauen sind in der Welt sogar unschuldig gestorben mit heiterer und fester Miene — ihr aber könnt es nicht einmal ruhig ertragen, einen ungerechten Tadel oder ein Mißverständnis zu schlucken! Dann aber tut mir wenigstens auch den Gefallen und bewundert auch nicht die Helden und Heldinnen, die so ruhig gestorben sind, sondern bewundert doch lieber irgend so einen kläffenden Köter auf der Straße, der immer noch eins hinterdreinbellen muß.

Ich finde überhaupt, daß das Wort „Hilfe" das reichste Wort ist, das es in der Welt gibt — wenn man es ganz zu Ende denkt. Einem Menschen helfen und ihn stützen heißt ja doch nicht nur, ihm Geld schenken oder den Arm reichen oder einen guten Rat geben. Es gibt z. B. Menschen, die einem Andern helfen wollen und das so unfein tun, daß sie ihn schwer erniedrigen und demütigen und ihm dadurch natürlich die Kraft nehmen, sich wieder aufzurichten. Wirklich helfen tut nur, wer das Selbstvertrauen des Andern stärkt und ihm hilft, sich selber zu helfen. Man kann darum Ärmeren gegenüber nicht vorsichtig genug sein in der Art, wie man gibt — daß man ihre Empfindlichkeit schont und ihnen selber über das Unangenehme des Annehmens hinweghilft. Das ist Hilfe.

Die Krankenpflege ist auch ein Gebiet, auf dem man sehen kann, wie unerschöpflich reich das Wort Hilfe ist. Krankenpflege ist weit, weit mehr als Wunden verbinden und Medizin einlöffeln. Sagt einmal selbst: was kann man Alles tun, um einem Kranken wirklich zu helfen?

Erstens: Durch die Art, wie man mit ihnen spricht, so recht beruhigend auf sie zu wirken, statt sie durch lautes Schnattern zu ermüden. Zweitens: Durch das, was man spricht, sie möglichst von ihrer Krankheit ablenken und ihrer Phantasie angenehme Bilder zu

geben. Drittens: Ihnen sagen und sie fühlen lassen, wie unentbehrlich sie sind und wie sehr sich Alles auf ihre Genesung freut. Viertens: Ihnen Blumen bringen und sonstige kleine Aufmerksamkeiten. Fünftens: Niemals eine Ermüdung oder gar Ungeduld zeigen, sondern recht merken lassen, welche Freude die Pflege und das stille Zusammensein mit dem Kranken für uns sei. Endlich auch Pläne mit ihnen besprechen für die Zeit, wenn sie wieder gesund sind, weil sie das am sichersten ablenkt und ihnen die Gewißheit gibt, daß sie wieder gesund werden. Sechstens: Sie auf die guten Seiten ihrer Krankheit aufmerksam machen; wie beneidenswert die Ruhe und Stille des Krankenzimmers sei und wie gefährlich es für die Seele des Menschen sei, wenn sie niemals solche stillen Tage zur Einkehr findet.

Noch ein letztes Beispiel: Auf euren Touren und Spaziergängen ist es euch gewiß schon oft begegnet, daß Einer müde wurde oder überhaupt ein schlechter Fußgänger war und immer zurückblieb. Ist es da nun die richtige Hilfe, wenn man ihm beständig zuruft: Faulpelz, Schnecke, wo steckst du denn — na, dich nehmen wir so bald nicht wieder mit! Nein, man muß ihn ermutigen — denn es macht ungeheuer viel aus bei der Müdigkeit, wie die Stimmung in der Seele ist. Bei Bergtouren läßt man so einen Schwachen immer vorangehen, weil es sehr niederdrückend ist, der Letzte zu sein. Wenn der Schwache vorn ist, so kann er auch das Tempo des Marsches angeben. Und dann muß man ihn möglichst durch frohe Unterhaltung von seiner Müdigkeit abzulenken suchen. Das ist Pflicht der Starken — abzugeben von ihrem Überschuß. Und wie dankbar ist so ein Schwacher, wenn ihm ein feiner Starker verstohlen hilft, ohne daß die Andern es merken — ja, ohne daß er es zuerst selber merkt!

---

5. Der Kampf mit dem Lehrer.

Wir haben jetzt so viel über Starke und Schwache gesprochen, daß ich gern einmal sehen möchte, ob ihr auch wirklich Alles ver-

standen habt. Wir wollen einmal einen Fall aus der Schule besprechen und ich möchte eure Ansicht darüber hören und möchte dabei erfahren, ob ihr mir Recht gebt in dem, was ich über die Pflichten und Gefahren des Starken gesagt habe.

Ich weiß, wie sich die Schüler immer freuen, wenn wieder einmal ein junger Kandidat zum Probeunterricht in die Klasse eingeführt wird. Es ist eine Bewegung wie in einem Rudel Wölfe, wenn sich Beute nähert. Und sobald der Lehrer mit der Klasse allein ist, dann bricht der Sturm los. Papierkugeln fliegen, es wird gesummt und gescharrt, Knallerbsen explodieren und der Unterricht ist auf jede Art gestört. Wie soll nun der Lehrer den Kampf aufnehmen? Vielleicht schreitet er so gewaltig mit Ohrfeigen und donnernder Stimme in der Klasse herum, daß der Lärm ein für allemal verstummt und er den Respekt erobert hat. Oder er hat in seiner Haltung und in seinem ganzen Auftreten so etwas Festes und Imponierendes, daß von vornherein Alles ruhig ist — das aber ist nicht leicht: meist sind solche Kandidaten noch unerfahren und scheu, ja, Viele der feinsten, begabtesten und liebenswertesten unter ihnen verstehen sich gar nicht so aufs Dreinschlagen und Poltern, und so kommt es oft, daß gerade sie dem Tumult ganz hilflos gegenüber stehen. Besonders auch, da sie die Sache nicht gern dem Direktor melden, weil er dann ja sofort merken würde, daß sie nicht das Talent haben, die Buben im Zaum zu halten. So sucht er also trotz dem Lärm so gut zu unterrichten, wie er kann, kommt aber schwer ermüdet und traurig nach Hause, weil er nicht weiß, wie das werden soll. Er hat sich von Herzen gefreut auf seinen Beruf — aber vielleicht wird er ihn aufgeben müssen, wie Einer den Kutscherberuf aufgeben muß, wenn er die Pferde nicht zu zügeln weiß. Nun stellt euch aber vor, was es bei solch' einem Lehrer heißt, den Beruf zu wechseln. Fünf Jahre hat er studiert, und mit dem, was er studiert hat, kann er kein Baumeister oder Pastor werden. Stellt euch vor, euer älterer Bruder käme so nach Hause. Wie würdet ihr ihn zu ermutigen suchen, wie die Faust ballen gegen die Schüler!

Und doch habt ihr es vielleicht schon gerade so gemacht — ohne daran zu denken, daß durch solchen Unfug meist nicht nur ein einzelner Mensch in Trauer und Verzweiflung gebracht wird, sondern auch Alle, die ihn lieben und von ihm abhängen. Stellt euch vor, seine Mutter habe sehnsüchtig darauf gewartet, bis er selbständig wurde, damit sie nun etwas für die jüngeren Geschwister tun kann — und nun kommt er nach Hause und sagt: „Ich kann nicht mehr, es richtet mich zu Grunde — mir brennt der Kopf und jede Freude ist mir genommen ..." Vielleicht behält er seinen Beruf ihr zu Liebe, aber die Lebensfreude ist ihm genommen.

Nun sagt mir einmal — wenn nun Lehrer und Schüler sich so gegenüberstehen — wer ist dann der Starke? Ihr meint doch hoffentlich nicht: „der Lehrer" — bloß weil er größer ist als die Buben und stärkere Muskeln hat? Der Lehrer ist in solchem Falle der Schwache und warum? Er ist hilflos und wehrlos und zugleich der Leidende. Es ist keine Kunst für eine Klasse von rücksichtslosen Buben, einem einzelnen Manne den Unterricht unmöglich zu machen, wenn er nicht schlagen und auch nicht den Direktor holen mag. Darum kann man auch hier die wirklich Feinen daran erkennen, daß sie bei solchem Spektakel nicht mitmachen und schon vorher dagegen stimmen. Die wildesten Jugendstreiche kann man verzeihen — das Leiseste aber, was sich gegen einen Wehrlosen und Schutzlosen richtet, das ist nicht mehr lustig, sondern nur noch gemein. Glaubt ihr, man könne ritterlich nur gegen Damen sein? Nein, auch gegen Lehrer — nämlich dann, wenn diese im Nachteil und in schwieriger Lage sind. Wer solche Gelegenheit zum Austoben ausbeutet und angesichts der Ratlosigkeit des Lehrers alle Zügel fortwirft, der begibt sich in ein gefährliches Klima, von dem ich euch schon erzählt habe, das Klima der rohen Übermacht, wo böse Fieber herrschen und einem oft einen Schaden fürs ganze Leben zufügen. Wer jemals einen Wehrlosen überwältigt und verhöhnt hat — der erholt sich schwer davon und wird nur dann gründlich geheilt, wenn er einen ganz ausgiebigen

Schüttelfrost vor seiner Erbärmlichkeit bekommt und wenn ihm nachträglich der Schweiß ausbricht bei dem bloßen Gedanken an alle die häßlichen und traurigen Bilder solch' eines Kampfes gegen den Schwachen: Das Beste aber ist, daß er den Lehrer besucht und ihm gesteht, wie leid es ihm tut, daß er solchen Unfug mitgemacht hat.

Menschenliebe.

1. Der Umgang mit Jähzornigen und Aufgeregten.

Wohl nichts in der Welt ist schwerer, als ruhig und gelassen zu bleiben, wenn man mit aufgeregten und jähzornigen Menschen zu tun hat. Wenn man noch so gute Vorsätze hat — Alles wird vergessen, sobald der Jähzornige wieder in seine Aufregung gerät und seine Funken sprühen läßt. Seine Erregung und seine Grobheit stecken schneller an als Masern und Scharlach und der Angesteckte wütet dann oft noch toller als der, welcher angefangen hat. Nachher tut es einem oft bitter leid, daß man sich wieder hat gehen lassen und doch weiß man nicht, wie man es hätte vermeiden können. Was ist da zu machen? Ich will euch heute ein Mittel sagen, das zwar auch nicht unfehlbar ist, aber doch recht gute Dienste tut: Man muß sich vorstellen, man sei ein Arzt und habe einen Kranken zu behandeln. Der Jähzornige ist nämlich wirklich nicht ganz gesund, wenigstens leidet er an irgend einer Nervenschwäche, und im Augenblick seines Wutanfalls muß man ihn überhaupt behandeln wie einen Geisteskranken und nur Mitleid mit ihm haben, nicht aber ihm wie einem Gesunden antworten und auf seinen wunden Nerven immer noch mehr herumkratzen.

Wie aber behandelt man eigentlich Geisteskranke? Man sucht sie unauffällig von ihren fixen Ideen auf etwas Anderes zu lenken. Man widerspricht ihnen nicht, sondern geht sehr freundlich auf ihre Meinungen ein, tut so, als ob man ganz mit ihnen übereinstimmte und versucht sie

auf diesem Wege, ohne daß sie es selbst merken, zur Ruhe zu bringen. Ein Freund von mir war einmal zu Besuch in einer Irrenanstalt und stand da mit einem Geisteskranken auf dem Balkon vier Treppen hoch. Da sagte der zu ihm: „Springen Sie jetzt hinunter, ich bin der liebe Gott und werde dafür sorgen, daß Sie ganz heil unten ankommen." Hätte er dem „lieben Gott" jetzt widersprochen, so hätte es vielleicht einen Wutanfall gegeben und der „liebe Gott" hätte ihn hinuntergeworfen. Darum sagte mein Freund zu ihm: „Lieber Gott, ich glaube dir gewiß, daß ich ganz unversehrt unten ankomme, aber weißt du, es ist so schön hier bei dir im Himmel, daß ich lieber noch etwas bei dir bleiben möchte." Da lächelte der „liebe Gott" geschmeichelt und war's zufrieden. Und seht ihr, so kann man auch am besten mit Jähzornigen und Aufgeregten umgehen. Man muß ihnen nicht mit grellem Widerspruch ins Gesicht springen, sondern sie dadurch beruhigen, daß man auf ihre Gedanken und Einfälle eingeht und sie, ohne daß sie es selbst merken, von Unvernünftigem abzubringen sucht — oder überhaupt eine andere und ruhigere Zeit abwartet, um auf sie einzuwirken. Wenn man einer durchgehenden Kutsche auf der Straße begegnet, so wird man sich doch nicht den rasenden Pferden gerade in den Weg werfen, auch wird man ihnen nicht plötzlich in die Zügel fallen, sondern zuerst eine Strecke mitlaufen. Sonst würde man nur umgerissen und könnte sie nicht zum Stehen bringen. Genau so ist es auch mit Menschen, welche die Zügel der Besinnung verloren haben, so daß Angst oder Zorn mit ihnen durchgehen — auch hier muß man ein Streckchen „mitlaufen", sonst werden die Durchgehenden nur noch wilder und man wird selbst überrannt von ihnen. Aufgeregten und Gereizten sollte man vor Allem viel Liebe und Zärtlichkeit zeigen, besonders im Augenblick ihres „Außersichseins" — denn das Aufbrausen kommt im Grunde daher, daß solche empfindliche Menschen bei jeder Gelegenheit wähnen, sie würden angegriffen, beleidigt oder geschädigt und sich dann sofort fieberhaft zur Wehr setzen, so wie ja auch der schwache

Körper mancher Menschen auf die kleinste Störung schon mit Fieber und Herzklopfen antwortet.

Wenn ich solche Nachsicht und Milde empfehle, so will ich damit keineswegs sagen, daß man sich von aufgeregten und zügellosen Menschen einfach Alles gefallen lassen soll. Damit würde man ihnen selber den schlechtesten Dienst erweisen. Ich sage nur: Alles zu rechter Zeit. Tadel und Zurechtweisung im Augenblick der Erregung gießt nur Öl ins Feuer; dem Erregten kommt dann zwar zum Bewußtsein, daß er sich unwürdig aufführt — aber gerade das macht ihn noch wütender über den, der ihn dazu gereizt hat. Benimmt man sich aber recht gütig und ruhig — was gewiß manchmal außerordentlich schwer ist — so wird das den Anderen später tief beschämen und dankbar machen und dann findet man empfänglichen Boden für ein ernstes Wort der Trauer und des Erstaunens über die stattgefundene Szene. Man muß aber auch hier „dem fliehenden Feinde goldene Brücken bauen" und darf nicht zu weit in der Demütigung gehen — lieber drücke man die Überzeugung aus, daß der Andere wohl in jener Stunde etwas leidend gewesen sei: denn er habe doch sonst schon starke Herrschaft über sich selbst bewiesen und wisse auch, daß man es gut mit ihm meine und ihn nicht verletzen wolle.

Hausärzte sind nicht nur die Doktoren, die bei Krankheiten kommen — nein, die eigentlichen Hausärzte sind diejenigen Menschen, die in ihrem eigenen Hause nicht Polterer und Beller sind, sondern milde und kluge Friedensstifter, die sich auf weise Behandlung von Kratzbürsten und auf richtige Hilfe bei plötzlichen Wutanfällen verstehen und kühlende Worte zu sprechen wissen, wenn das Fieber der Seelen schon 39 Grad erreicht hat.

Heil solchen Hausärzten und Hausärztinnen!

---

2. Fühlfäden.

Habt ihr einmal die Fühlfäden bei Schnecken und bei Schmetterlingen beobachtet? Diese Tiere warten nicht erst, bis ihr Körper zusammenstößt mit irgend einem anderen Gegenstande, sondern sie senden feine Fühlfäden aus und diese Fühlfäden sind weit, weit empfindlicher und feinfühliger, als der übrige Tierkörper, und können daher sofort melden, was das für eine Art von Gegenstand ist, der sich da nähert.

Ich muß nun manchmal denken, daß es für die Menschen auch gut wäre, wenn sie solche Fühlfäden ausstrecken könnten — nicht nur um sich selbst zu schützen, sondern auch, um mit ein wenig mehr Feinfühligkeit herauszutasten, wie den Menschen zu Mute ist, mit denen sie verkehren — damit sie auch richtig mit ihnen umgehen und sie nicht auf Schritt und Tritt verletzen und belästigen.

Neulich sah ich einmal im Trammwagen eine Frau. Die mußte gerade etwas sehr Trauriges erlebt haben, denn sie hatte ganz verweinte Augen und konnte ihre Tränen selbst vor den Leuten nicht zurückhalten. Ihr gegenüber saßen zwei Knaben, die stießen sich an und glotzten ihr Beide so recht neugierig und zudringlich ins Gesicht. Sie hatten gar keine Fühlfäden: daß der Frau dies Anstarren sehr lästig sein mußte und daß sie gewiß herzlich dankbar gewesen wäre, wenn die Gegenübersitzenden weggesehen oder so getan hätten, als bemerkten sie es gar nicht — das kam den Beiden nicht in den Sinn. Und ich glaube, wenn ein Buckliger oder jemand mit einem Kropf oder eine Dame mit einem Schnurrbart hereingekommen wäre, so hätten sie ebenso die Köpfe zusammengesteckt und geglotzt. Daß ein Mensch, der irgend etwas Störendes oder Auffälliges an sich hat, um so mehr bedrückt und scheu gemacht wird, je öfter er sieht, daß schon wieder jemand einen Andern darauf aufmerksam macht, oder durch seinen Blick zeigt, wie merkwürdig ihm das vorkommt — das überlegen sie sich keinen Augenblick. Sie wissen nichts davon, wie

dem Andern in solchem Zustande zu Mute ist. Wüßten sie, welches Geschenk sie dem auffälligen Menschen machen, wenn sie an dem Komischen oder Krankhaften und Außergewöhnlichen vorbeisehen, als wenn es ihre Aufmerksamkeit gar nicht errege — sie würden nichts lieber tun als das. Aber die „Fühler" fehlen.

Vielleicht aber könnte sich der Mensch statt der körperlichen Fühlfäden ein paar geistige anschaffen? Wenn er sich z. B. übte, sich immer in Andere hineinzuversetzen und aus allerhand äußeren Zeichen auf das zu schließen, was im Innern vorgeht — gerade wie ein junger Indianer es lernt, aus dem noch so leise geknickten Grashalm die Spur eines Fußes zu erkennen? Ich kenne Menschen, die solche geistigen Fühlfäden haben und mit wunderbarer Feinfühligkeit sofort die Stimmung und die Bedürfnisse ihres Nebenmenschen heraustasten und ihn demgemäß behandeln. Doch das ist eine schwere Kunst. Erinnert ihr euch vielleicht an den König Alkinous im Homer, der den Sänger schweigen heißt, als er bemerkt, daß Odysseus durch den Inhalt der Lieder in Tränen versetzt wird? Das war damals vor fast dreitausend Jahren und mir scheint, unsere geistigen Fühlfäden sind seitdem nicht sehr gewachsen — vielleicht sogar etwas verkümmert, weil man sich meist zu wenig Zeit nimmt, an seinen Mitmenschen zu denken. Die alten Ägypter waren sogar schon so weit, daß das Gebot gegeben wurde: „Du sollst nicht lachen bei den Weinenden und nicht weinen bei den Lachenden." Noch heute — nach mehreren tausend Jahren liest man diesen Spruch in den Grabkammern der Pyramiden. Wie steht's bei uns in diesem Punkte? Wie oft ist es euch wohl schon passiert, daß ihr eine fröhliche Gesellschaft durch verdrießliches und weinerliches Wesen gestört, oder daß ihr betrübte Menschen durch zu laute Lustigkeit in ihrer Stimmung verletzt habt!

Viele, viele Gelegenheiten gibt es im täglichen Leben, wo man ein paar gute Fühlhörner gebrauchen kann. Wenn z. B. eins eurer Geschwister ausgescholten wird, ist es dann fein und freundlich, im Zimmer zu bleiben, um ja mit anzuhören, wie der Andere

gedemütigt wird? Mehr Süßigkeit als einen Zentner Bonbon schenkt ihr ihm, wenn ihr euch ganz leise aus dem Staube macht. Wer aber keine Fühlgedanken aussendet, um herauszutasten, wie unangenehm es wohl dem Andern ist, wenn sein Bruder Alles mitanhört, der wird natürlich ganz dickhäutig im Zimmer bleiben.

Ebenso vorsichtig muß man seine Fühlfäden aussenden, wenn man von seinem eigenen Glück und seinen herrlichen Reisen erzählt — ob man nicht mit einem Zuhörer zu tun hat, der selber unglücklich und mit jeder Art von Entbehrung vertraut ist, und der dann sein Schicksal doppelt schwer fühlt. „Wie herrlich ist es doch, eine Schwester zu haben" — wer das in Gegenwart eines Kameraden sagt, der vor wenigen Wochen erst sein Schwesterlein verloren hat, der würde damit beweisen, daß er keine Spur von Tastsinn hat für das, was andere verwundet oder betrübt.

Wenn Erwachsene streiten, sollte ein Kind immer hinausgehen, denn es wird sich denken können, daß es den Erwachsenen nachher bitter leid sein wird, daß jemand Zuhörer gewesen ist in einer solchen Stunde.

Die wenigsten Kinder sind ihren eigenen Eltern gegenüber wirklich fein und rücksichtsvoll. Sie haben gewiß den guten Willen — aber wer nicht fühlt, was die Eltern nötig haben, der kann ihnen auch nicht zu Liebe leben. Fühlfäden sollten sich die Kinder angewöhnen, um rechtzeitig zu merken, wenn der Vater ruhebedürftig oder die Mutter von vieler Hausarbeit etwas gereizt ist — und dann die Eltern mit Lärm und Fragen eine Zeit lang verschonen. Auch bei der Krankenpflege, wo der Kranke oft zu müde ist, um zu sprechen, kann man nichts helfen, wenn man nicht gelernt hat, aus seinem ganzen Gesichtsausdruck herauszufühlen, was er bedarf.

Roh ist es auch, über geflickte Hosen oder über zu große Stiefel oder komische Anzüge von seinen Mitschülern zu lachen, weil doch Kinder von unbemittelten Eltern selten neue Sachen haben können und mühsam etwas herrichten lassen müssen aus getragenen Dingen,

so gut es eben geht. Wer da lacht, der ist ebenso wenig zartfühlend wie jemand, der einen Armen auslacht, weil er kein Geld hat.

Ein paar Fühlfäden zu bekommen, das ist für das ganze Leben sicher weit wichtiger als ein Paar Schlittschuhe oder ein Veloziped. Und das Beste ist, sie kosten nichts und können einem nie gestohlen werden.

---

3. Mütterlichkeit.

In einem gewissen Alter fangen die Knaben an, sich von den Mädchen zu trennen und ihre eigenen Spiele zu spielen. In Schillers Glocke heißt es: „Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe, er flieht ins Leben wild hinaus“ — und wenn die meisten Knaben in eurem Alter auch noch schön zu Hause bleiben können, und nicht ins Leben hinaus müssen, so fliehen sie doch wild aus der Puppenstube hinaus und spielen statt dessen Topfschlagen oder sie schlagen Fenster in der Nachbarschaft ein oder sie sind Räuber und Indianer. In dieser Zeit werden sie auch manchmal unehrerbietig gegen ihre Mutter und tun so, als könnten sie von ihr überhaupt nichts mehr lernen, sondern das Muster ihres Lebens sei von nun an der „Letzte der Mohikaner“ oder „Wonnadonga, der Schrecken der Apachen“ oder sonst irgend ein Skalpschneider aus der Prärie.

Da möchte ich euch nun aber doch einmal etwas zum Nachdenken vorlegen. Erinnert ihr euch noch aus einer der letzten Stunden, daß wir davon sprachen, was im Mittelalter das höchste Gelübde des Ritters war? Den Schwachen und Unterdrückten beizustehen. So wie der wahre Reichtum sich darin kundgibt, daß man schenken und abgeben kann, weil man eben weit mehr hat, als man für sich selber zu verbrauchen vermag — so zeigt sich auch die wahre Kraft darin, daß man Andern davon abgeben kann. Hilfe und Rücksicht ist immer ein Beweis von Stärke, Selbstsucht und Roheit ein Zeichen der Schwäche. Darum ist man auch in den Wachstums-

jahren, den sogenannten Flegeljahren, so oft roh und selbstsüchtig, weil in dieser Zeit das Wachstum alle Kräfte des Menschen in Anspruch nimmt, sodaß er selten Überschüsse für seine Mitmenschen hat: nur sehr starke Menschen sind schon in den Flegeljahren ritterlich und voll Sorge für Andere. Darum ist es auch begreiflich, daß gerade ein kraftvoller junger Mensch seine Mutter ehren wird, nicht nur weil es seine Mutter ist, sondern auch, weil die Mutterliebe uns am vollkommensten die Heldenkraft der selbstlosen Hilfe verkörpert und weil ihr Bild uns immer daran mahnt, daß alle menschliche Kraft ihre Blüte und ihre Weihe erst dann erreicht, wenn sie sich zur dienenden und sorgenden Liebe entfaltet. Im Berufe des Mannes z. B. wird sich die wahre Kraft ebenfalls nicht darin offenbaren, daß er gewaltig mit den Ellenbogen um sich stößt und auf Kosten Anderer seinen Vorteil erreicht und nur für sich sorgt und denkt — sondern darin, daß er ritterlich wirkt und strebt, d. h. voll Fürsorge für Alle, die von seiner Arbeit abhängen — mag er nun der oberste Beamte eines Reiches oder ein Weichensteller oder ein Fabrikant sein. Darum müßten Alle, wenn sie ihren Beruf heilig ernst auffassen, sich und ihr Tageswerk segnen lassen von dem Bilde der höchsten Mutterliebe!

Man sagt manchmal von einem kleinen Mädchen: „O, sie hat schon so etwas Mütterliches an sich". Wenn man das von einem Knaben sagte, so würde er es als eine Beleidigung betrachten. Aber das ist eben das Falsche. Was ist denn Ritterlichkeit anderes als Mütterlichkeit — zarte Fürsorge für anvertrautes Leben? Ein Mann und ein Knabe sind um so vornehmer und vertrauenswürdiger je mehr ihre ungestüme Kraft durch „Mütterlichkeit" veredelt und gebändigt ist. Es ist, als ob Knaben erst dann den Ritterschlag erhielten, wenn sie das ganz mit dem Herzen begriffen haben. Bei den Malayen gilt der Knabe erst dann als Mann, wenn er einem Feinde den Kopf abgeschnitten hat — bei uns sollte ein Knabe erst dann als Mann gelten, wenn er irgend eine schwere Tat der Pflege

und Hilfe vollbracht hat. Wie sehr die Mütterlichkeit den jungen Menschen zum Manne macht, das kann man in solchen Familien sehen, wo der Vater früh gestorben ist und wo nun der älteste Sohn der Beistand der Mutter und der Schützer seiner Geschwister werden muß. Das werden später meistens die festesten und vornehmsten Männer: denn der größte Feind der Männlichkeit ist das Mitleid, das man mit sich selbst hat — das gewöhnen sich aber meist nur die ab, die früh für Andere denken und fühlen müssen. Die mit dem großen Mundwerk und dem schneidigen Getue werden meist keine wahrhaften Männer; denn da sie so übermäßig mit sich selbst beschäftigt sind, so zeigen sie sich dann bei der Feuerprobe meist schrecklich weich gegen sich selber und erweisen sich als Feiglinge und Schwächlinge. Und da sie all ihren Dampf für Lärmen und Poltern ausgegeben haben, so haben sie natürlich nichts mehr übrig, wenn's ans Werk geht.

Könnt ihr euch einen „mütterlichen" Hotelportier vorstellen? Ich sehr gut: Die Art, wie er die Koffer auflabet, wie er den Leuten in den Omnibus hilft und wieder heraus, und wie er mit den Hausknechten umgeht — all das zeigt, ob er „die Mutter" zu seinem Schutzengel gemacht hat oder ob er bloß ein klotziger Handlanger ist. Auch ein Hotelbesitzer, der einen Tropfen Mütterlichkeit in sich hat, wird ein ganz anderer Mensch sein als so Einer, der wie ein brüllender Löwe in den Gängen umhergeht und die Bediensteten anfährt. „Mütterlichkeit" den Gästen gegenüber würde bedeuten: ihnen keine verfälschten Nahrungsmittel vorsetzen, ihnen keine feuchtkalten Betten zumuten, für rechte Ruhe im Hause sorgen, Alles recht reinlich halten; Mütterlichkeit den Bediensteten gegenüber würde heißen: nicht bloß anständigen Lohn zahlen, sondern auch für genügende Nachtruhe sorgen und für nahrhaftes Essen und auch für einen freien Nachmittag!

Aber nicht bloß im Beruf, sondern im ganzen täglichen Leben und Verkehr läßt sich solche Mütterlichkeit zeigen — so eine zarte

und starke Fürsorge, die bis ins Kleinste vorausdenkt, die Wünsche errät, ehe sie ausgesprochen sind und in jedem Worte voll Hilfe und Schonung ist. „Mein Vater hat nämlich gesagt, die Metzger seien meist rohe Burschen", so sagt Max laut in der Klasse, obwohl er weiß, daß der Vater eines Kameraden Metzger ist. Ist das mütterlich — ist es behutsam und mitfühlend? Dann gibt es auch Knaben und Mädchen, die machen sich über die Religion der Anderen lustig oder sprechen feindselig davon: auch das ist roh, es ist ein Schlag ins Gesicht — und Mütterlichkeit meint, daß man Schläge abwehrt und zärtlich die Hand über wunde und empfindliche Stellen breitet.

Ich hörte einmal, wie einige Mädchen in einer Laube so recht boshaft und lieblos über abwesende Mitschülerinnen klatschten — Eine nach der Anderen wurde vorgenommen. Nachher sah ich zu meinem Schrecken, daß sie einer kleinen achtjährigen Schwester erlaubt hatten, zuzuhören. War das mütterlich? Ist solche Gedankenlosigkeit nicht noch weit gefährlicher, als wenn man ein zartes Kind einem erkältenden Winde aussetzt?

Ich sage euch, Mütterlichkeit lernt man nicht durch Puppenspielen und Puppenpflegen, sondern nur dadurch, daß man sich selbst zur feinsten Wachsamkeit erzieht für Alles, was den Anderen bedrücken oder beschädigen und verletzen könnte und erfinderisch wird in jeder Art von großer und kleiner Hilfe. Und glaubt mir, es gibt nichts Holderes und Schöneres als so ein Menschengesicht, das verklärt ist von wahrer Teilnahme und umsichtiger Liebe, und es gibt nichts Traurigeres als das enge und ängstliche Gesicht eines Menschen, der immer nur Caroussel fährt um sein eigenes kleines Ich!

Manchen scheint die Gabe zu opferwilliger Liebe geradezu angeboren zu sein. Wißt ihr aber, daß man Liebe auch lernen kann? Daß man seine Augen zur richtigen Aufmerksamkeit erziehen, sein ganzes Wesen an mütterliche Sorgfalt gewöhnen und daß man durch tapferes Dienen frei werden kann von der Angst um das kleine Selbst?

Übt euch, die Türe leise zu schließen, die Teller und Tassen geräuschlos hinzustellen, alle Sachen mit beinahe ehrerbietiger Zartheit und doch Festigkeit anzufassen, laßt bei Tische eure Augen beständig herumgehen, nicht nach den größten Bissen, sondern nach dem, was Vater oder Mutter oder die Gäste gerade brauchen, macht dem Mädchen Platz, wenn es schwere und heiße Schüsseln auf den Tisch niedersetzen will, paßt auf, daß ihr nur Gespräche vorbringt, die eurem müden Vater zur Erholung und Ausspannung dienen, statt ihn zu ärgern oder aufzuregen — da werdet ihr sehen, wie allmählich aus eurer Jugendkraft das mütterliche und ritterliche Wesen wie eine Blume hervorbricht.

---

4. Die barmherzige Schwester.

Ich traf kürzlich einmal einen steinreichen Mann, der die ganze Welt durchreist und Vieles gesehen und erlebt hat, wovon unsereiner kaum einmal träumen kann. Als ich ihn fragte: „Wann haben Sie sich eigentlich am glücklichsten gefühlt in Ihrem Leben?" — da sagte er: „Als ich in München den Typhus hatte und im Krankenhause lag." „Und das war Ihre schönste Zeit?" fragte ich ganz erstaunt. „Ja. Mich pflegte eine barmherzige Schwester und ihre Engelsmilde und Geduld kann ich nie in meinem Leben vergessen. Ich war ihr ein Fremder und sie hatte außer mir noch andere Kranke und Tag und Nacht schweren Dienst — aber die ganzen acht Wochen hindurch sah ich auf ihrem Gesichte nur immer die gleiche leuchtende Güte — niemals auch nur den kleinsten Zug von Verdrossenheit oder Gereiztheit. Ja, damals war ich im Himmel."

Also im Krankenhaus war seine glücklichste Zeit! Nun stellt euch einmal vor, wie dieser reiche Mann von allen Ärmeren beneidet wird. Der muß ja im Himmel leben, so denken sie Alle. Er kann täglich mehrere tausend Mark verbrauchen. Er kann mehrere=

mals am Tage zu Mittag essen, kann sich Alles kaufen, was er will, und reisen wohin er will. Er fährt erster Klasse durchs Leben! Und dieser Mann hat Heimweh nach einem Münchener Krankenhaus, wo er den Typhus gehabt und von einer barmherzigen Schwester gepflegt worden ist! Warum hat er wohl Heimweh? Weil der Himmel in der Liebe liegt und nicht im Geldsack. Der schönste und rührendste Anblick auf der ganzen Welt ist die erbarmende Liebe, die Nichts für sich wünscht, die nur dienen und heilen will. Alles, was man sich für Geld kaufen kann, das ist ja nichts gegen ein gütiges Antlitz, das sich auf uns niederbeugt und uns Trost zuflüstert. Und je mehr Geld Einer hat, desto weniger wirkliche Liebe wird ihm meist zuteil. Denn wie der Magnetberg in der Sage alles Eisen anzieht in den vorüberfahrenden Schiffen, so zieht das Geld alles Gierige und Rohe in den Menschen an.

Darum leuchtet eine barmherzige Schwester mit ihrer immergleichen stillen Hilfe wie ein Stern in diesem dunklen Erdental des Streites und der Ungeduld und entzündet eine tiefe Sehnsucht nach Allem, was gut und heilig ist.

Glaubt ihr nun, daß nur dieser steinreiche Mann ein Heimweh nach der barmherzigen Schwester hat? Nein — noch viele, viele Andere, die niemals solch' Eine kennen gelernt und auch viele, die selber grob und unbarmherzig sind und denen man kein Heimweh auf dem Gesicht ansieht. Denn im tiefsten Herzensgrunde weiß Jeder, daß nur die geduldige Liebe selig macht und daß es keinen Himmel gibt außer ihr — aber sie wissen den Weg nicht zu finden. Sie suchen ein Beispiel, ein Vorbild der Güte, einen Schutzengel gegen ihre eigene Roheit und finden ihn nicht. Denn es gibt leider erst sehr wenige barmherzige Schwestern. Und die sind nur im Krankenhaus zu finden. Die Gesunden haben noch keine. Und doch brauchen die Gesunden sie vielleicht ebenso sehr. Denn sie haben oft Gebrechen und Wunden in ihrer Seele, die noch viel mehr Geduld und Aufopferung nötig haben, als die Krankheiten des Körpers. Wenn einer hoch-

mütig ist, so sieht man es freilich nicht so, wie einen geschwollenen Fuß — aber ist es darum weniger krankhaft? Er hat eine geschwollene Seele, und die muß noch viel ernster und liebevoller in Kur genommen werden, als eine geschwollene Backe oder ein geschwollener Fuß. Den Fuß heilt man auch nicht dadurch, daß man darauf tritt, und eine Seele erst recht nicht. Oder wenn ein äußerlich Gesunder jähzornig oder empfindlich oder mißtrauisch ist — ist er da nicht auch leidend und entzündet in einem Teil seines Wesens, und bedarf er nicht einer besonderen Pflege, und kann er nicht zu Grunde gehen an seiner inneren Krankheit, wenn man sorglos und unbarmherzig damit umgeht? Wer ist denn überhaupt ganz gesund? Die im Krankenhause liegen, haben oft viel gesundere Seelen und Nerven, als die in der Sonne umherspazieren — jeder ist irgendwo leidend und wund und anderswo kräftig und stark.

Darum möchte ich euch ans Herz legen: werdet barmherzige Schwestern. Ich meine damit nicht, daß ihr ins Krankenhaus gehen sollt. Nein — ihr sollt euch nur erinnern an jene Schwester im Münchener Krankenhause und euch fragen, ob ihr nicht ihr ähnlich werden möchtet, und ob es etwas Schöneres auf der Welt gibt, als solch ein Licht auszustrahlen? Wie anders würde es wohl in der Welt aussehen, wenn solche Schwestern nicht nur in den Lazarethen walteten, sondern auch bei den Gesunden und Starken, den Zornigen und Hochmütigen, den Habsüchtigen und Engherzigen, den Trotzigen und Verstockten? Wenn alle diese einmal am Beispiel spürten, was Liebe und Aufopferung ist und Sehnsucht bekämen danach?

Nur müßt ihr nicht glauben, daß ihr so ganz ohne Vorbereitung barmherzige Schwester werden könnt. Was muß die Krankenschwester lernen? Sie muß lernen, wie man zart und schonsam mit dem Kranken umgeht, wie man ihn beruhigt und ermutigt, wie man ihn bettet und verbindet. Und sie muß all ihr eigenes Behagen in einem Meer von Geduld ertränken. B a r m h e r z i g e S c h w e s t e r f ü r d i e G e s u n d e n z u w e r d e n, ist aber fast noch schwerer,

weil sie nicht so sehr unser Mitleid wachrufen und weil sie uns mehr reizen, als die hilflosen Kranken. Aber man kann es lernen durch Übung — und wer sich so recht von Herzen sehnt, eine Sonne zu werden für seine Mitmenschen, auf dessen Stirn wird auch endlich, endlich ein Schimmer zu leuchten beginnen. Beginnt nur damit, wenn ihr schlecht reden hört von anderen Menschen, oder lieblosen Klatsch über eure eigenen Bekannten und nun in Versuchung kommt, in den Chor einzustimmen. Seid dann barmherzige Schwestern: Sagt von dem Angeklagten, er sei nicht so schlimm, wie er scheine, er habe auch gute Seiten, von denen man lernen könne, und was er sage, sei wohl gar nicht so bös gemeint, wie es sich anhöre — kurz: Redet zum Guten und beruhigt die Aufgeregten. Und wenn ihr mit empfindlichen und streitsüchtigen Menschen umgeht, so faltet immer einmal still die Hände unter dem Tisch und gelobt euch, der Liebe treu zu bleiben und sie geduldig zu pflegen und heiter zu bleiben — damit auch von euch einst ein Mensch sagen kann: „Ja, damals war ich im Himmel."

---

5. Fürbitterinnen.

Ihr hört heute schon viel davon, daß die Frauen allmählich beginnen, auch die Männerberufe für sich zu erobern, um in immer wachsender Zahl Ärztinnen, Advokatinnen, Gelehrte und anderes zu werden.

Ich will euch heute vom schönsten aller Frauenberufe erzählen — von einem Berufe, den man obendrein noch neben allen anderen Berufen betreiben kann.

Ihr habt gewiß schon davon gehört, daß in der katholischen Kirche die heilige Jungfrau als Fürbitterin für alle reuigen Sünder verehrt wird. „Heilige Mutter Gottes — bitt für uns", so betet der Gläubige und hofft, daß Maria, die aus dem sterblichen Leben und Leiden zur höchsten Verehrung emporstieg, dereinst vor dem

Throne Gottes ein Wort voll gnädigen Erbarmens für den Sterblichen sprechen werde.

Meinet ihr nun nicht, daß es auch auf Erden der schönste Beruf der Frau sei, Fürbitterin zu werden? Immer dort, wo ein Mensch angeklagt und verurteilt wird, für ihn einzutreten und die Strenge des Gerichtes zu lindern? Und ist nicht das ganze menschliche Leben mit seinem Haß, seiner harten Nachrede und seinem blinden Mißverstehen ein unendliches Feld der Fürbitte? Wenn über einen Menschen lieblos geklatscht und geurteilt wird — da steht man stets vor zwei Möglichkeiten, von denen man leider meist nur die erste ausnützt: man kann einstimmen und seinen eigenen Beitrag zur Verhöhnung und Entstellung des Nächsten liefern — oder man kann ihn in Schutz nehmen, sein Wesen erklären und entschuldigen, sein Gutes ans Licht rücken und Mißverständnisse beseitigen. Wieviel froher ist's Einem ums Herz, wenn man das Letztere gewählt hat, wenn man Schutzengel gewesen ist für einen Abwesenden — und damit auch zugleich Schutzengel für die, welche erbarmungslos und spöttisch über ihn urteilten. Ich meine sogar: selbst dann, wenn es sich um die Feinde und Gegner unserer Teuersten handelt, sollte eine Frau niemals Zorn und Abneigung noch zu schüren suchen, sondern auch hier Fürbitterin sein und das Benehmen der Gegner in milderem Lichte zeigen und verständlich zu machen suchen, ja sogar die Frage stellen, ob nicht auch ihnen Unrecht geschehen sei: sie hilft dadurch auch den Eigenen. Denn Alles, was wir aus blinder Feindseligkeit und Abneigung reden und tun, das rächt sich irgendwo und irgendwie im Leben an uns, sei es auch nur dadurch, daß es uns selbst verroht und verblendet.

Fürbitterin zu sein — auch diesen Beruf muß man studieren, lernen und üben: man muß das Auge öffnen und das Leben und Reden der Menschen einmal durchsuchen nach Gelegenheiten zur Besänftigung und Verteidigung — da wird man mehr finden, als Sterne am Himmel! Und man wird zum eigenen Schrecken gewahr

werden, in wieviel tausend großen und kleinen Fällen man noch Hetzerin und Fürschimpferin gewesen ist, statt Fürbitterin — und man wird auch merken, wieviel Selbstüberwindung das Fürbitten verlangt und wieviel Tapferkeit!

Macht euch für euren neuen Beruf die herrlichen Worte zu eigen, die der griechische Dichter Sophokles einst vor mehr als zweitausend Jahren seiner Heldin Antigone in den Mund legte:

„Nicht mitzuhassen — mitzulieben bin ich da!"

---

6. Kann man von den Mädchen nichts lernen?

Ich will euch heut einmal erzählen von einem lustigen Bilde, das ich kürzlich gesehen. Unter der Dorflinde sind Buben und Mädchen versammelt und schauen einem kleinen anmutigen Mädchen zu, das mit zierlich emporgehobenen Röckchen einen neuen Tanz vormacht, den sie den älteren Mädchen abgeguckt hat. Hinter ihr drein aber geht ein Bub, der sie nachzuahmen sucht und mit gespreizten Fingern seine Hose hält und seinen Kopf ebenso lieblich zu wiegen sucht wie das Mädchen — aber es gelingt ihm natürlich nicht, und er sieht entsetzlich tölpelhaft dabei aus. Aber ich muß doch sagen, es würde gar nichts schaden, wenn die Buben etwas bei den Mädchen in die Schule gingen und etwas mehr Anstand und Anmut in den Bewegungen lernten. Und nicht nur in den Bewegungen, sondern auch in der Stimme und im ganzen Auftreten. Oder meint ihr etwa, das sei eine Schande für einen Buben, wenn er dem Mädchen etwas abgucke, und männlich sei man nur, wenn man recht plump und klotzig daherkomme und recht unbescheiden brülle und lärme und die Türen hinter sich zuwerfe, daß das ganze Haus zittert? Wißt ihr, warum ich gerade das Gegenteil glaube? Weil ich die Leute oft beim Schlittschuhlaufen beobachtet und dabei gesehen habe, daß die Ungeschicktesten und Schwächsten den meisten Lärm machen

und auf dem Eis herumschrapen, als wenn sie eine Kompotschüssel auskratzten, und nicht wissen, wohin mit ihren Armen und Beinen. Und obendrein verstehen sie niemand auszuweichen, sondern sie segeln wild drauf los und stoßen alle Augenblicke so mit den Anderen zusammen, daß ein großes Gepurzel entsteht. Wer aber Kraft und Übung hat und eiserne Muskeln, der schwebt so leicht und zierlich dahin wie eine Tänzerin, daß man kaum eine Anstrengung sieht; er rennt auch mit niemand zusammen, sondern schlängelt sich geschickt durch die dicksten Haufen, und wenn er doch mal mit einem Ungeschickten zusammenstoßen sollte, so sagt er nicht bloß „Hupla" und läuft dann brummig weiter, sondern hilft dem Gefallenen noch wieder auf, klopft ihn ab, entschuldigt sich und gleitet dann majestätisch davon. Daran erkennt man den Starken, der seine Muskeln in der Gewalt hat. Das aber gilt nicht nur fürs Schlittschuhlaufen, sondern fürs ganze Leben. Durch tölpeliges und lautes Benehmen, durch unbescheidenes und rücksichtsloses Auftreten zeigt man keine Männlichkeit, sondern nur seine Schwäche. Man ist ein Anfänger und Stümper, aber kein Meister. Manche bleiben ihr ganzes Leben solche Stümper, und wie der ungeschickte Eisläufer jeden dritten Menschen anrennt, so geraten sie auch alle Augenblicke in Streit, sind so tölpelig in ihrer Seele, daß sie niemals rechtzeitig ausweichen können, sondern geradeswegs in die Zankgelegenheit hineinfahren müssen.

Also meint nur ja nicht, daß Rücksicht und Stille und Bescheidenheit ein Zeichen von Schwäche sei und einem Buben schlecht anstünde. Nein — je mehr Kraft einer hat, desto feiner und liebenswürdiger kann er sein. Das rohe Getue soll er nur den Tölpeln überlassen, die weder ihre Arme noch Beine, noch ihre Zunge in der Gewalt haben und denen man es verzeihen darf, weil sie noch keine rechte Stärke haben.

---

7. Zukunftsträume.

„Rückblick aus dem Jahre 2000“ oder „eine Reise in die Zukunft“, solche Titel sieht man manchmal auf Büchern, die uns davon erzählen, welche wunderbaren Erfindungen und Entdeckungen im nächsten Jahrtausend gemacht sein werden, um den Menschen das Dasein zu erleichtern und zu schmücken. Und nicht nur solche Phantasiebücher versprechen uns derartige Herrlichkeiten, sondern auch in ernsten Büchern der Wissenschaft wird manchmal angedeutet, daß man künftig mit der Elektrizität und mit der Chemie noch Dinge erfinden werde, von denen wir heute noch gar keine Ahnung haben. Und manche Leute reden so, als ob alle Seligkeit des Menschen im Grunde nur von der Elektrizität und vom lenkbaren Luftballon und von der Länge der Telephondrähte abhinge, und als ob dann alle Tränen getrocknet und alle Sorgen verbannt sein würden. Glaubt Ihr das auch?

Ich finde, wenn man schon träumt, dann gibt es doch Träume, die viel schöner sind und die von Dingen handeln, die für die Menschen viel wichtiger sind als alle diese Äußerlichkeiten. Ich will Euch einmal einige Träume der Erfinder und Entdecker aufzählen und daneben immer, was ich an ihrer Stelle träumen möchte.

Habt Ihr wohl schon einmal davon gehört, daß die Zeit gar nicht mehr fern ist, wo man durch die Chemie in Stand gesetzt wird, Steinkohle in nahrhafte Bouillon zu verwandeln und Brot aus Holz zu machen? Das wäre gewiß recht erfreulich — aber ich denke dabei: Wie ist doch das Holz und diese Steinkohle zu beneiden, daß sie jemand finden, der aus ihnen etwas ganz Neues und Köstliches zu gewinnen weiß, was niemand vorher in ihnen vermutete. Oder wäret Ihr jemals auf den Gedanken gekommen, daß dieser schwarze Stoff, an dem man sich die Hände schmutzig macht, einmal als Flüssigkeit genossen werden könne? Und wir Menschen, die wir weiß sind und nicht abfärben, wir finden so selten jemand, der alle unsere

verborgensten Gaben und Kräfte herausholt und uns in etwas ganz Neues und Köstliches verwandelt! Ja wir finden sogar selten jemand, der überhaupt daran glaubt, daß wir alle noch etwas ganz Anderes in uns haben, als wir vorerst geworden sind, und daß es nur darauf ankomme, die richtigen Verwandlungsprozeduren in uns vorzunehmen. Warum kann man überhaupt je daran denken, Steinkohle in nahrhafte Suppe zu verwandeln? Weil man weiß, daß in der Kohle alle die Stoffe enthalten sind, die man zu einer Suppe braucht — nur ungelöst und in anderen Verbindungen. Sind aber nicht auch in uns alle Stoffe zum Guten enthalten, nur ungelöst und ungeweckt und in Verbindung mit so viel Schlechtem und Falschem? Und wäre es nicht herrlich, die Zauberformel der Umwandlung zu finden und auch unter den Menschen grobe Klötze genießbar zu machen — weit herrlicher als das Lied von der neuen Kraftbrühe? Denn was helfen schließlich alle die Verwandlungskünste mit Holz und Kohle, wenn über der neuen Bouillon und über dem neuen Brot immer noch die alten Menschen sitzen mit ihrem Zank und ihrer Mißgunst? Ob es in der Zukunft wohl mal eine Kunst geben wird, im Umgange mit Menschen die geheimen Kräfte des Guten zu lösen aus den Umklammerungen der schlechten Elemente? Eine Ahnung von der Heiligkeit dieser Kunst bekommt man manchmal, wenn man einmal so einem begnadeten Menschen begegnet, dessen bloße Nähe so wirkt, daß wir das Beste sagen, was in uns ist und uns besser fühlen in seiner Gegenwart — ein Mensch, der Alles von uns erreichen kann was er will, weil sein Ton es bewirkt, daß wir Alles vergessen, was hart und wild in uns ist, und nur noch atmen und leben mögen in dem, was ihm ähnlich ist. Ob wohl jemals eine Zeit kommen könnte, wo das Geheimnis der Verwandlung des Menschen von Allen erlernt würde und wir uns alle gegenseitig mit jedem Ton und jedem Tun zu höherem Leben erlösten?

Wenn wieder einmal ein großes Fernrohr gebaut wird, dann hört man auch allerlei Vermutungen, wie weit man wohl in der

Zukunft einmal sehen wird. Ob man vielleicht endlich die kribbelnden Menschen auf dem Mars erblickt oder wenigstens ihre Marktplätze und ihre Häuser? Und was uns wohl das Vergrößerungsglas noch in der Welt des Kleinsten alles zeigen wird — ob man wohl einst all den winzigen Feinden der Menschheit, den Bazillen, auf die Spur kommen wird?

Wenn ich diesen Erfindungen nachsinne, so muß ich immer mit Trauer daran denken, wie wenig damit dem Menschen geholfen ist. Denn noch viel mehr als von den Bazillen und von den Sternen, hängt sein Schicksal von dem Geschehen in seiner eigenen Seele ab, in die kein Fernrohr und kein Mikroskop hineinreicht. Ja — wenn wir ein Vergrößerungsglas hätten, das uns unsere kleinsten schlechten Neigungen so zeigte, wie sie zwanzig Jahre später aussehen, und was sie dann in unserem Leben angerichtet haben — und wenn wir ein Mikroskop erfänden, das in unseren harmlosesten Reden schon den Keim der Lüge oder der Eitelkeit und in unseren unscheinbarsten Angewohnheiten den Keim der schonungslosen Selbstsucht aufdeckte — ja, da wären wir Herren unseres Daseins!

Ich träume davon, daß wir vielleicht einmal durch vereintes Beobachten und Nachdenken über uns selbst unser Inneres so im Vergrößerungsglase sehen lernen, daß wir Sieger werden über viele schleichende Fehler, denen wir jetzt hilflos unterliegen. Heute sind wir ja noch weit davon — denn heute betrachten wir unsere gefährlichen Triebe noch durch das Verkleinerungsglas und wollen sie erst sehen, wenn sie schon so groß geworden sind, daß es für die Rettung fast zu spät ist.

Augenblicklich arbeitet man wieder an einer Erfindung, die für die ganze landwirtschaftliche Arbeit des Menschen sicher von großem Segen sein wird, wenn sie wirklich gelingen sollte. Man versucht Gewitterwolken durch Kanonenschüsse zu zerstreuen und nennt die dazu gebrauchten Kanonen mit dem Namen „Wetterkanonen". Wer davon hört, der wird gewiß den Entdecker segnen, aber er wird auch

denken: Wie herrlich, wenn es möglich wäre, eine Wetterkanone zu erfinden, mit der man auch die Unwetter menschlicher Leidenschaften auseinanderschießen könnte, bevor sie sich vernichtend über dem Frieden der Dörfer und des Hauses entladen! Ich denke es mir sogar peinlich, in einer Zeit zu leben, in der man dem Gewitter menschlichen Jähzorns und menschlicher Aufregung noch so hilflos gegenübersteht, während man am Himmelszelt die riesigsten Unwetter in ein paar Minuten verscheuchen könnte. Ja, es ist ein schöner Traum, an einen Erfinder zu glauben, der uns einst ein sicheres Mittel geben wird, die wilden Elemente des menschlichen Herzens zu beschwören! Denn das ist wahrlich sicher, daß durch Hagel und Blitz nicht entfernt soviel Fluren ruiniert und soviel Erträge des Fleißes vernichtet worden sind, als durch die Donnerwetter unserer eigenen zügellosen Leidenschaft!

Großes erhoffen die Menschen von der Zukunft der Elektrizität. In einem Tage werde man in der elektrischen Eisenbahn von Paris nach Petersburg fahren, und um die ganze Erde herum werde man telephonisch reden können. So werden die Menschen überhaupt kaum noch voneinander getrennt sein, man werde immer miteinander reden können und stets wissen, wie schnell man beieinander sein kann.

Das Alles klingt sehr schön, und gewiß sollen diejenigen gefeiert werden, die uns das bescheeren werden. Aber was helfen alle Ferngespräche um die Erde, wenn man sich nur Grobheiten zu sagen hat, und wenn liebloser Klatsch jetzt noch schneller in alle Himmelsgegenden dringt als vorher? Und wenn die elektrischen Bahnen nur benutzt werden, um schneller als bisher mit Truppen anzurücken, wo man sonst höflich bitten mußte?

Heiliger und wichtiger ist eine Zukunft, wo die Nächstenliebe sich zur Fernstenliebe erweitert, wo das Erbarmen und die Gerechtigkeit nicht stehen bleibt an den Grenzen des eigenen Vaterlandes, sondern hinüberzuckt wie der elektrische Funken des Telegraphen zu

allen Enden der Erde — eine Zukunft, wo nicht nur jedes Haus und jedes Land mit allen anderen Häusern und Ländern durch Telephon verbunden ist, sondern wo jeder Jammer und jede Verlassenheit Anschluß findet an ein Wort des Trostes und der Teilnahme, und kein ängstliches Flehen ohne Rettung verhallt — wo niemand seinen Bruder verläßt in Zorn und Mißverstehen, sondern wo Alles wieder gut gemacht und voll Reue gesühnt wird, ehe sich Tage und Wochen dazwischen legen und der Trotz sich verhärtet.

Dann wird ein Herz dem anderen nahe sein. Aber ohne das — wie unheimlich und vergeblich ist dann das Gewebe der Drähte von Haus zu Haus und das Pfeifen der Eilzüge und das Klingeln der Telephone!

Aus der Gesangstunde.

1. Das alte Klavier.

In einem Rasthause auf dem Schwarzwald stand ein altes Klavier. Alle Sonntage spielte darauf der Schullehrer den Bauern, wenn sie aus den Tälern zum Tanze heraufkamen. Und Abends, wenn die Touristen dort zusammensaßen, dann wurde mächtig auf das arme alte Klavier eingehauen, es mußte Studentenlieder begleiten und unermüdlich jeder Stimmung folgen — bis endlich die Wirtin kam und das Licht auslöschte. Dann stand es allein in dem rauchigen Zimmer und wartete, bis der erste Student am Morgen wieder begann: „Der Mai ist gekommen".

Wer wollte sich wundern, daß es bei solcher Behandlung längst seinen Klang verloren hatte und nur mit dünnen und gepreßten Tönen den Sängern folgen konnte?

Da kam eines Abends ein großer Künstler in das Rasthaus, gerade als die Sonne ihr letztes Gold in den Rhein versenkte und dann hinter den Vogesen hinabglitt. Er trat ans Fenster und überschaute noch einmal die Herrlichkeit. Dann setzte er sich an das Klavier und schlug einige Töne an. Es antwortete leise und verschämt, so wie ein Kind, das von einem großen Herrn angeredet wird. Aber ihm war zu voll ums Herz, um sich damit zu begnügen. Er griff mächtig in die Saiten; es war, als wenn er sie zugleich streicheln und bis ins Innerste erschüttern wollte. Da war es mit einem Mal, als erwache das alte Klavier. Die Gäste am Tische

horchten auf, wunderbare Klangfülle begann in die dämmernde Landschaft hinauszuströmen. Es schien, als wolle das Klavier plötzlich Alles vom Herzen singen, was es jahrelang unter Tanzmelodieen und Gassenhauern hatte verschweigen müssen. Es war den Gästen, als wenn alle Saiten in ihren eigenen Herzen mittönen müßten bis zum Zerspringen. Rings ein atemloses Lauschen. Noch ein jauchzender Aufschrei aller Tongewalten — dann brach der Künstler plötzlich ab.

Als alle Gäste schlafen gegangen waren, da stand das alte Klavier noch lange zitternd in seinem Winkel. Die Wirtin sagte am Morgen, es habe die ganze Nacht leise geklungen.

Der Künstler aber war schon vor Sonnenaufgang weitergegangen. Das Klavier gab wieder seine dürren seelenlosen Töne von sich. „Was ist das für ein alter verstimmter Kasten!" sagten die Leute und hieben lieblos auf die Tasten ein.

Wißt ihr wohl, das alte Klavier — ja das alte Klavier — dem geht es wie vielen Menschen in diesem Leben. Sie wurden immer von Stümpern mißhandelt und roh angeschlagen — sie fanden nie den großen Künstler der Liebe, der ihr verborgenes Leben zu wecken wußte, und wenn einmal Einer kam, so war er vor Sonnenaufgang schon wieder fort.

Nicht nur bei den Klavieren — nein, noch vielmehr bei den Menschen kommt es unendlich viel darauf an, wer es ist, der spielt und wie er spielt, ob er alle die vielen Saiten recht anzuschlagen weiß, voll Kraft und doch voll Zartheit. . . . Ja, da liegt das Geheimnis.

---

2. Die zweite Stimme.

So, das war nun heute unser erster Versuch, zweistimmig zu singen. Es ist nicht so leicht, nicht wahr? Worin liegt eigentlich das Schwere dabei? Daß man nicht in die Stimme des Andern verfällt, nicht wahr? Es ist ein beständiger Kampf zwischen der ersten und zweiten Stimme. Wer die größere Festigkeit in seiner Stimme

hat oder wer sich vom Andern herauslocken läßt. Es ist auch gar zu verführerisch, wenn uns die andere Melodie so dicht am Ohre klingt! Man muß eben einfach nicht hinhören auf den Andern, sondern nur an seine eigenen Noten denken. Natürlich sich auch recht oft üben in seiner Melodie, dann bleibt man schon fest, auch im Chorgesang.

Wißt ihr wohl, daß es Einem auch im Leben oft gut sein kann, wenn man seine Stimme zu halten versteht, mag der Andere singen wie er will? Wenn euer Bruder euch in aufgeregtem oder hochmütigem Tone anfährt — dann ist es auch ungeheuer schwer, nicht in seine Stimme zu fallen, sondern der eigenen Melodie treu zu bleiben. Stellt euch vor, man hörte solch' Gespräch von einem andern Zimmer aus. Zankt ihr einstimmig, dann hört man nichts als ein Hin und Her von heftigen Tönen — ist aber eins dabei, das die zweite Stimme halten kann, so hört man immer einen groben Laut und dann wieder einen ernsten, ruhigen — und zum Schluß wird man immer hören, wie die geduldige und leise Stimme über die andere siegt und sie zur Ruhe bringt.

Was ihr hier in der Gesangstunde an Festigkeit der Stimme lernt, das wird euch zugute kommen, wenn euch im Verkehr mit euren Mitmenschen die Stimme des Andern reizt, aus eurem eigenen Ton herauszufallen. Und wenn ihr es im Verkehr mit euren Geschwistern und Kameraden fertig bringt, neben einer groben Stimme unbeirrt eure freundlichen Antworten weiter zu singen, so wird euch das auch im Duett und im Chorgesang stärker machen.

Sagt einmal: Wozu singt man eigentlich zweistimmig? Nur damit es schöner klingt? Gewiß vor allem deshalb, weil man mehr ausdrücken kann. So gut wie in einem Orchester die verschiedenen Instrumente auch dazu dienen, verschiedene Stimmungen auszudrücken, so dienen auch beim Singen die verschiedenen Stimmen nicht bloß dem reicheren Klang, sondern auch der größeren Ausdrucksfähigkeit. Ich will euch einmal etwas von Beethoven vorspielen, da könnt ihr

ganz deutlich hören, wie verschiedene Stimmen und Melodien durcheinander gehen, wovon die eine froh und siegesgewiß klingt, während die andere noch dunkel und voll Kampf zu sein scheint. Damit wird die Seele des Menschen und ihr inneres Leben wahrer und vollkommener ausgedrückt, als es durch eine einzige Stimme geschehen könnte. So ist es eben auch beim Singen. Nehmt z. B. einmal das Lied: Der Mai ist gekommen. Was drückt die Melodie aus? So rechte jubelnde Lebensfreude. Wenn ihr dagegen die zweite Stimme allein singt, so werdet ihr das Gefühl haben, sie klinge eigentlich traurig und wehmütig. Es ist als ob der, welcher die zweite Stimme singt, uns mitten in aller Freude daran erinnern wollte, wie vergänglich all das Blühen ist, oder wieviele Menschen heute, während wir jubeln, mit stillem Gesicht auf dem Schmerzenslager liegen oder in schwerem Kummer leben und mit tränenden Augen in die blühende Welt hinausschauen. Singt ihr nun beide Stimmen zusammen, so klingt es auch noch froh und fest — aber mit einer ganz leisen frommen Wehmut, daß nicht alle ihren Mai haben — und solche ernste Unterstimme heiligt eigentlich erst die Freude.

Ihr seht also, die zweite Stimme ist nicht bloß so eine Dienerin der ersten Stimme, die ein wenig dunkler singt, damit der helle Glanz der führenden Melodie um so schöner hervortrete — sondern sie hat ihre ganz besondere Aufgabe, ja vielleicht hat sie sogar die feinere und größere Aufgabe: Sie dient der allertreuesten Wahrhaftigkeit, sie erinnert an Manches, was der Mensch vergißt und übersieht, wenn er in einem großen Gefühl befangen ist — so wie ihr bei Schlittenwetter aus lauter Freude vergeßt, euch die Stiefel draußen zu reinigen und dem Mädchen schwere Arbeit macht.

Ich denke dabei immer an das menschliche Leben. Auch da gibt es Menschen, welche wie man sagt, die erste Violine spielen oder die erste Stimme singen, und Menschen, welche die zweite Stimme übernehmen müssen. In jedem Hause, in jedem Berufe,

überall ist es so. Und da gibt es nun viele, die furchtbar unglücklich sind, wenn sie nicht die tonangebende Melodie haben, sondern unscheinbare und untergeordnete Arbeit verrichten müssen und im Hintergrund stehen. Sie sollten immer daran denken, daß die zweite Stimme unendlich Vieles ausdrücken kann, was die erste Stimme übergehen muß — und oft gerade das Feinste und Zarteste: So kann ein Mensch auch in einer untergeordneten und bescheidenen Stellung, oder wenn er wegen seiner Erscheinung und wegen seiner Gaben wenig beachtet wird, doch in seinem Leben und Tun die Güte und Treue im Kleinen zum Ausdruck bringen und das wieder gutmachen und ergänzen, was die Großen und Erfolgreichen im Rausche ihres Ruhmes übersehen und ungetan lassen oder unrichtig tun. Darum sagt der steierische Dichter Stieler:

„Was die großen Leut schuldi
Oft bleiben — o mein
Oft bringts unser Herrgott
Durch kleine Leut ein!“

---

3. Pianosingen.

Was ist eigentlich leichter, laut zu singen oder leise? Lautsingen ist leichter. Jeder Ochs im Stalle kann es. Leisesingen aber ist so schwer, weil wir dabei eine viel größere Herrschaft über die Stimme brauchen, als beim Lautsingen. Das leise Singen ist eigentlich gegen unsere Natur — denn natürlich ist uns das Schreien — so wie es ja auch dem Menschen natürlich ist, sich überall möglichst laut geltend zu machen.

Versucht es nur einmal: Je leiser ihr singt, umsomehr fühlt ihr, welche Anstrengung das den Stimmuskeln kostet. Besonders das Pianoeinsetzen — da will der Ton heraus wie ein Wildbach, und es gehört schon große Übung dazu, ihn von Anfang an so zu dämpfen, daß er sich genau der Aufgabe fügt, die er zu leisten hat.

Wißt ihr übrigens, daß man das Pianosingen durchaus nicht nur in der Gesangstunde lernt? Nein — man kann es überall üben. Wenn euer Vater oder eure Mutter im Nebenzimmer schlafen oder wenn ihr zum Poltern gereizt werdet durch eins eurer Geschwister und nun gern so recht laut und rechthaberisch schelten und streiten möchtet. Dabei muß man nur immer wie ein heimliches schützendes Amulett den Gedanken bei sich tragen, daß das Lautschreien kein Zeichen der Kraft, sondern der Schwäche ist: Man hat die Stimme nicht in der Gewalt, sie geht mit uns durch wie ein Pferd mit einem Sonntagsreiter.

Also Pianosingen kann man auch im Verkehr mit den Mitmenschen lernen — und wer es darin weit gebracht hat, dem merke ich es sofort in der Gesangstunde an.

---

4. Die Geschichte der Stimme.

Wir wollen heute einmal über den Ausdruck der Stimme sprechen. Dabei will ich euch allerdings nicht verhehlen, daß der richtige Ausdruck immer aus dem Herzen kommen muß. Der Lehrer kann ihn nicht anlernen, er kann höchstens zeigen, welche Mittel es gibt in der Behandlung der Stimme, um das Gefühl des Herzens auch äußerlich geltend zu machen. Nehmt z. B. die Worte: „Wie lieblich sind die Boten, die den Frieden verkündigen" — wer das richtig singen will, der muß eine wirkliche innige Liebe zum Frieden haben — dann kommt es von selbst auch in die Stimme. Wer keine solche Liebe zum Frieden hat, der bekommt auch den Ausdruck beim besten Willen nicht heraus. Der ganze Ton ist dann ohne Frieden; denn die Stimme des Menschen nimmt in ihrem Klange immer die Tonart an, deren sich der Mensch am häufigsten bedient: Zankt und hadert er viel, so bekommt die Stimme etwas Scharfes, Kratziges und Kaltes; jede Stimme hat sozusagen ihre Geschichte, die ein erfahrener Beobachter sofort ablesen oder vielmehr abhören könnte; man fühlt heraus,

was die Stimme am liebsten geredet hat. Habt ihr z. B. schon einmal fremde Stimmen im Telephon beobachtet, wo man nur den Ton hört und durch nichts abgelenkt wird: Wie deutlich man da aus dem Klang der Stimme die verschiedenen Arten Menschen heraushört, und wie man von der einen abgestoßen, von der andern angezogen wird? Der Ausdruck der Stimme hängt eben von ihrer Geschichte ab. Glücklicherweise hat man diese Geschichte auch ein wenig in der Hand; wer schön und erfreuend singen lernen will, der sollte seine Stimme nicht blos vor zu lautem Schreien und Krächzen bewahren, sondern mehr noch vor allem häßlichen Streiten und vor allen gemeinen Reden. Dann gibt es einen guten Klang!

---

5. Tontreffen.

Wie schwer ist es oft, den richtigen Ton zu treffen! Mancher hat einfach nicht das nötige Gehör mitbekommen und schlägt immer wieder fehl. Immerhin kann man Vieles durch Übung und Aufmerksamkeit lernen. Aber alles dies, selbst das unfehlbarste Tontreffen, ist doch erst der Anfang in der Ausbildung der Stimme. Weit wichtiger und leider noch viel schwieriger ist es, den richtigen Ton im Verkehr mit Menschen zu treffen — im rechten Augenblick immer den rechten Klang, der beruhigt, statt zu empören, der einen Fehler so zu tadeln weiß, daß es nicht verletzend und verstockend wirkt, der Behauptungen, die Andere nicht teilen, bescheiden und fragend ausspricht, oder wenigstens ohne hochmütige Schärfe — ja, da brauchen wir alle am dringendsten einen Unterricht in der Ausbildung der Stimme! Denn unglaublich viel Gelingen und Mißlingen hängt im Leben nur von dem richtigen Tontreffen ab. Leider kann hier der Unterricht nicht viel machen; man muß sich selbst unterrichten, indem man sich stets recht gründlich in die Andern hineinversetzt; dann wird das Herz schon den richtigen Ton bilden!

Der Kampf mit dem Unglück.

1. Engelsflügel.

Ihr erinnert Euch aus Eurer ersten Kinderzeit gewiß noch alle an das Märchen von dem kleinen Buckligen, der wegen seines großen Höckers immer von den andern Knaben ausgelacht wurde und durch seine Schwäche von den fröhlichen Spielen der Schuljugend ausgeschlossen war. Der arme Knabe lebte nicht lange — er starb an einem schönen Frühlingstage — aber als man ihn ins Grab legen wollte, da fand man an Stelle des Buckels ein paar große Engelsflügel, mit denen er sich aufschwang gen Himmel. Da sahen sie ihm alle erstaunt nach und fragten einander: Wie kamen wohl die schönen Flügel aus dem häßlichen Buckel?

Danach frage ich auch Euch. Mir scheint, das Märchen hat einen feinen Sinn, und wer es gedichtet, der hat tief ins Leben geschaut. Wenn ich es lese, so fällt mir so manches dabei ein — und davon will ich Euch erzählen. Ist es Euch nicht schon aufgefallen, daß Menschen mit wunderschönen Gesichtern oft sehr kalten und harten Herzens sind, während andere mit ganz mißratenen Gesichtszügen oft so von Güte strahlen, daß sie einem wie Engel in Menschengestalt erscheinen. Woher mag das wohl kommen? Ich glaube, die Schönen erobern durch ihr bloßes Äußere, sie brauchen sich deshalb nicht mit dem Herzen anzustrengen, und so verbummeln sie leicht und verkümmern in ihrem innern Leben; die Häßlichen aber haben nichts auf der Welt, sich die Seele ihrer Mitmenschen aufzuschließen als den Zauber der Herzensschönheit —

und so finden sie leichter den Weg zur Güte als die andern: Ihre Häßlichkeit erscheint wie ein Segen von oben, der sie schützt vor Eitelkeit und Dünkel und sie rein und bescheiden erhält.

Habt Ihr auch wohl schon beobachtet, daß recht verwöhnte Menschen nur an sich selbst denken und nur für sich leben und sofort bitter und ungeduldig werden, wenns dann einmal anders im Leben kommt, als sie gewünscht? Und habt ihr wohl auch schon erfahren, wie milde und geduldig und hilfreich oft Menschen sind, die ein großes Leid erdulden oder ein schweres körperliches Gebrechen mit sich herumtragen? Solche Menschen konnten nicht mittanzen im Reigen der Freude und sich berauschen am eigenen Erfolg, sie lernten verzichten und ihre Wünsche und Hoffnungen opfern und bekamen dadurch Augen und Ohren für Andere: Sie wurden gute Engel für ihre Mitmenschen. Ich kannte die Tochter aus einer kinderreichen Familie, die einen wirklichen großen Buckel hatte und jetzt längst gestorben ist. Mit ihrer Heiterkeit war sie das Licht der ganzen Familie und aus ihrer Seele ging über alle Brüder und Schwestern so ein Segen lautloser und unermüdlicher Liebe — sie war befreit von ihrem Körper, lange bevor sie in das Land des Todes ging — und ich glaube, es waren Engelsflügel in ihrem Buckel.

Sehr viele Menschen haben einen solchen Buckel, irgend ein körperliches Leiden, einen Kummer, eine schwere Enttäuschung oder einen unersetzlichen Verlust — ob ihnen Engelsflügel daraus erwachsen oder nur ein verbittertes Gesicht und eine grämliche Seele, das hängt davon ab, ob durch das Unglück die Kraft der Geduld und der dienenden Liebe in ihnen geweckt wird — diese herrliche Kraft, die selten zur Blüte kommt im Menschen, wenn ihm zu viele Wünsche erfüllt und zu wenige versagt werden.

Leid und Schicksalsschläge treffen nicht nur Erwachsene. Auch Kinder werden von schwerem Siechtum heimgesucht oder im zarten Alter sterben ihnen die Teuersten, oder es kommt Not und Unfriede übers Haus. Da kommt dann alles darauf an, was sie aus

ihrem Leide machen. Sollte über Euch und Euer Haus jemals eine solche dunkle Wolke heranziehen, so faltet die Hände und sagt Euch in frommer Erwartung: Jetzt werde ich das Höchste lernen dürfen, was dem Menschen gegeben wird: die Geduld, die niemals klagt und niemals weichet, das Mitleid, das niemals grollt und niemals zürnt, die stille Hülfe, die immer neue Wege der Rettung findet — das große Wunder und Geheimnis eines starken Herzens!

---

2. Selig sind, die da Leid tragen.

Habt Ihr schon einmal das Wort Christi gehört: Selig sind, die da Leid tragen?

Wie ist dieses Wort wohl zu verstehen? Wie kann denn ein Mensch selig sein, weil ihm ein Unglück begegnet? Tun wir nicht Alles, um das Unglück von uns fern zu halten? Und da heißt es nun plötzlich: Es ist gut für euch, wenn euch ein Leid trifft. Wie erklärt ihr das? Warum kann das Leid gut für uns sein?

Sagt einmal, wobei werden eigentlich unsere Muskeln stärker, wenn wir mit der Bergbahn auf einen Berg fahren oder wenn wir zu Fuß hinaufsteigen?

Die Antwort ist klar. Es ist besser für uns, daß wir den Widerstand der Steigung zu überwinden haben, als daß es die Bahn für uns tut. Meint ihr nun nicht auch, daß es recht gut für uns sein könnte, wenn wir im Leben mit schwierigen Schicksalen und Widerständen zu kämpfen haben — statt daß wir nur so glatt im Glück dahin fahren und Alles mühelos erfüllt wird was wir wünschen? Werden nicht vielleicht manche Kräfte in uns gestählt, die sonst ungeübt bleiben würden, und lernen wir nicht Vieles kennen, wofür wir sonst blind sein würden — so wie man die Schluchten des Berges auch besser kennen lernt, wenn man zu Fuß geht, als wenn man hoch oben auf der Eisenbahnbrücke darüber hinfährt?

Wer z. B. nie krank gewesen ist, der weiß nicht, wie dem Kranken zu Mute ist. Er kann darum auch nicht das rechte Mitgefühl und die rechte Hilfe für seine kranken Mitmenschen haben. Wer nie krank ist, der erfährt auch nie, wie groß die Kraft des Geistes über den Körper ist. Er hat keine Gelegenheit, es zu erproben. Selig darum, wer die rechte Gelegenheit im Leben erhält, sich geistig zu stählen im Kampf mit dem Körper. Oft leidet ein Kranker schwer unter seiner Untätigkeit. Als ob die stille Geduld und der liebevolle und bescheidene Umgang mit denen, die ihn pflegen, nicht auch eine Tätigkeit wäre — und zwar eine Tätigkeit, die ihn zu einem Lehrer und Seelsorger für Alle macht, die von ihm hören! So kann sein Leid ein segensreiches Geschick für ihn und Andere werden!

Darum wird der tapfere Mensch auch die Krankheit nicht als ein bloßes Unglück, sondern auch als einen Gewinn betrachten.

Stellt euch einmal vor, in einem Hause stirbt der Vater. Gewiß gehört das zu dem schwersten Leide, das dem Menschen widerfahren kann. Aber der Trost Christi würde auch hier sein: Du kannst aus deinem Leide eine Seligkeit gewinnen, wenn du nun Vaterstelle bei deinen jüngeren Geschwistern vertrittst und eine männliche Hilfe für deine Mutter wirst. Daß das Leben schwerer wird für dich, das ist das Glück, was dir zum Trost für das Unglück gegeben wurde! Dein Wille und deine Liebe werden stärker und reicher werden durch die größern Aufgaben, die ihnen nun gestellt sind.

Oder nehmt den Fall, daß schwere Geldsorgen in eine Familie kommen. Wo ist da die Seligkeit bei solchem Leide? Sie kann darin liegen, daß durch die Not alle Mitglieder der Familie enger miteinander verbunden werden und daß ein Wetteifer der Selbstlosigkeit und des Verzichtens beginnt, der die Geschwister für das ganze Leben segnet und stärkt. Und auch darin liegt der Gewinn eines solchen Unglücks, daß wir rechtzeitig die Not und die Stürme des Lebens kennen lernen, das macht uns reifer für unsern eigenen

Kampf mit dem Schicksal und es macht uns nachsichtiger und mitleidiger mit den Andern.

Goethe hat einmal über den heilsamen Unterricht, den wir im Unglück genießen, folgende Worte gesagt:

> Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
> Wer nie die kummervollen Nächte
> Auf seinem Bette weinend saß,
> Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Die himmlischen Mächte — das sind alle die rettenden Gedanken, die hilfreichen Vorbilder der Standhaftigkeit und Geduld, die aus dem Denken und Leben der großen Menschen kommen und die erst im Unglück wahrhaft zu leuchten beginnen, sowie ja auch die Sterne nicht am Tage sichtbar sind, sondern erst, wenn die Sonne versunken ist. Wer nie sein Brot mit Tränen aß — der kennt sie nicht, diese himmlischen Mächte.

---

3. Der Weckruf.

Ihr erinnert euch gewiß aus der Sage vom trojanischen Krieg, wie es Odysseus gelang, den Achilles in das Feldlager zu holen, der von seiner Mutter, damit man ihn nicht entdecke, in Mädchenkleidern mit den Töchtern eines Königs erzogen wurde. „Ich bekomme es sofort heraus, wer unter den Mädchen der Jüngling ist", sagte Odysseus und ließ plötzlich vor dem Königshause, wo Achilles versteckt wurde, die Kriegstrompete blasen. Da flüchteten die Mädchen in wilder Angst, der Jüngling aber griff zu den Waffen, die an der Wand hingen. So wurde er erkannt.

Wer unter den Menschen ein Held und wer ein Weichling und Feigling ist, das erkennt man sofort, wenn draußen das Unglück an die Türe klopft.

Der Tapfere wird sofort zu den Waffen des Geistes greifen, er wird sich nicht überrumpeln lassen. Er wird unverwundbar sein wie Achilles, weil er die Kraft hat, aus jedem Unglück ein Glück zu

machen. Denn darin besteht der Kampf gegen das Unglück, daß man den höheren Gewinn daraus zu ziehen weiß, statt zu unterliegen oder schreiend die Flucht zu ergreifen.

Da hat sich neulich ein Schüler das Leben genommen, weil er nicht versetzt wurde. Die Trompete des Unglücks tönte in sein Leben. Er wurde von der Angst fortgerissen, statt zu den Waffen zu greifen und das Unglück zu zwingen, ihm ein Gehilfe zum Glück zu sein — sowie in dem alten Märchen ein Zauberkundiger die bösen Geister in seinen Dienst zwingt, damit sie ihm Gold und Edelstein verschaffen.

Was sind die Waffen gegen den Schmerz des Sitzenbleibens in der Schule? Erstens der feste Vorsatz, aus dieser Niederlage die Kraft zu neuen Entschlüssen zu nehmen, die man vielleicht nie gefaßt hätte, wenn Alles glatt gegangen wäre. Und dann der Entschluß, auf anderen Gebieten das doppelt einzuholen, was man dort versäumt hat: Eine Stütze der Mutter, ein Beispiel der Liebe und Geduld für die Geschwister, eine Hilfe zur Ordnung für das ganze Haus zu werden. Ein ganzer Ahnensaal voll Waffen hängt bereit, er braucht nur zuzugreifen, lauter neue Entschlüsse und Angewöhnungen!

Habt Ihr einmal einen Schmied gesehen, wie er mit nerviger Faust das Eisen verarbeitet, oder eine Fabrik, in welcher auf der einen Seite der Rohstoff des Metalls hineinfährt, und auf der andern Seite die schönsten Werkzeuge und Geräte herauskommen?

Der Mensch soll solch' eine Hammerschmiede sein, wo aller Rohstoff in ein Werkzeug zur Arbeit verwandelt wird. Das Unglück ist der Rohstoff — der Hammerschmied bist Du, der den Rohstoff verarbeitet zu einem Werkzeuge des tapfern, tätigen Lebens!

„Prüft das Geschick Dich — es weiß wohl warum,
Es wünscht Dich enthaltsam — folge stumm!“

Demut.

1. Die Gefahren des Reichen.

„Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr komme, als ein Reicher in das Himmelreich."

Versteht Ihr wohl, was mit diesem Worte Christi gemeint ist?

Sagt einmal: Ist es eigentlich eine Gefahr für einen Knaben, wenn er sehr viel Taschengeld bekommt? Und warum?

Er lernt alle seine Begierden befriedigen und wird nur zu leicht der Sklave seines Körpers. Sein Appetit nach leckeren Sachen und nach Wohlsein wird schließlich so anwachsen, daß er stärker wird als die Rücksicht auf die Mitmenschen. Und dadurch wird er hart und kalt im Herzen werden und nur sein liebes Ich im Sinne haben.

Ich sage nicht, daß jedes Kind mit viel Taschengeld so werden muß. Aber die Gefahr ist groß. Es ist ungeheuer schwer, sich selbst den Zwang aufzuerlegen und enthaltsam und einfach zu bleiben. Darum muß ein reiches Kind, um ein selbstloser Mensch zu werden und nicht ein Gaumenmensch und Magenmensch, tausendmal mehr auf sich selbst aufpassen als ein armes Kind. Dem armen Kind versagt das Leben die leckeren Wünsche, das reiche Kind muß es sich selbst versagen. Dazu aber gehört schon ein sehr starker Geist — und den hat nicht jeder. Darum heißt es: Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr komme, als daß ...

Die Schleckergefahr aber ist nicht die einzige Gefahr. Denkt

daran, wie es oft einem Kinde geht, das reich geboren ist. Von allen Seiten wird es in Versuchung gebracht, übermütig und dreist mit den Menschen umzugehen, weil man sich immer vor dem Golde seiner Eltern beugt und ihm Vieles durchgehen läßt, das man einem armen Kinde übel ankreiden würde — so merkt das arme reiche Kind gar nicht, daß ihm von früh an seine eigenen Fehler versteckt werden, bis es eines Tages in die große Welt kommt und mit seinen nachlässigen Gewohnheiten überall Ärger und Abneigung erntet.

Habt Ihr schon einmal Schillers Gedicht „Der Ring des Polykrates" gelesen? Bei den alten Griechen herrschte der Glaube, daß ein Mensch der Rache der Götter verfallen sei, wenn es ihm allzu gut gehe im Leben und allen seinen Wünschen Erfüllung würde. Schillers Gedicht erzählt nun von dem König Polykrates von Samos, dem jegliches Unternehmen glückte und der deshalb aus Furcht vor der Rache der Götter seinen kostbarsten Ring ins Wasser warf, um die Götter zu versöhnen. Ein Fisch verschluckte den Ring und am nächsten Tage brachte ihn ein Fischer, der ihn im Magen des Fisches gefunden hatte. Da wurde Polykrates von allen seinen Freunden verlassen. Und bald darauf brach seine Herrschaft zusammen. Mit dieser Erzählung soll im Grunde auch nur gesagt werden, daß Glück und Gelingen nur zu leicht übermütig macht und dem Menschen die rechte Rücksicht und Bescheidenheit nimmt, sodaß sich Groll und Neid aller Vernachlässigten und Verletzten über seinem Haupte zusammenzieht und sein Leben verdunkelt und vernichtet. Um sich dagegen zu sichern, dazu genügt es allerdings nicht, einen Ring ins Wasser zu werfen. Dazu schütteln die Götter den Kopf. Und wenn Eins unter euch ist aus reichem Hause und wirft eine kostbare Porzellanvase in tausend Stücke und sagt dann der Mutter, wenn sie erschreckt hereinstürzt: „Ich wollte die Götter mit unserm Glück versöhnen", so kennt er die Götter schlecht. Nein es bedarf viel mehr: Man muß seine eigene Überhebung und Dreistigkeit zum Opfer bringen und sich täglich üben an Andere zu denken und die geringer Gestellten

mit Feinheit zu behandeln. Das ist viel schwerer als Ringe ins Wasser zu werfen — aber solche Opfer stellen dann auch die Götter zufrieden, d. h.: Die Liebe die wir ausstreuen, die wird uns ein heiliger Schutz, der über all unserm Wirken und Unternehmen waltet."

---

2. Die Gefahren des Steigens.

Von den Gefahren des Bergsteigens liest man viel. Im Sommer geht kaum ein Tag vorbei, an dem die Zeitungen nicht von einem Unglück zu berichten haben. Lawinen, Steinschläge, Nebel, Gletscherspalten, Ausgleiten — das sind so einige von den Gefahren, von denen man am meisten hört. Die größte Gefahr bei allen steilen Felsenklettereien ist und bleibt aber der Schwindel. Würde der Kletterer ruhig auf die hohe Felswand blicken, die er zu erklimmen hat, so käme er vielleicht sicher hinauf. Aber es lockt ihn, in die Tiefe zurückzublicken zu den Wohnungen der Menschen, um zu sehen, wie weit er's schon gebracht, wie hoch er schon über der Welt da unten schwebt. Kaum aber hat er sich umgewandt, da ist's, als reiße ihn eine Zaubergewalt in die furchtbare Tiefe, er verliert den Halt und stürzt in wenigen Sekunden die Abgründe hinunter, an denen er stundenlang emporgestiegen war. Der Märchenmaler Moritz von Schwind hat das in einem Gemälde ergreifend dargestellt: wie der Bergjäger am Felsen klebt und eine Nebelgestalt an ihn heranschwebt und ihre Arme lockend um seinen Hals legt, um ihn hinunterzuziehen.

So ist es aber nicht nur beim Bergsteigen. Auch wenn der Mensch das Verlangen hat, besser und reiner zu werden und emporzusteigen über das Nebeltal der niederen Wünsche, hinauf zu den höchsten Zinnen der Selbstüberwindung — auch da lauern schwere Gefahren auf ihn. Und auch da ist es die größte Gefahr des Absturzes, wenn der Mensch nicht vorwärts schaut auf das höchste Ziel, sondern sich rückwärts wendet, um stolz zu genießen, wie weit er die

Andern überholt hat, wie tief die kleinen Hütten da unten im Tale noch dämmern, während ihn schon die Morgensonne bestrahlt. Wer besser werden will, der darf nie hinter sich und unter sich sehen, um sich seiner Höhe über den Andern zu freuen: Weil sonst der Hochmut wie ein Schwindel an ihn heranschwebt und ihn rettungslos in die Tiefe reißt: denn Tugend mit Dünkel ist der schwerste Fall, den der Mensch tun kann —, es ist dann Alles umsonst, was er gestiegen ist — er stürzt in die dunkle Tiefe der Herzenskälte hinab, er ist für die Höhe auf ewig verloren. Vor diesem Schwindel kann sich der Mensch nur bewahren, wenn er nie an das denkt, was er schon getan und erkämpft hat, sondern nur an das Ziel in der Höhe, wenn er die Augen fest richtet auf das Beispiel der reinsten und größten Menschen und sich ganz erfüllt mit dem Gefühl, wie tief er noch unter ihnen ist und wieviel noch vor ihm liegt. Dann ist er gefeit gegen den Schwindel.

